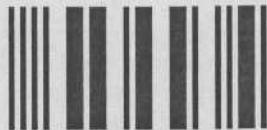


Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0935

Aktenzeichen

6/13/2

Titel

Briefe von Schwester Ilse Martin an die Kinder in Deutschland

Band

Laufzeit 1953 - 1973

Enthält

auch: Briefe von Christa Sahn; Schriftwechsel mit Missionsverlag zur Veröffentlichung der Briefe; gedruckte Belegexemplare der "Kinderbriefe"; persönliche Briefe an Ilse Martin von Schülern einer 9. Klasse in Lübeck

Karl-Friedrich Paetow
Gotthard-Kühl-Volksschule
bisher Rangenberg-Volksschule

24 Lübeck, den 12. 2. 1973
Lortzingstr. 27

An
Schwester Ilse
Gossner Mission
1 Berlin 41
Handjery Str. 19/20

Liebe Schwester Ilse !

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen der Briefe. Sie sehen, daß wir uns intensiv mit Ihrem Buch und Ihren Ideen beschäftigt haben. Ich hätte Sie gern noch einmal bei uns in Lübeck begrüßt, aber ich weiß ja, wie knapp die Zeit während eines Deutschland-Urlaubs bemessen ist. Ich wünsche Ihnen alles Gute und viel Spaß.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr

Karl-Friedrich Paetow

Herrenwyk den, 25.1.1973

Sehr geehrte Schwester Ilse!

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen schreibe. Das hat folgenden Grund: Am Anfang der 9. Schuljahres sprachen wir über Entwicklungshilfe. Unter anderem auch von Indien. Herr Paetow, unser Klassenlehrer, den Sie sicherlich kennen werden, erzählte uns viel über die Menschen und Sie. Er zeigte uns Dias und Filme von Indien. Er las uns aus Ihrem Buch vor, und stellte uns Herrn Bruhns vor, den Sie sicherlich auch kennen. Wie Sie vielleicht wissen, fährt er jetzt nach Sambia zu den Tongas, am Stausee, die Probleme mit der Bewässerung haben.

Nun bin ich in der 9. und letzten Schuljahr und verlasse die Schule im Sommer dieses Jahres. Ich gestatte mir jetzt ein paar Fragen:

Wie gefällt es Ihnen in dem Dorf Takarma?

Kommen Sie mit Ihnen indischen Schwestern gut zurecht?

Warum haben Sie diese schwere Arbeit als Missionarin in Indien ausgesucht?

Bringt Ihnen der Beruf Freude?

Nun möchte ich Sie nicht mehr mit meinen Fragen belästigen. Wenn Sie einmal Lust und Zeit haben, können Sie ja der Klasse schreiben. Aber nur bis zum Juni, denn dann werden wir aus der Schule entlassen. Und nun mache ich Schluß. Gönnen Sie sich einmal ruhig ein paar Stunden Freizeit.

Hochachtungsvoll

... Andreas... Neisel.....

Kronenwyk, den 23. I. 1973

Sehr geehrte Schwester Ilse!

Ich bin Schülerin der 9. Klasse und habe durch meinen Lehrer, Herrn Paetow, viel über Sie und Ihre Arbeit erfahren.

Da mir die Probleme der Dritten Welt in etwa geläufig sind, finde ich es immer wieder großartig, daß sich Leute bereit finden, in diese unterentwickelten Länder zu gehen, um den Menschen dort mit Rat und Tat zu helfen.

Gerade im Gesundheitswesen muß dort viel getan werden. Ich finde es bewundernswert, wie Sie mit zwei Kolleginnen Tag für Tag ohne geringsten Feierabend und Urlaub an die 60-100 Kranke versorgen und behandeln.

Von meiner Tante Linda, die als Krankenschwester an einem großen Krankenhaus hier arbeitet, weiß ich, wie schwer die Arbeit selbst bei günstigen Arbeitsbedingungen und modernsten Einrichtungen ist.

Wenn man sich nun vorstellt, unter welchen primitiven Voraussetzungen und klimatischen Verhältnissen, ohne geringsten Feierabend und Urlaub Sie Ihre Arbeit leisten müssen, kann ich Ihnen nur meine Hochachtung aussprechen. Um diese schweren, aufopfernden Arbeit durchzustehen, braucht man sicherlich viel Kraft und Idealismus. Ich weiß nicht, ob ich die Energie aufbringen könnte, um so etwas zu leisten.

Bitte schreiben Sie mir mal wieder.

Meine Adresse:

Schiltraud Skeris

24 Lübeck 44

Brennestr. 149

In aufrichtiger Bewunderung

Schiltraud Skeris

24.1.73

Lehr geehorte Schwestern Ilse!

Sie werden wahrscheinlich erstaunt sein, von einem Schüler, den Sie nicht kennen, einen Brief zu erhalten. Mit unserem Lehrer, Herrn Paetow, sprachen wir über Ihre Aufgabe im Takarma. Ich bin jetzt 14 Jahre alt und gehe in die 9. Klasse der Rangenberg-Volksschule.

Ich kann mir einfach nicht vorstellen, warum Sie sich entschlossen haben, sich so für andere Menschen aufzuopfern. Fehlt es Ihnen nicht an hübschen Mädchen aus Deutschland, die Sie dort bestimmt nicht bekommen? Vermissten Sie nicht Fernseher, Kino, Theater und sonstige Vergnügen? Hier ist das Wetter naß, kalt und trübe, Sie haben sicher besseres Wetter, nicht wahr?

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie trotz Ihrer vielen Arbeit, die Zeit hätten, zurückzuschreiben.

Ich wünsche Ihnen weiterhin großen Erfolg bei Ihrer Arbeit

Mit freundlichem Gruß

Gerhard Klingbeil

Lübeck d. 25.1.23

Sehr geehrte Schwestern Ilse,

Gie wundern sich sicher, warum ich Ihnen diesen Brief schreibe. Wir haben einen Klassenlehrer, Herrn Paetow, der uns viel über das Land ernährt hat. Wir haben auch Dias über Indien gesehen. In einer Schulstunde haben wir auch über Ihre Arbeit gesprochen, und wir haben beschlossen, Ihnen einen Brief zu schreiben.

Eigentlich bewundere ich Sie, weil Sie so eine verantwortliche Aufgabe haben. Ich möchte später auch einmal so eine Aufgabe haben, aber nicht in Ihrer Tätigkeit, denn ich möchte K.f.Z Mechaniker werden. Ich habe auch meinen Eltern von Ihnen ernährt und sie wollten es nicht glauben, daß es noch so ein hilfsbereiter Menschen gibt. Ich bin derselben Meinung wie meine Eltern, denn wer von morgens 6 bis abends 6 arbeitet, wer jeden Tag 60-100 Kranke behandelt, der hat wirklich eine Erholung verdeckt. Ich hoffe, Sie schreiben bald wieder ein Buch, denn es wird bestimmt interessant.

Ich wünsche Ihnen und Ihren Mitarbeitern noch viel Glück und noch viele erfolgreiche Jahre

Es grüßt Sie herzlich

Konrad - Dieter
Büchler

Liebe Schwester Ilse!

Ich heiße Hartmut Thelling und gehe in die 9 Klasse der Rangenbergschule. Sie werden sich vielleicht wundern, wieso ich Ihnen schreibe. Wir haben mit Herrn Paetow über Sie gesprochen. Ich finde es erstaunlich, daß Sie in Taharma mit 3 anderen Krankenschwestern versuchen, den kranken Menschen zu helfen. Sicher gibt es bei Ihnen andere Krankheiten als bei uns in Deutschland. Hoffentlich ist bei Ihnen das Wetter besser, als bei uns. Ich könnte nicht so wie sie in Taharma arbeiten, denn ich habe mich schon zu sehr an zu Hause gewöhnt, und ich glaube, ich könnte den Fernseher auch nicht verlassen. Wir haben auch ein paar Geschichten aus Ihrem Buch gelesen. Falls Sie uns auch einmal schreiben wollen, können Sie mir ja die Fragen, die ich Ihnen jetzt stelle, beantworten. Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, nachdem Sie Krankenschwester geworden waren, Deutschland zu verlassen, um nach Taharma zu gehen? Gibt es eigentlich bei Ihnen noch Menschen, die, obwohl sie krank sind, nicht zu Ihnen kommen? Ich wünsche Ihnen alles Gute und viel Glück bei Ihrer Arbeit.

Mit freundlichem Gruß
Hartmut Thelling

Dübeck, den 24.1.73

Liebe Schwester Ilse

Möchte Ihnen auch ein paar Zeilen schreiben. Ich heiße Dieter Riechert und bin Schüler der 9a der Langenberg-Volksschule. Sie werden sich fragen, wie ich Ihnen schreibe. Vor einigen Tagen sprachen wir im Unterricht darüber, wie man anderen Menschen helfen kann. Auf dieses Thema sind wir durch eine Weihnachtsgeschichte gekommen, die unser Klasslehrer Herr Pastor uns vorgelesen hat. Die Geschichte spielt in (altem) Japan. Sie handelt von einem Studenten, der am Weihnachtstag in die Slums von Kobe sieht, um dort vom Christentum zu predigen.

Ich finde es sehr gut, daß Sie sich um die Menschen in Jakarta kümmern. Sie haben sicherlich viel Freude an Ihrem Beruf, ich an Ihrer Stelle, würde es in Jakarta nicht lange aushalten. Unser Klasslehrer hat uns schon viel von Ihnen und von Ihrer Arbeit erzählt. Sie müssen bestimmt an jedem Tag eine Menge zu erledigen. Wie sind Sie Krankenschwester in Jakarta geworden? Wie verstehen Sie sich mit den Kranken. Es gibt wohl in Jakarta einige Kranken mit schweren Krankheiten, die besonders gepflegt werden müssen. Mußten Sie schon Patienten wieder nach Laage, weil alle Betten des Hospitals besetzt waren? Wie sind Sie nach Jakarta gekommen?

Ist das Wetter in Jakarta gut? Bei uns hier in Deutschland ist im Augenblick kein gutes Wetter, alle Tage ist es feucht und nörgelig. Wenn Sie Lust und Zeit hätten, können Sie ja an die Klasse einen Brief schreiben und einige Fragen beantworten. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg bei Ihrer Arbeit.

Mit freundlichem Gruß
Dieter Riechert

Lübeck, den 24.1.73

Lehr gehegte Schwestern Ilse!

Sie werden sich bestimmt wundern, daß wir Ihnen schreiben, aber Herr Baetow, unserer Klassenlehrer, hat uns viel über Sie und Ihre Arbeit erzählt. Da haben wir uns überlegt, wie wir Ihnen eine kleine Freude bereiten könnten. Wir konnten es kaum fassen, was Sie für Arbeit im Tarkarma verrichten und wie viel Freizeit Sie dafür opfern müssen. Schließlich haben Sie ja 35-Bettlägerer und täglich 60-100 Patienten, die sich impfen oder eine Spritze verschreiben lassen. Das bringt viel Arbeit mit sich.

Aber Sie finden bestimmt viel Freude an Ihrem Beruf, denn es muß ein gutes Gefühl sein, anderen Menschen zu helfen. Ich glaube, daß man für diesen Beruf viel Geduld haben muß, deshalb könnte ich ihn nicht ausüben.

Da wir eine 9. Klasse sind, kommen wir im Sommer 1973 aus der Schule. Am Ende des Schuljahres wollen wir noch einen Ausflug nach Sylt machen. Wenn wir Glück haben, können wir uns 10 Tage sonnen und baden gehen.

Eigentlich müßten wir jetzt Winter haben, aber es ist noch keine einzige Schnullock gefallen. Dafür regnet es oft genug. Sie haben bestimmt keine Sorgen mit dem Wetter!

Nun möchte ich aber schließen, denn Sie haben ja nicht nur meinen Brief zu lesen. Ich wünsche Ihnen noch viel Glück und Erfolg in Ihrem Beruf. Seien



Sie herzlich begrüßt von

Annika Birnbaum

Rangenberg, den 24.1.73

Sehr geehrte Schwester Ilse!

Wenn dieser Brief bei Ihnen eintrifft, nehme ich an, daß Sie nicht schlecht staunen werden. Durch unseren Klassenlehrer, Herr Paetow, haben wir über Ihre Aufgabe und Hilfe in Takarma gesprochen.

Ich bin jetzt 14 Jahre alt und werde im einem halben Jahr die Rangenberg-Volksschule verlassen, um einen Beruf zu erlernen. Ich will, aber ich kann es einfach nicht glauben, daß eine in Frau einem christlichen Dorf arbeitet und hilft, wo sie nur kann. Vermissten Sie nicht Kino, Theater, Fernsehen, Stadtbummel und sonstige Vergnügen?

Aus dem Buch, "Briefe aus Indien," erfahren wir, daß Sie auch noch ein paar Mitarbeiter haben, wie Dr. Hino, den Pastor, usw. Einer der Haupttreffpunkte in Takarma, ist wohl das Krankenhaus? Wir erfahren, daß dort 35-40 Menschen bettlägerig sind, und täglich kommen von weither 60-100 kranke Menschen. Obwohl Sie kein Doktor sind, können Sie mit dreien nie ein Mediziner umgehen. Sie pflegen alte und auch junge Menschen, legen neue Verbände an und impfen. Wirst das nicht zuviel? Nehmen Sie sich oft Freizeit, oder können Sie es gar nicht?

In einem anderen Buch standen diese Sätze:

„Viele Dinge werden in Bewegungen gebracht
durch Aufruhr und Streit.

Viele ist mächtiger als Aufruhr.

Die Einsamkeit hört nicht auf, auch nicht un-
ter Christen.“

Den diese Sätze halten sich die wenigsten. A-
ber in diesen Wörtern spricht die Wahrheit.

Ich wünsche Ihnen viel Glück bei ihrer
Arbeit im Taberna und hoffe, daß unsere
Klasse vielleicht auch mal einen Brief
von Ihnen erhält.

Mit freundlichen Grüßen
Mathias Fischer

Übbecke, den 24.1.73

Sehr geehrte Schwestern Ilse!

Sicher werden Sie erstaunt sein, von jemandem, den Sie gar nicht kennen, einen Brief zu bekommen. Doch wenn Sie hören, daß Herr Paetow unser Klassenlehrer ist, bedarf es wohl keiner weiteren Erklärung. Mein Name ist Frank Belcke, und ich bin 15 Jahre alt.

Wir haben schon viel von Ihnen und Indien gehört, daß Sie dort sehr viel leisten müssen um den vielen Kranken zu helfen und sie zu heilen. Sicher sind diese Menschen Ihnen sehr viel dankbarer als manch ein Deutscher, denn Ärzte sind dort sehr wenige. Abgesehen davon, daß es Ihnen als Deutsche gewiß nicht leicht fällt, sich in den fernsten Orient zu begabten, so beweile ich Sie doch um des fernen Gegenst., der fremden Sitten und Gebräuche, um das Stück Erde, das Sie schon gesehen haben. Auch Herr Paetow ist von diesem Land sehr beeindruckt. Sogar unser Klassenfest könnte ein Indisches-Essen, sehr pikant. Ja, ich finde, man müßt zuerst einmal selbst dortgewesen sein, um richtig begeistert zu sein. Falls mir einmal die Gelegenheit geboten wird wird, diese Reise anzutreten, bereue ich Sie bestimmt. Ich wünsche Ihnen aller Güte und viel Freude bei Ihrer hilfreichen Tätigkeit und grüße Sie inzwischen herzlich

Frank Belcke

Sehr geehrte Schwester Ilse,

unser Lehrer hat einiges über Sie erzählt. Sie kennen ihn sicher, es ist Herr Paetow. Dann haben wir aus einem Buch einige Briefe von Ihnen vorgelesen, so daß wir gerade wissen, daß Sie eine Krankenschwester sind und in Takhoma ein Krankenhaus leiten. Ich meine, daß es gerade für eine Frau sehr schwierig muß, täglich 30-35 Kranke, Kinder zu behandeln. Aber jetzt genug von dem, ich möchte Ihnen etwas über mich schreiben. Mein Hobby sind Tiere, und so haben wir, (meine Familie, auch einige. Ich möchte sie Ihnen aufzählen. Wir haben 2 Dackel, einige Kaninchen, 2 Meerschweinchen, 3 Wellensittiche, 1 Hamster, 3 Enten im Winter und über 50 im Sommer und nicht zu vergessen die 150 Fischfische. Unsere Wohnung ist einrichtiger kleiner Zoo. Haben Sie auch Tiere? Ich denke dabei an Papageien. Nun werden Sie sicher fragen, was ich so den ganzen Tag treibe. Ich stehe um 7 Uhr auf, gehe dann zur Schule. Aber zum Mittagessen bin ich dann wieder zu Hause und habe den ganzen Nachmittag frei. Natürlich muß ich die Hausaufgaben auch nachmittags machen, aber das fällt nicht so ins Gewicht. Unsere größte Anschaffung ist ein Opel-Rekord, und jetzt möchte ich schlafen.

Mit freundlichem Gruß
Peter

Lübeck den 24. 1. 73

Sehr geehrte Schwester Ilse!

Sie werden sich sicherlich fragen, warum ich Ihnen schreibe.

Das kam so, Herr Pastow, unser Massenlehrer war ja auch in Indien. Er erzählte uns oft von dem Land, von den Menschen und von seiner Arbeit. Um die Weihnachtszeit kam die Klasse auf den Gedanken, auch einmal anderen Menschen zu helfen.

Wir sammelten Spielzeug für ein Kinderheim. Eine Massenkameradin machte den Vorschlag, auch einmal an einen anderen Menschen zu schreiben. Die Klasse war damit einverstanden. Nur wußteten wir aber nicht, an wen wir schreiben sollten. Nun half uns Herr Pastow, er machte uns den Vorschlag, an Sie zu schreiben. Er erzählte uns von Ihrer Arbeit in Indien. Was Sie und Ihre Mitarbeiter dort leisten, finde ich einfach großartig. Es gibt nicht sehr viele Menschen, die in ein fremdes Land gehen, um den Menschen zu helfen. Dazu gehört sicherlich sehr viel Mut.

Wird es Ihnen denn nie zuviel, die Kranken zu betreuen?

Die Hitze muß ja unerträglich sein, oder haben Sie sich schon daran gewöhnt. Sicherlich macht Ihnen Ihr Beruf sehr viel Spaß, sonst würden Sie ja nicht die vielen Strapazen auf sich nehmen.

Ich wünsche Ihren Kranken eine gute Besserung, Ihnen und Ihren Mitarbeitern ein erfolgreiches Jahr.

Hochachtungsvoll
Frank Wink

Lübeck, den 23.1.1973

Sehr geehrte Schwester Ilse!

Ich bin eine Schülerin aus der 9. Klasse der Rangenberg - Volksschule, wohne in Hennewyk und bin 15 Jahre alt. Meine Hobbies sind basteln, tanzen und schwimmen.

Wir haben einmal über Helfer gesprochen. Da kam unser Klassenlehrer, Herr Peltow, auf Sie zu sprechen. Wir beschlossen, einen Brief an Sie zu schreiben. Um einen Brief an Sie schreiben zu können, müßten wir etwas über Sie wissen. Wir haben einige Geschichten aus Ihrem Buch gelesen.

Es ist eine Leistung, die Sie vollbringen, denn Sie versorgen am Tag 60-100 Kranken und sind von morgens früh 6 Uhr bis abends 6 Uhr und noch später auf den Beinen. Mir würde Ihr Beruf auch gefallen, denn es ist sehr lehrreich und würde mir bestimmt auch Spaß bringen. Man lernt die verschiedensten Krankheiten, die es in Indien gibt, kennen. Hoffentlich wissen die Kranken Ihre Hilfe zu schätzen. Jetzt habe ich noch einige Fragen an Sie. An welchen Krankheiten leiden die Menschen hauptsächlich, die in Ihrem Hospital liegen? Wie lange liegen die Menschen mit ihren Krankheiten im Hospital? Wenn eine Operation stattfinden soll, aus welcher Stadt müßte dann der Arzt kommen? Wie benennt man die schwerste Krankheit, die die Menschen in Indien haben? Aus wie vielen Räumen besteht das Hospital?

Ich wünsche Ihnen viel Erfolg und
Gesundheit. Für die Kranken wünsche ich gute
Besserung. Wenn es Ihre Zeit erlaubt, würden
wir uns freuen, von Ihnen auch einen Brief
zu erhalten.

Mit

freundlichem Gruß
Sabine Rogge

Lübeck, den 25. 1. 1973

Schreibt Schwestern Ihre!

Mein Name ist Fred Zilian, und ich bin 14 Jahre alt. Sie werden wohl erstaunt sein, daß ich Ihnen diesen Brief schreibe. Unser Klassenlehrer, Herr Paetow, hat uns während des Schulunterrichts über Ihre Tätigkeit als Krankenschwester berichtet. Das Buch, (die Briefe die sie an eine Jugendgruppe geschrieben haben) das Sie veröffentlicht haben, hat Herr Paetow für den Deutschunterricht mitgebracht. Es würde mich interessieren, warum sie Ihren Beruf in Indien ausüben. Hier in Deutschland steht oft in der Zeitung, daß Krankenschwestern gegen gute Bezahlung gesucht werden. Nach meinen Vorstellungen und dem, was man im Fernsehen zu sehen bekommt, ist Indien ein sehr armes Land. Die Menschen sehen alle sehr verhungert aus. Wie kann die Religion das zulassen, wenn Hungersnot im Lande herrscht, daß die kleinen Kinder nicht geschlachtet und gegessen werden dürfen? Es gibt so viele Gründe, in einem fremden Land zu arbeiten, zu leben und sich sehr weit von der Heimat zu entfernen. Liegt es daran, daß sie die Sprache der Menschen lernen wollen, oder die Menschen persönlich, oder aus klimatischen Gründen. Ich möchte meinen, für eine Krankenschwester kann so ein Entschluß auch Berufung sein. Für die Zukunft wünsche ich Ihnen alles Gute und die best Gesundheit. Für eine Antwort von Ihnen wäre ich sehr Dankbar. Die herzlichsten Grüße aus Deutschland sendet Ihnen

Fred Zilian

Lübeck d. 25. 1. 73

Sehr geehrte Schwester Ilse

Ich bin eine Schülerin aus der Klasse
9. der Rangenberg - Volksschule in
Lübeck. Unser Klassenlehrer, Herr
Pector, den sie sicher kennen, hat
uns um die Weihnachtszeit aus ihrem
Buch vorgelesen und von ihrer Arbeit
erzählt. Wir waren vor allem sehr be-
eindruckt, und das ist auch der Grund,
warum wir Ihnen schreiben. Mir
haben die Geschichten aus ihrem
Buch sehr gut gefallen, weil sie wahr
sind denn Geschichten aus dem Leben
sind viel interessanter als erfundene.
Ich glaube, es gehört sehr viel Menschen-
liebe dazu, einen besser verzählten
Beruf in Deutschland aufzugeben,
um als Krankenschwester nach

Tatkarmer zu gehen und dort von
morgens 6⁰⁰ Uhr bis abends 6⁰⁰ Uhr
60 - 100 Kränke am Tag zu behandeln.

Wenn das unsere Ärzte hier in
Deutschland müßten, dann wären
sie sicher noch nervöser als sie
schon sind.

Im Indien ist das Wetter sicher viel
süßer als hier. Es regnet den ganzen
Tag vor sich hin, und alle Leute be-
kommen Grippe. Im Indien gibt
es sicher keine Grippekranken, oder
doch?

Ich wünsche Ihnen weiterhin viel
Erfolg und Ihren Kranken eine
schnelle Genesung

Mit freundlichem Gruß

Martin Steen

Lübeck, den 25.1.73

Sehr geehrte Schwester Ilse!

Ich bin aus einer 9. Klasse der Volksschule -
Pramgemburg.

Ich habe schon sehr viel von Ihnen gehört
und möchte Ihnen daher auch einige Zeilen
schreiben.

Ich bewundere Ihre Leistung. Sie müssen sehr
viel Mut haben, ins Gusland zu fahren, um
60-100 kranken Menschen täglich zu helfen.
Sie werden sich sicher fragen, wie ich dazu
gekommen bin, Ihnen einen Brief zu
schreiben. Unser Lehrer, Herr Paetow, hat viel
von Ihnen erzählt, warum Sie ins Gusland
fahren, und wir haben auch ein Buch von
Ihnen gelesen. Das hatte mich und die
anderen sehr beeindruckt. Wir dachten uns
alle, Ihnen eine kleine Freude zu bereiten,
wenn wir Ihnen einen Brief schreiben.
Ich glaube, ich könnte es nicht fertig

bringen, so wie Sie 60-100 Patienten täglich behandeln.

Wie lange bleiben Sie immer im Ausland?

Welche Sprachen müssen Sie beherrschen?

Wie lange arbeiten Sie am Tag?

Bringt Ihnen der Beruf Spaß?

Haben Sie viel Freizeit?

Damit Sie von mir auch einem kleinen Einblick bekommen, werde ich auch etwas von mir schreiben.

Früher wollte ich auch Krankenschwester werden, aber heute finde ich mich für diesen Beruf nicht mehr geeignet.

Ich habe auch einige Hobbys. Ich bin sehr viel für Sport. Schwimmen zum Beispiel. Und dann lese und sticke ich auch gerne. Stickere bringt mir am meisten Spaß. Ich sticke gerade ein Wandbild.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie einige Fragen beantworten würden. Ich wünsche mir

seht, von Ihnen persönlich einmal Post
zu bekommen.

Ich wünsche Ihnen herzlich alles gute
und recht viel Erfolg.

Hochachtungsvoll

Christiane Heyert

Lübeck, den 23.1.43

Lehr gehegte Schwester Ilse!
Ich bin eine Schülerin aus einer
neunten Klasse. Durch unseren
Lehrer, Herrn Paetow, habe ich
viel von Ihnen gehört und
möchte Ihnen deshalb ein
paar Zeilen schreiben.

Meine Hobbys sind
Schwimmen und Tiere. Für
Ihren Beruf würde ich mich
sicher auch interessieren.
Oft habe ich mich gefragt,
ob nicht Krankenschwester
ein geeigneter Beruf für mich
wäre. Ich bewundere Ihren
mut und Ihre Leistungen.
man muß wohl schon viel

Mit Haben, um nach Tax=
Sharma zu fahren und täg=
lich 60-100 kranke Menschen
zu pflegen. Wenn man mir ein
Angebot machen würde, nach
Taxarma zu fahren und dort
kranke Menschen zu pflegen,
würde ich es auch annehmen.

Wir haben das Buch,
das Sie geschrieben haben, ge=
lesen. Es gefiel mir sehr. Am
besten fand ich den Brief
mit dem kleinem Mädchen,
das als Götter verehrt wurde.

Geben Sie manch=
mal Sehnsucht nach Ihren
Familienangehörigen?

Ich möchte jetzt abschließen,
denn Sie haben sicher noch
mehr zu tun. Es würde mich
sehr freuen, wenn Sie mir und
unserer Klasse einmal
wieder schreiben würden.
Ich wünsche Ihnen viel
Erfolg.

Hochachtungsvoll

Brigitte Boden

mit. aber nie lieg. 3 mal
finde ich bei knaf noch
meist am meisten meh tim
dazu kann nicht die ab
-lauer sie meist

noch kein klassenleiter von

zweigedruckt mit

Lübeck, den 24.1.73

Sehr geehrte Schwestern Ilse!

Ich heiße Günter Müller und bin ein Schüler der Rangenberg-Volksschule und gehe in die 9. Klasse. Sie werden sich sicher wundern, weil meine Klassenkameraden und ich Ihnen schreiben, es kam so: Wir lasen eine Geschichte über einen Studenten, der über Weihmachten in die Glums von Kobe zog, um das Christentum zu predigen. Unser Klassenlehrer Herr Paetow erzählte uns von Ihnen und sagte uns, daß Sie ein Hospital leiten und täglich fast an die 100 Kranken zu versorgen haben. Sie werden sicherlich viel Freude an ihrem Beruf haben. Sie haben sicherlich täglich viel Arbeit zu tun. Ich finde

es erstaunlich, daß Sie das Hospital mit nur drei Mitarbeitern führen. Verstehen Sie sich gut mit den Kranken? Mußten Sie schon Kranken nach Hause schicken, weil alle Betten besetzt waren?

Hier in Deutschland ist das Wetter zur Zeit nicht besonders gut, es miselt und regnet fast jeden Tag, ich hoffe, daß es in Indien besseres Wetter gibt.

Ich würde mich freuen, wenn Sie uns schreiben würden

Mit freundlichem Gruß

Günther Müller

Lübeck, den 23. 1. 1973

Sehr geehrter Schwestern

Ihre!

Ich heiße Petra Heppner und bin eine Schülerin der 9 Klasse der Bangenberg-Volkschule. Herr Pastor, unser Klassenlehrer, den Sie sicherlich aus Indien hier kennen werden, hat uns sehr viel von Ihnen und Ihrer Arbeit in dem Dorf Taharma erzählt:

Das Hospital in dem Sie arbeiten wurde am Rande des Dschungels errichtet. Sie haben 3 Schwestern, die Ihnen bei Ihrer Arbeit helfen. In Ihrem Hospital liegen mehr als 35 bettlägerige Patienten. Täglich kommen noch 60-100 Patienten, um sich impfen bzw. Tabletten geben zu lassen. Auch bei Geburten helfen Sie mit. Morgens um 7 Uhr wird eine Andacht von Pfarrer Liro im Hospital gesprochen. Wenn die Andacht beendet ist, gehen Sie, um die morgentliche Visite zu machen. Pfarrer Liro zieht sich in sein Arbeitszimmer zurück. Die drei Schwestern, die Sie zu Hilfe holen, lesen den Patienten manchmal auf Wunsch etwas aus Büchern vor. Manche wollen sogar etwas aus dem neuen Testament vorgelesen bekommen. Wenn Sie und Ihre 3 Schwestern die Arbeit beendet haben, ziehen Sie sich zu Beratung zurück. Am Abend wird eine Lampe auf die Terrasse gestellt.

Ich glaube, daß ich nur wohl genug über

Ihre Arbeit geschmälen Hale, denn Sie wissen bestimmt selbst, wie dort Ihr Tagesablauf verläuft.

Nun werde ich Ihnen etwas über mich erzählen. Wie ich schon schrieb, heiße ich Petra, bin 15 Jahre alt und gehe in der 9 Klasse. Meine Hobbys sind: Musik, Lesen und Schwimmen. Ich gehe auch gern sonntags mit ein paar Freunden ins Kino. Wenn ich in Takaroma wohnen würde, würde ich jeden Sonntag Baden gehen und mich in der heißen Sonne braus brennen lassen. Allerdings geht das nicht, denn ich wohne ja in Lübeck und nicht Takaroma. Wir fahren aber am 15. Juni drei Wochen bevor wir aus der Schule entlassen werden, mit unserem Rektor Herrn Vorwerk nach Sydt. Dort wird es bestimmt auch sehr schön.

Viele Grüße aus
Lübeck sendet am
Ihr lieber Schwestern

Ihre

Petra

Lübeck, den 25.1.73

Jörg Schimanski
24 Lübeck 14
Eisenstr. 21

Sehr geehrte Schwester Ilse,

Sie werden sich sicher wundern, von jemandem einen Brief zu erhalten, den Sie garnicht kennen. Unser Klassenlehrer, Herr Peatow, hat uns sehr viel über Indien, seine Menschen und Ihre Arbeit in Ihrer Krankenstation erzählt. Ich finde es sehr bewundernswert, daß Sie als Frau in einem anderen Kontinent arbeiten und helfen. Ich kann mir gut vorstellen, wenn ich einmal nach Indien kommen würde, daß ich hier nur meinen Urlaub machen könnte, weil ich mir nicht denken kann, daß ich in der großen Hitze, die ja in Indien ist, und in solcher Einsöde arbeiten kann. Ich finde es lobenswert, daß Sie das Klima und die anderen kleinen Sachen auf sich genommen haben, um den kranken Menschen zu helfen. Auch Ihr Buch, daß aus den einzelnen Briefen besteht, finde ich ausgerechnet. Wenn man eine Geschichte gelesen hat, kann ich sagen, ich war in Indien, denn es ist alles so wunderschön beschrieben. Ich wünsche Ihnen noch alles gute in Indien und hoffe, daß Sie viele Kranke gesund machen.

Mit hoher Anerkennung alles Gute,
wünscht

Jörg Schimanski

Lübeck den 25.1.73

Sehr geehrte Schwester Ilse,

wir haben in der Schule einen Brief über Ihre Arbeit im Tschurma gelesen. Das, was dort stand, beeindruckte mich sehr. Und nun hätte ich ein paar Fragen an Sie, vielleicht haben Sie noch mal Zeit, uns zu schreiben. In diesem Brief stand zum Beispiel; daß in Ihrem Hospital etwa 30-35 Kranke jeden Tag zu behandeln sind? Und stimmt es, daß Sie ~~nur~~ nur mit drei Schwestern zusammen die Arbeit im Hospital verrichten, und keiner von Ihnen ist ausgebildet als Arzt?

Mit würde es persönlich langweilig werden, den ganzen Tag Kranke zu behandeln. Wenn ich mir vorstelle, ohne Radio, Fernsehen und elektrisches Licht auskommen zu müssen. Ist es schon eine richtige Tat, die Sie vollbringen müssen. Denn so als zivilisierter Mensch so weit weg von der Zivilbevölkerung ist schon eine Tat.

Jetzt möchte ich Ihnen etwas aus meinem Leben erzählen. Ich angle gerne, bei uns in der Nähe liegt ein Fluß, die Trave, er ist ziemlich verdreckt. Aber an der Mündung in die Ostsee bei dem berühmten Badeort Travemünde kann man ganz gut angeln. Schwimmen kann man hier auch.

Ich bin ein Schüler aus der 9. Klasse und unser Klassenlehrer Herr Pautow, von dem Sie sicher schon gehört haben, erzählte uns sehr viel Gutes über Ihre Arbeit im Tschurma. Nun möchte ich Schluß machen. Viele Grüße Ihr

Gordon Illner

Bielefeld, den 24.1.73

Sehr geehrte Schwester Ilse wir haben
in der Schule einen Brief von Ihnen
gelesen, und ich möchte Ihnen
meine Hochachtung aussprechen.
Macht Ihnen Ihre Arbeit Spaß?
Für mich wäre dieser Beruf nichts,
würd ich ohne Fernsehen und Radio
nicht mehr auskommen könnte.
Und dort könnte ich auch niemals
Robbys nicht nachgehen. Stimmt
es eigentlich, daß Sie am Tag 30-35
Kranke allein in Ihrem Hospital zu
versorgen haben und dann noch
ungefähr 100 Kranke an einem
Tag kommen und von Ihnen
behandelt werden wollen? Was
Sie und Ihre drei Schwestern dort
vollbringen, ist einfach enorm,
und darum ist keines von Ihnen

nichtig als Arzt ausgebildet. Wie ist das Wetter bei Ihnen? Hier in Deutschland ist es kalt und regnerisch. Jetzt möchte ich Ihnen etwas von mir erzählen. Ich gehe in die 9. Klasse der Langenberg-Volksschule und werde im Sommer 1973 aus der Schule entlassen. Dann werde ich wahrscheinlich Maurer.

In meiner Freizeit angle ich in der Trave. Die Trave mündet in die Ostsee in Travemünde. Ich ziehe auch noch Tauben. Mit den Tauben habe ich schon sehr viele Preise erworben. Nun möchte ich aber Schluß machen, schreiben Sie doch auch mal.

Viele Grüße Ihr

Michael Kühne

Dübeck, d. 24.1.73

1.

Sehr geehrte Schwester Ilse!

Ich bin eine 14-jährige Schülerin aus der 9. Klasse der Volksschule - Ran-



genberg, wohne im Dübeck-Herrenwyk und meine Hobbys sind, Musik hören, Tanzen und Briefmarken sammeln.

Unser Klassenlehrer, Herr Paetow, dem Sie sicher kennen werden, hat uns ein Buch von Ihnen gezeigt, wir haben ein paar Geschichten daraus gelesen, ich finde sie sehr interessant und natürlich. Bücher, deren Geschichten aus dem Leben geschrieben sind, finde ich besser als andere kitschige Bücher. Dieses Buch war auch der Anlaß, Ihnen von jedem einen Brief zu schicken (Beschluß unserer Klasse). Natürlich hat

2.

Herr Paetow was auch von Ihnen und Ihrer Arbeit erzählt.

Ich finde es bewundernswert, daß Sie nach Tukaroma gefahren sind, um den armen, kranken Menschen dort zu helfen, indem Sie sie heilen. Ihre Arbeit dort als Krankenschwester ist bestimmt sehr interessant und ein wenig abwechslungsreich, aber bestimmt auch anstrengend, weil Sie doch von morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr arbeiten. Sie haben ja am Tag 60-100 Kranke zu versorgen, das ist eine tolle Leistung. Ich glaube, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, könnte ich das nicht durchhalten, so ohne Fernsehen. Im Urlaub könnte man ja für ein paar Wochen dort wohnen, aber für ein paar Jahre doch nicht. Es ist schon etwas dabei, wenn jemand seinen Beruf in einem anderen Land ausübt, obwohl er,

Lübeck, den 23.1.73

Sehr geehrte Schwester Ilse!

Sie werden sich bestimmt wundern, daß wir Ihnen schreiben, weil Sie uns ja nicht kennen, aber wir wollten Ihnen eine kleine Freude bereiten.

Ich bin ein vierzehnjähriges Mädchen aus der neunten Klasse der Rangenberg-Volksschule. Unseren Lehrer Herr Paetow werden Sie bestimmt kennen, denn er war lange Zeit in Indien. Er erzählte uns viel von Ihnen und Ihrer Arbeit. Wir waren alle begostet über Ihr geleistetes und hoffen, daß es Ihnen trotz der vielen Arbeit Freude bereitet!

Wir arbeiten eigentlich nicht sehr viel. Morgens gehen wir in die Schule, und nachmittags gehen wir unseren Hobbys nach. Es regnet bei uns sehr viel, und deshalb können wir nicht sehr viel im Freien unternehmen. Bei Ihnen ist bestimmt wunderbares Wetter. Dort können Sie auch einmal baden gehen und sich braun brennen lassen, doch wir haben gerade Winter.

Im Sommer wollen wir aber mit unserem Rektor nach Sylt fahren. Dort können wir, wenn das Wetter danach ist, auch baden gehen. Die Fahrt wird bestimmt Spaß

machen! Erleben können wir dort aber bestimmt nicht viel, was bei Ihnen genau das Gegenteil sein wird.

Wenn wir dann wiederkommen, müssen wir noch eine Woche zur Schule gehen. Danach bekommen wir Ferien. Ich habe mir einen Beruf im Büro gewählt, denn nach den Ferien müssen wir arbeiten gehen.

Nun möchte ich aber schließen, denn Sie haben bestimmt noch einige Briefe zu lesen.

Ich wünsche Ihnen, daß Sie gesund bleiben und Ihre Arbeit Ihnen weiterhin Freude bereitet.

Ihren Kranken wünsche ich recht bald gute Besserung!

Viele Grüße aus Lübeck!

Brigitte Wyska

3.

glaube ich, etwas weniger verdient. Aber Ihnen geht es bestimmt nicht so um das Geld, sondern mehr um die Geneesung der Menschen in Turkama. Ich wünsche Ihnen, daß Sie immer Freude an Ihrer Arbeit haben werden, sei es in Deutschland oder Indien, aber ich wünsche Ihnen vor allem, daß die Menschen, denen Sie einmal geholfen haben, auch helfen oder helfen werden, es zu schätzen wissen, daß Sie sie geheilt haben. Wenn Sie Lust und Zeit haben, schreiben Sie unsrer Klasse doch einmal.

Mit freundlichem Gruß
Martina Höller



EVANG. MISSIONSVERLAG G.M.B.H.

VERLAG UND SORTIMENTSBUCHHANDLUNG

Evo. Missionsverlag, 7 Stuttgart 1, Heusteinstraße 34

An die
GOSSNER MISSION
1 Berlin 41 (Friedenau)
Handjerystraße 19-20

Neue Adresse
Evang. Missionsverlag
7015 Korntal bei Stuttgart
Mirander Str. 10, Postfach 1380
Ruf (0711) 831083

Korntal,
Stuttgart, den 12.6.73

Fernruf (0711) 244056 831083

Ihr Schreiben vom

Ihr Zeichen



Sehr geehrte, liebe Herren!

Leider muß ich Ihnen das Manuskript von Schwester Ilse Martin zu einem neuen Kinderbuch zurücksenden. Wir haben in der nächsten Zeit keine Möglichkeit, Bücher erzählenden Inhalts zu publizieren. Vielleicht ergibt sich bei einem anderen Verlag eine offene Tür. Wir würden uns dann als Buchhandlung gern für die Verbreitung einsetzen.

Mit freundlichen Grüßen, auch an Schw. Ilse Martin,

Ihr EVANG. MISSIONSVERLAG

Quiring
(Dr. Quiring)

Anlage



EVANG. MISSIONSVERLAG G.M.B.H.

VERLAG UND SORTIMENTSBUCHHANDLUNG

Ev. Missionsverlag, 7 Stuttgart 1, Heusteigstraße 34

Stuttgart, den 11. Jan. 1973

GOSSNER MISSION

Fernruf (0711) 244056

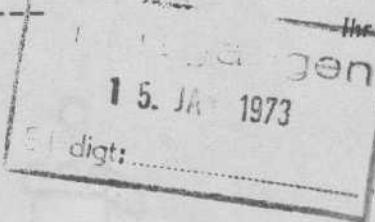
z.Hdn.v.Herrn Dreißig

Ihr Schreiben vom 30.11.72

1 Berlin - 40 (Friedenau)

Ihr Zeichen d

Handjerystraße 19-20



WV 1.10.73

Lieber Br. Dreißig!

Erst heute komme ich dazu, Ihr freundliches Schreiben vom 30. November betreffs "Kinderbriefe" von Ilse Martin zu beantworten.

Allerdings wird in diesem Jahr keine Möglichkeit für eine Veröffentlichung mehr sein, weil unser Programm und auch das unserer beiden Partner voll ausgelastet ist. So hätten wir also in diesem Jahr die Muße, in Ruhe die Manuskripte zu sammeln und auch die neu zu schreibenden Kinderbriefe dazu zu verwenden. Doch eine lose Blattsammlung im Anschluß an ein Buch halte ich buchhändlerisch für schwer realisierbar. Solche losen Blätter könnte eine Missionsgesellschaft viel eher vervielfältigen und dem Freundeskreis zuleiten.

So viel für heute. Mit freundlichen Grüßen

Herrn Martin,

Ihr EVANG. MISSIONSVERLAG

Quiring

(Dr. Quiring)

30. Nov. 1972
d.

- 100

xxxxxxxxxx

An den
Evang. Missionsverlag
z.Hd. Herrn Dr. Quiring

7 Stuttgart 1
Heusteigstr. 34

Betrifft: Veröffentlichung der Kinderbriefe von Schwester Ilse Martin
Ihr Schreiben vom 27.11.1972

Sehr geehrter Herr Dr. Quiring!

Herr Pastor Seeberg lässt Ihnen für Ihre so schnelle Antwort auf seine Anfrage vom 23. ds. Ms. herzlich danken.

Wir freuen uns, daß Sie grundsätzlich bereit sind, sich näher mit der Veröffentlichung der Kinderbriefe von Schwester Ilse Martin zu befassen und übersenden Ihnen anliegend:

- 1) Ein Buch "Briefe aus Indien für Kinder"
- 2) die nach dem Druck des Buches erschienenen Kinderbriefe mit der Fotokopie eines Briefes vom September 1969, der nicht gedruckt wurde, der der Vollständigkeit halber aber dazugehört.

Wir fragen uns, ob man eine Möglichkeit finden könnte, dem neu zu druckenden Buch weitere, demnächst erscheinende Kinderbriefe beizufügen. Schwester Ilse Martin wird im Frühjahr - nach einem Jahr Heimurlaub - wieder nach Indien ausreisen und hoffentlich noch etliche ihrer Kinderbriefe schreiben. Sollten Sie eine solche Möglichkeit sehen, wären wir für Ihren Vorschlag dankbar.

Wir erwarten mit Interesse Ihre Antwort.

Mit freundlichen Grüßen
Ihre
G O S S N E R M I S S I O N

Anlagen



als Loseblatt sammlung



EVANG. MISSIONSVERLAG G.M.B.H.

VERLAG UND SORTIMENTSBUCHHANDLUNG

Ev. Missionsverlag, 7 Stuttgart 1, Heusteigstraße 34

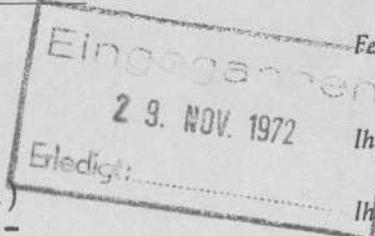
Stuttgart, den 27.11.1972

Herrn Missionsdirektor
Martin Seeberg
GOSSNER MISSION
1 Berlin 41 (Friedenau)
Handjerystraße 19-20

Fernruf (0711) 24 4056

Ihr Schreiben vom 23.11.1972

Ihr Zeichen psbg/sz



Sehr geehrter, lieber Br. Seeberg!

Gern wollen wir eine neue Sammlung von Kinderbriefen für eine Veröffentlichung prüfen, wenn Sie uns diese Auswahl - sie braucht ja nicht endgültig zu sein - gelegentlich zuleiten. Ilse Martin hat einen guten Klang als Autorin auch in unserem Verlag, und für die 10 - 14jährigen gibt es wenig neue Literatur. Vielleicht kann anschließend auch die Frage der Bebilderung durch die Autorin selbst oder durch jemand anders erörtert werden.

Mit herzlichen Grüßen und guten Wünschen für Ihre Arbeit

Ihr

Quiring
(Dr. Quiring)

EVANG. MISSIONSVERLAG

W. V. 15. 12.

23. November 1972
psbg/sz

An
Evang. Missionsverlag GmbH
z. HdN. Herrn Dr. Quiring
7 Stuttgart 1
Heusteigstr. 34

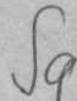
Lieber Herr Dr. Quiring!

Zu diesem Brief veranlasst mich die Tatsache, dass ich aus einer Auflage von 1964 des damaligen Lettner-Verlags eines der letzten Bücher mit dem Titel "Briefe aus Indien für Kinder" in der Hand halte. Die Auflage ist jetzt restlos vergriffen und es kommen noch immer wieder Nachfragen, ausserdem wurden in den Jahren danach eine Reihe weiterer Briefe von Schwester Ilse Martin geschrieben und im Einzeldruck verteilt.

Meine Gedanken bewegen sich also nicht um eine zweite Auflage, sondern um eine neu zusammengestellte Sammlung der Kinderbriefe, die im Evang. Missionsverlag oder einem anderen Verlag erscheinen könnte. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie dieses Projekt vielleicht im Rahmen der neu gegründeten Arbeitsgemeinschaft einmal erwägen könnten. Wir in Berlin sind der Meinung, dass die ausführliche und sorgfältige Beschreibung der Situation Indiens aus der Feder einer Frau, die nun schon seit 20 Jahren in diesem Lande Erfahrungen gesammelt hat, besonders für die Zehn- bis Vierzehnjährigen ausserordentlich interessant sein dürfte.

Mit herzlichen Grüßen bin ich

I h r



(Martin Seeberg, Missionsdirektor)

14. Dez. 1972
d.

- 100
xmxxmx
0407480700

Druckerei Bartos
z.Hd. Herrn Ibsch
1 Berlin 61
Charlottenstr. 13

Sehr geehrter Herr Ibsch!

Anliegend erhalten Sie einen "Kinderbrief" vom September 1969, der so mit diesem längst überholten Datum gedruckt werden sollte. Und zwar benötigen wir 1.000 Exemplare in der üblichen Art. 4 Bilder sind in einem Umschlag beigefügt.

Bitte, liefern Sie diesen Kinderbrief nur an unsere Adresse.

Mit freundlichen Grüßen
Ihre
GOSSNER MISSION

Anlagen

D

Vermerk:

Gestern war Herr Ibsch von der Firma Bartos hier im Haus, und ich benutzte die Gelegenheit, ihm den korrigierten Abzug des Kinderbriefes aus Takarma von Elisabeth mitzugeben, mit der Bitte, 9.000 Exemplare zu drucken.

Herr Ibsch versicherte mir, daß er bis spätestens Ende dieses Monats die in Breklum erforderlichen € 4.600 Exemplare zum Versand gebracht haben würde.

16.11.1972

20

29. Mai 1972
d.

Druckerei Bartos
z.Hd. Herrn Koch

1 Berlin 61
Charlottenstr. 13

Sehr geehrter Herr Koch!

Hier ist ein Exemplar des Kinderbriefes zurück, wir haben einige kleine Korrekturen angebracht.

Wir bitten Sie, insgesamt 10.000 Exemplare zu drucken und von dieser Auflage 4.600 Stück an die

Breklumer Druckerei
Manfred Siegel
2257 Breklum
Postfach Bredstedt 64 zu schicken.

Wie aus dem mit Ihnen am vergangenen Montag geführten Telefongespräch hervor ging, ist es Ihnen gut möglich, die Sendung von 4.600 Exemplaren so abzuschicken, daß sie am 10. Juni bzw. am Montag, dem 12. Juni in Breklum eintrifft. Wir möchten Sie bitten, für pünktliche Versendung zu sorgen. Den Rest erbitten wir an unsere Adresse.

Anlage

Mit freundlichen Grüßen

Liebe Kinder!

Ob Ihr Euch noch an Elisabeth Pradhan erinnert, von der ich Euch 1962 erzählte? Diejenigen von Euch, die das Buch mit den Briefen haben, können es ja nachschlagen und den anderen erzählen.

Ich bin so oft gefragt worden, wie es ihr jetzt geht und was sie tut, daß ich Euch weiter von ihr berichten will.

Ihre Familie hat sich im Laufe der Jahre damit abgefunden, daß sie Christin geworden war. Es war auch für ihre Eltern und Geschwister nicht einfach. Dadurch daß sie die Kasten-Gesetze gebrochen hatte, war auch auf ihre Familie ein Makel gefallen. Es war sehr schwer für ihren Bruder eine Frau zu finden. Denn viele sagten: „Wer weiß, vielleicht wird er eines Tages auch Christ und was wird dann aus meiner Tochter.“ Das klingt so, als ob ein echter Christ ansteckend ist, nicht wahr? Sogar die, die Christus nicht kennen, spüren das.

Na schließlich kam doch ein Vater der sagte: „Ich weiß, daß Elisabeths Bruder ein guter Junge ist, ich gebe ihm meine Tochter.“ Er ist noch kein Christ geworden. Aber wer weiß, wie es in seinem Herzen aussieht. Ihr wißt doch, daß Elisabeth ihm einmal ein Neues Testament schenkte.

Elisabeth lernte im Hospital in Amgaon immer mehr dazu. Bald konnte sie schon selbständig eine Station versorgen. Aber immer wieder sagte sie: „Ich möchte gern eine weitere Ausbildung machen.“ Das war auch unser Wunsch, aber sie hatte ja nur



4 Jahre Schule. Sie durfte doch nicht länger zur Schule gehen, weil ihre Mutter krank war und ihre Hilfe brauchte. Die große Krankenpflege-Ausbildung konnte sie sowieso nicht machen, weil man dazu hier in Indien Abitur haben muß. Aber sie sollte wenigstens eine Schwesternhelferinnen-Ausbildung bekommen, die zwei Jahre dauert und wozu man nur 7 Jahre Schule braucht.

Wir haben viel hin und her überlegt bis Gott uns einen Weg zeigte. Die Leiterin einer Missionsschule in Balasore – südlich von Calcutta – sagte, sie würde Elisabeth aufnehmen und sie sollte versuchen, 3 Jahre Schule in 2 Jahren nachzumachen. Sie brauchte auch kein Schulgeld zu bezahlen, wenn sie sich nebenbei um die kranken Schülerinnen kümmerte. Das wollte Elisabeth sehr gern tun. So ging sie bis Ende 1965 in die Schule nach Balasore und setzte sich mit 25 Jahren noch einmal zu 12jährigen Mädchen auf die Schulbank. Sie lernte fleißig und schaffte es wirklich in 2 Jahren den 7-jährigen Abschluß zu bekommen. Das Mädchen aus dem kleinen Dschungeldorf beherrschte nun neben ihrer Muttersprache Oriya auch noch Hindi und Englisch und hatte viele andere Dinge dazugelernt. In der Missionsschule waren natürlich auch viele Hindu-Mädchen und sie schrieb mir immer wieder einmal davon, wie sie mit diesen Mädchen in der Bibel gelesen hätte und ihnen von Christus erzählte. Eine von ihnen wollte sich schon taufen lassen. Als die Verwandten das hörten, kamen sie gleich und nahmen das Mädchen aus der Schule.



Einmal mußte sie zum Zahnarzt gehen. Sie sagte, der wußte ganz genau, daß sie nur Schülerin war und kein Geld hatte, trotzdem hätte er ihr eine hohe Rechnung ausgeschrieben. Daraufhin kaufte sie ein Neues Testament und schickte es ihm. Er wird es lesen, meinte sie, und daraus lernen, daß man armen Menschen helfen soll ohne viel Geld zu verlangen. Wärt Ihr auch auf solch eine Idee gekommen?

Am 15. August 1968 wurde sie in die Schwesternschule in Balasore aufgenommen. Wie glücklich und stolz war sie.

Sie hatte ja schon viel praktische Erfahrung und vieles wurde ihr dadurch leichter als den anderen. Aber stellt Euch vor, sie war die einzige Christin unter 50 Mädchen. Sie ließ sich nicht entmutigen und erzählte den anderen immer wieder von Jesus Christus und wie er ihr Leben gewandelt und sie glücklich gemacht hätte.

Sie war bald bei den Ärzten dafür bekannt, daß sie sich wirklich um die Kranken kümmerte und daß man sich auf sie verlassen konnte. Das zu hören freute mich sehr. Am 22. Juli 1970 machte sie in Cuttack ihre Prüfung, die sie gut bestand. Wir alle freuten uns mit ihr. Da in Amgaon jetzt genügend Schwestern sind und ich in Takarma dringend Hilfe brauchte, kam sie hierher nach Takarma.

Später kann sie Euch selbst einmal schreiben und von ihrer Arbeit hier erzählen.

Für heute grüße ich Euch herzlich
Eure Schwester Ilse.

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 81

GOSSNER-MISSION

Liebe Kinder in Deutschland!

Ich heiße Christina Sahu. Früher hieß ich Niraso. Das bedeutet „ohne Hoffnung“. Das ist ein trauriger Name und mein Leben war auch traurig, bis ich nach Amgaon kam. Meine Mutter starb bei meiner Geburt und deshalb habe ich auch den traurigen Namen bekommen. Mein Vater dachte, für ein so kleines Baby ohne Mutter ist nicht viel Hoffnung. Meine Großmutter kümmerte sich aber sehr um mich und ich bin doch groß geworden. Als ich 15 Jahre alt war, wurde ich verheiratet. Ich war sehr traurig, als ich ins Haus der Schwiegereltern mußte, die ich doch gar nicht kannte. Ich mußte viel arbeiten. Aber das ist so in unserem Land. Die jüngste Schwieger-tochter muß immer die meiste Arbeit tun. Sie muß alle anderen bedienen. Erst wenn sie einen Sohn bekommt, kümmert man sich mehr um sie. Ich bekam kein Kind. Ich wurde krank. Ich war immer durstig und hungrig und fühlte mich sehr schwach. Immer wurde ich ausgeschimpft, weil ich nicht richtig arbeiten konnte. Eines Tages ging man aber doch mit mir zum Dorf-Doktor. Der gab mir alle möglichen bitteren Kräuter zu essen und komische Sachen zu trinken. Es half aber alles nichts. Schließlich sagte meine Schwiegermutter: „Wenn Du nicht richtig arbeitest, bekommst Du auch nichts zu essen. Da bin ich oft zu den Nachbarn gegangen und habe mir eine Mahlzeit erbettelt. Die Nachbarin sagte: „Du bist doch



sicher krank. Komme doch mit uns zum Hospital nach Amgaon. Wir gehen morgen dorthin.“ Ich wußte, daß man mir nicht erlauben würde dorthin zu gehen, deshalb sagte ich, ich möchte meinen Vater besuchen. Da ließen sie mich für einen Tag gehen. Das war im Monat Asharo (Juli 1962). Dort war Schwester Ilse und sie sagte gleich zu mir, ich müßte ein paar Tage dort bleiben. Ich konnte aber nicht. Ich nahm nur eine Vitamin-Spritze und etwas Medizin und sagte, ich würde wiederkommen. Ein Monat nach dem anderen ging dahin und ich wurde immer schwächer. Da schickten mich meine Schwiegereltern und mein Mann zu meinem Vater zurück.

Mein Vater war traurig, daß es soweit gekommen war. Ich flehte ihn an, doch mit mir nach Amgaon zu gehen. Meine Großmutter ging auch mit. Das war 7 Monate später, im Monat Magh (Februar 1963). Als sie mich gründlich untersucht hatten sagten sie, ich sei zuckerkrank. Ich durfte überhaupt nichts Süßes mehr essen, keinen Zucker und alles mußte genau abgemessen werden, damit ich nicht zuviel aß. Dazu bekam ich jeden Tag eine Spritze. Das gefiel mir gar nicht und ich hatte immer noch solchen Hunger. Das Diätessen, das ich bekam, schmeckte mir gar nicht und wenn die Schwestern alle weg waren, brachte mir meine Großmutter schnell einen großen Teller voll Reis. Jetzt weiß ich, daß das nicht richtig war aber ich war doch so dumm. Langsam begriff ich, daß man es gut mit mir meinte und nach 2 Monaten ging es mir so gut, daß ich dachte, ich sei gesund. Dann kam mein Schwiegervater und sagte: „Du siehst ja jetzt so gut aus. Du bist gesund. Morgen nehme ich Dich mit nach Hause.“ Ich wollte auch gern mitgehen aber der Doktor und die Schwestern sagten, ich müßte noch dableiben. Da ist mein Schwiegervater einfach am nächsten Morgen ganz früh mit mir losgezogen.

Die ersten Tage ging es mir noch gut aber bald merkte ich, daß ich wieder krank und schwach wurde. Wieder brachten sie mich zu meinem Vater und ich flehte ihn an, mich wieder nach Amgaon zu bringen. Dort erkannten sie mich kaum wieder. Ich wog nur noch 25 kg und erholte mich diesmal viel langsamer.

Das Geld, das mir mein Vater gegeben hatte für die Behandlung war bald alle. Ich wurde aber umsonst verpflegt und bekam auch jeden Tag meine Spritze. Ich wollte gar nicht wieder zu meinem Mann zurück. Er gab mir ja auch kein Geld für Medizin und wollte keine kranke Frau haben. Sobald ich mich etwas kräftiger fühlte, durfte ich im Hospital mithelfen. Schwester Elisabeth zeigte mir auch, wie man näht und half mir, für mich eine

Bluse zu nähen. Ich konnte ja nur Reis kochen und auf dem Feld arbeiten. Man hatte mich nicht zur Schule geschickt und ich konnte nicht Lesen. Jesudani zeigte mir die ersten Buchstaben und wie man sie malt. So ganz allmählich lernte ich dann Lesen und Schreiben.



Da war noch ein Mädchen, etwas jünger als ich, die hieß Kandri (Heulsuse). Die wollte auch gern im Hospital bleiben und arbeiten. Weil wir beide nicht viel konnten, haben wir alles gemeinsam gemacht. Wir bekamen auch eine Hospital-Sari und stellten uns morgens mit hin wenn die Andacht gehalten wurde. Wir verstanden ja nicht viel davon, aber Schwester Elisabeth erzählte uns immer von Jesus Christus und daß er auch uns liebt. Das war mir recht merkwürdig, denn unsere Götter lieben uns doch nicht. Mein Vater hatte mir erzählt, man müßte ihnen Opfer bringen, damit sie einem nichts Böses antun. Ich habe immer Angst vor ihnen gehabt und mochte auch abends gar nicht

mehr vor die Tür gehen, weil dort die bösen Geister lauern. Ich wurde direkt ein bißchen neidisch, daß Schwester Elisabeth einen Gott hatte, der sie liebt und sie bewacht, daß die bösen Geister ihr nichts anhaben können. Ich sprach mit Kandri darüber und wir beschlossen, wir wollten uns auch taufen lassen. Wir wollten auch fröhlich und frei sein. Die anderen freuten sich alle über unseren Entschluß. Aber nun begann für uns das Lernen. Wir bekamen Taufunterricht und mußten sehr viel lernen. Mein Vater hatte nichts dagegen, daß ich mich taufen ließ und auch Kandris Vater erlaubte es ihr. Das war sehr schön. Am 18. Oktober 1964 wurden wir beide getauft. Kandri heißt jetzt Premo. Das bedeutet Liebe. Sie meinte, sie hätte soviel Liebe erfahren, daß sie auch versuchen wollte andere zulieben. Das sollte man schon an ihren Namen merken.

Ich wollte Christina heißen, damit alle Leute gleich an meinem Namen sehen, daß ich zu Christus gehöre.

Ich bin so glücklich, daß ich jetzt keine Angst mehr vor den bösen Geistern zu haben brauche, denn Christus ist viel stärker als sie und beschützt mich.

Ich mache mir schon lange jeden Tag selbst meine Insulin-Spritze. Ich habe gelernt, wie man Spritzen sauber macht und Instrumente kocht. Ich habe gelernt, wie Verbandszeug und Wäsche gekocht werden muß. Ich kann Haferschleim für die Kranken zurechtmachen und Wunden verbinden. Ich habe viel gelernt und bin froh, daß ich mit meinen bescheidenen Gaben den kranken Menschen helfen kann.



Als wir einmal in Amgaon nicht soviel zu tun hatten und Schwester Ilse Hilfe brauchte, hat Schwester Monika mich nach Takarma gehen lassen. Im März 1969 habe ich hier angefangen zu arbeiten und werde wohl jetzt auch hier bleiben.

Schwester Ilse erzählte mir, daß Ihr immer wieder Geld schickt, damit ich regelmäßig meine Insulin-Spritze bekommen kann. Dafür danke ich Euch ganz besonders, denn ich kann ohne Insulin nicht leben.

Der Gruß „Jesu Sahay“, der mir erst so merkwürdig klang, ist an mir wahr geworden. Jesus Christus hat mir geholfen durch Euch.

Vielen Dank und herzliche Grüße von Eurer Christina Sahu.

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin-41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 61

Liebe Kinder in Deutschland!

5

Ich heiße Christina Sahu. Früher hieß ich Miraso. Das bedeutet "ohne Hoffnung". Das ist ein trauriger Name und mein Leben war auch traurig, bis ich nach Amgaon kam. Meine Mutter starb bei meiner Geburt und deshalb habe ich auch den traurigen Namen bekommen. Mein Vater dachte, für ein so kleines Baby ohne Mutter ist nicht viel Hoffnung. Meine Großmutter kümmerte sich aber sehr um mich und ich bin doch groß geworden.

3461
12.2.62
22.6.62
frkt
3461

Als ich 15 Jahre alt war, wurde ich verheiratet. Ich war sehr traurig, als ich ins Haus der Schwiegereltern mußte, die ich doch gar nicht kannte. Ich mußte viel arbeiten. Aber das ist so in unserem Land. Die jüngste Schwiegertochter muß immer die meiste Arbeit tun. Sie muß alle anderen bedienen. Erst wenn sie einen Sohn bekommt, kümmert man sich mehr um sie. Ich bekam kein Kind. Ich wurde krank. Ich war immer durstig und hungrig und fühlte mich sehr schwach. Immer wurde ich ausgeschimpft, weil ich nicht richtig arbeiten konnte. Eines Tages ging man aber doch mit mir zum Dorf-Doktor. Der gab mir alle möglichen bitteren Kräuter zu essen und komische Sachen zu trinken. Es half aber alles nichts. Schließlich sagte meine Schwiegermutter: "Wenn Du nicht richtig arbeitest, bekommst Du auch nichts zu essen."

Da bin ich oft zu den Nachbarn gegangen und habe mir eine Mahlzeit erbettelt. Die Nachbarin sagte: "Du bist doch sicher krank. Komme doch mit uns zum Hospital nach Amgaon. wir gehen morgen dorthin." Ich wußte, daß man mir nicht erlauben würde dorthin zu gehen, deshalb sagte ich, ich möchte meinen Vater / Schwester besuchen. Da ließen sie mich für einen Tag gehen. Das war im Monat Asharo (Juli 1962). Dort war J. Ilse und sie sagte gleich zu mir, ich müßte ein paar Tage dort bleiben. Ich konnte aber nicht. Ich nahm nur eine Vitamin-Spritze und etwas Medizin und sagte, ich würde wiederkommen. Ein Monat nach dem anderen ging dahin und ich wurde immer schwächer. Da schickten mich meine Schwiegereltern und mein Mann zu meinem Vater zurück.

Mein Vater war traurig, daß es soweit gekommen war. Ich flehte ihn an, doch mit mir nach Amgaon zu gehen. Meine Großmutter ging auch mit. Das war 7 Monate später, im Monat Magh (Februar 1963). Als sie mich grundlich untersucht hatten sagten sie, ich sei zuckerkrank. Ich durfte überhaupt nichts Süßes mehr essen, keinen Zucker und alles mußte genau abgemessen werden, damit ich nicht zuviel aß. Dazu bekam ich jeden Tag eine Spritze.

Das gefiel mir gar nicht und ich hatte immer noch solchen Hunger. Das Diätessen, das ich bekam, schmeckte mir gar nicht und wenn die Schwestern alle weg waren, brachte mir meine Großmutter schnell einen großen Teller voll Reis. Jetzt weiß ich, daß das nicht richtig war aber ich war doch so dumm. Langsam begriff ich, daß man es gut mit mir meinte und nach 2 Monaten ging es mir so gut daß ich dachte, ich sei gesund. Dann kam mein Schwiegervater und sagte; "Du siehst ja jetzt so gut aus. Du bist gesund. Morgen nehme ich dich mit nach Hause." Ich wollte auch gern mitgehen aber der Doktor und die Schwestern sagten, ich müßte noch dableiben. Da ist mein Schwiegervater einfach am nächsten Morgen ganz früh mit mir losgezogen.

Die ersten Tage ging es mir noch gut aber bald merkte ich, daß ich wieder krank und schwach wurde. Wieder brachten sie mich zu meinem Vater und ich flehte ihn an, mich wieder nach Amgaon zu bringen. Dort erkannten sie mich kaum wieder. Ich wog nur noch 25 kg und erholte mich diesmal viel langsamer.

Das Geld, das mir mein Vater gegeben hatte für die Behandlung war bald alle. Ich wurde aber umsonst verpflegt und bekam auch jeden Tag meine Spritze. Ich wollte gar nicht wieder zu meinem Mann zurück. Er gab mir ja auch keine Geld für Medizin und wollte keine kranke Frau haben. Sobald ich mich etwas kräftiger fühlte, durfte ich im Hospital mit helfen. S. Elisabeth zeigte mir auch wie man näht und half mir, für mich eine Bluse zu nähen. Ich konnte ja nur Reis kochen und auf dem Feld arbeiten. Man

346
hatte mich ~~ja auch~~ nicht zur Schule geschickt und ich konnte nicht Lesen. Jesudani zeigte mir die ersten Buchstaben und wie man sie malt. So ganz allmählich lernte ich dann Lesen und schreiben. Da war noch ein ~~Kranken~~ Mädchen, etwas jünger als ich, die hieß Kandri (Heulsuse). Die wollte auch gern im Hospital bleiben und arbeiten. weil wir beide nicht viel konnten, haben wir alles gemeinsam gemacht. Wir bekamen auch eine Hospital-Sari und stellten uns morgens mit hin wenn die Andacht gehalten wurde. Wir verstanden ja nicht viel davon, aber Elisabeth erzählte uns immer von Jesus Christus und daß er auch uns liebt.

Das war mir recht merkwürdig, denn unsere Götter lieben uns doch nicht. Mein Vater ~~hat~~ mir immer erzählt, man muß ihnen Opfer bringen, damit sie einem nichts Böses antun. Ich habe immer Angst vor ihnen gehabt und mochte auch abends gar nicht mehr vor die Tür gehen, weil dort die bösen Geister lauern. Ich wurde direkt ein bißchen neidisch, daß Elisabeth einen Gott hatte, der sie liebt und sie bewacht, daß die bösen Geister ihr nichts anhaben können. Ich sprach mit Kandri darüber und wir beschlossen, wir wollten uns auch taufen lassen. Wir wollten auch fröhlich und frei sein. Die anderen freuten sich alle über unseren Entschluß. Aber nun begann für uns das Lernen. Wir bekamen Taufunterricht und mussten sehr viel lernen. Mein Vater hatte nichts dagegen, daß ich mich taufen lies und auch Kandris Vater erlaubte es ihr. Das war sehr schön.

Am 18. Oktober 1964 wurden wir beide getauft. Kandri heißt jetzt Premo. Das bedeutet Liebe. Sie meinte, sie hätte soviel Liebe erfahren, daß sie auch versuchen wollte andere zu lieben. Das sollte man schon an ihren Namen merken.

Ich wollte Christina heißen, damit alle Leute gleich an meinem Namen sehen, daß ich zu Christus gehöre.

Ich bin so glücklich, daß ich jetzt keine Angst mehr vor den bösen Geistern zu haben brauche, denn Christus ist viel stärker als sie und beschützt mich.

10+11 3) Ich mache mir schon lange jeden Tag selbst meine Insulin-spritze. Ich habe gelernt, wie man Spritzen saubermacht und Instrumente kocht. Ich habe gelernt, wie Verbandszeug und Wäsche gekocht werden muß. Ich kann Haferschleim für die Kranken zurechtmachen und Wunden verbinden. Ich habe viel gelernt und bin froh, daß ich mit meinen bescheidenen Gaben den kranken Menschen helfen kann.

Als wir einmal in Amgaon nicht soviel zu tun hatten und S. Ilse Hilfe brauchte, hat S. Monika mich nach Takarma gehen lassen. Im März 1969 habe ich hier angefangen zu arbeiten und werde wohl jetzt auch hier bleiben.

S. Ilse erzählte mir, daß Ihr immer wieder Geld schickt, damit ich regelmäßig meine Insulin-spritze bekommen kann. Dafür danke ich Euch ganz besonders, denn ich kann ohne Insulin nicht leben. Der Gruß "Jesu Sahay", der mir erst so merkwürdig klang, ist an mir wahr geworden. Jesus Christus hat mir geholfen durch Euch.

Vielen Dank und herzliche Grüße von Eurer
Christina Sahu.

Berlin, den 11. März 1971

Liebe Schwester Ilse!

Frau Schulz sagte mir, daß ein Brief an Sie abgehen soll. Da will ich doch einen kurzen Gruß mit beifügen.

Für Ihren Gruß von letztens sehr herzlichen Dank. Frau Klincksieck geht es schon sehr viel besser. Sie ist zu Hause und bekommt Bäder und Gymnastikhilfe, so daß wir die Hoffnung haben, daß es noch viel besser wird. Sie läuft schon recht gut und hat Mut, alles zu überstehen. Wir besuchen sie abwechselnd und helfen ihr damit auch ein wenig.

An Marlies Gründler hatte ich Ihre letzten Dias geschickt und auch nochmals vielmals um Entschuldigung gebeten. Es ist ja auch zu dumm, daß die Dias nicht aufzufinden sind. Sie hat nun in einem Brief die Dias beschrieben, an denen ihr doch viel liegt, und die nicht so gut zu ersetzen sind. Ich hab ja immer noch die Hoffnung, daß wir sie hier noch finden. Sie sind doch hier ins Haus gekommen und ein Haus verliert doch nichts.

Frau Sehl hatte einen reizenden Brief geschrieben über ihre ersten Reiseerlebnisse. Ich freue mich auch für Sie, daß Sie für eine gute Zeit in ihr eine gute Gesellschaft hatten.

Gestern sahen wir im Fernsehen einen Film über den "blauen Planeten Erde". Da wurden die Paradiese aber auch die Höllen unserer Erde gezeigt. Und die hungernden, leidenden Menschen in ihrer furchterlichen Armut lassen einen dankbar werden, daß wir so guten Verhältnissen leben dürfen. Selbst wenn wir manchmal denken, daß ein bisschen mehr noch schöner wäre. Aber wir sind doch im Gegensatz zu diesen einfach märchenhaft reich.

Dr. Berg und auch P. Seeberg haben Sie schon wieder mal um einen Kinderbrief gebeten? Dr. Berg meinte, ich solle mein Heil meinerseits bei Ihnen versuchen. Ich habe also jetzt in der Werbung zu arbeiten und stelle hier bei den Geldeingängen fest, wie oft wir doch auch Spenden von Kindergruppen erhalten (Schüler, Kinder-gottesdienste, Kindergärten). Meinen Dankbriefen habe ich von Ihren alten Kinderbriefen (die ersten aus Takarma) beigelegt und auch das Heftchen "Wer hilft uns", das noch in etlichen Exemplaren hier vorhanden ist. Gerne würde ich einen neueren Kinderbrief beifügen oder auch eine neue Erzählung. Meinen Sie, Ihnen würde mal wieder was einfallen? Daß Sie viel Arbeit haben und ausgelastet sind, wissen wir. Aber früher war das doch sicher auch der Fall. Also, wie wär's? Es haben eben nicht viele die Begabung, auf diese Weise auch noch einen Dienst zu tun. Sie haben also eigentlich auch eine Verantwortung in dieser Richtung.

Herr Schwerk erzählte kürzlich, daß seine Kinder nach einem neuen Buch gefragt haben, daß die Fortsetzung von dem ersten Büchlein "Briefe aus INDien für Kinder" wäre. Aber wenn Sie nicht schreiben, wovon sollen wir ein Buch zusammenstellen?

Lassen Sie sich ermahnen! und sehr herzlich grüßen von



Liebe Freunde!

Am Hospital steht ein großer Busch flammender Adventssterne in voller Blüte. Die Sonne strahlt vom Himmel, aber die Luft hat schon die Frische, die den Winter anzeigt. Nachts ist es schon recht kalt. Gestern morgen sagte mir ein Patient, der wegen Platzmangel auf der Veranda schlafen mußte, er wäre vor Kälte ohnmächtig geworden. Sicher etwas übertrieben, aber immerhin habe ich jetzt, 15.00 Uhr, in meinem Zimmer nur 21° C. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß es stark auf Weihnachten zugeht. Zeit für den alljährlichen Rückblick und Ausblick. Was hat uns dieses Jahr nicht alles gebracht, und für wieviel Gutes haben wir zu danken!

Am Anfang des Jahres stand der Besuch von Frau Sehl, die mir so tüchtig half und mir eine so gute Kameradin war, daß es mir beinahe schwerfiel, mich wieder an das Alleinsein zu gewöhnen.

Am 23.3.1971 begann der Bau des Mitarbeiter-Hauses, zu dem viele von Ihnen mit ihren Gaben beigetragen haben. Es sollte in 70 Tagen fertig sein, aber der früh einsetzende, langanhaltende, schwere Regen, der die Wege grundlos machte, durchkreuzte unsere Pläne. Zur Zeit werden aber tatsächlich nur noch die letzten Handgriffe getan, und wir hoffen, das Haus in den nächsten Tagen einzweihen und beziehen zu können. Meine Leute freuen sich schon sehr auf die neue Wohnung. Eine Wohnung wird allerdings noch frei bleiben und auf einen Arzt bzw. eine Ärztin warten. Eine Ärztin war tatsächlich hier, um sich Takarma anzuschauen, aber sie wollte so ein hohes Gehalt haben, daß wir sie nicht nehmen konnten. Ich habe nun in einer Ärzte-Zeitung annonciert und hoffe, daß sich daraufhin jemand meldet.

Neben dem Bau in Takarma lief auch der Umbau eines Hauses in Khuntitoli. Dieses Haus war einmal als Schlafsaal für College-Studenten gebaut worden, stand aber schon lange unbenutzt da. Es ist ein einfaches langgestrecktes Gebäude, und wir konnten es gut für unsere Zwecke einrichten. Leider hat es etwas mehr gekostet als ich dachte, nämlich 6.000,- Rs. = ca. 3.000,- DM, weil wir auch eine Wartehalle bauen mußten. Ich hoffe aber, so nach und nach mit Ihrer Hilfe die Schulden abtragen zu können. Am 6. Juli haben wir dort die neue Dispensary einzweihen können und genießen nun das Arbeiten in den hellen, großen Räumen. Wir haben nun auch in Khuntitoli zwei Krankenzimmer, in die ich je 6 Betten stellen kann. Die ersten Patienten mußten allerdings auf dem Boden schlafen bzw. brachten sie ihre eigenen Betten mit. Dann kauften wir einige Strickbetten auf dem Markt. Die sind ganz gut, nur nisten sich in ihnen die Wanzen so ein, daß man ihnen mit Gift und Sauberkeit nicht beikommen kann. Allerdings bringen die Patienten auch immer wieder neue mit. Ich habe deshalb in Fudi 12 Metallbetten und auch Nachttische bestellt und hoffe, daß die Gabe, die ich dafür aus Australien bekomme, reicht.

Ende August kamen zu mir der Pastor und ein Lehrer der Gemeinde Purnapani und bat um die Einrichtung einer Dispensary. Dieses Dorf liegt in der Nähe von Birmitrapur, wo große Kalk-Bergwerke sind. Auch in der Nähe von Purnapani wird Kalk abgebaut, und zwar von den Stahlwerken Jamshedpur und Rourkela. Eine ganze Menge der Gemeindeglieder arbeitet in diesen Werken. Diese bekommen auch ärztliche Betreuung in den kleinen Krankenstationen, die beide dort errichtet haben. Für die übrige Bevölkerung gibt es nur eine der üblichen Regierungs-Dispensaries, die kaum Medizin haben. So fand ich nach einiger Überlegung es doch gerechtfertigt, der Gemeinde zu einer Dispensary zu verhelfen. Ein weiterer Grund für meine Zusage war die Tatsache, daß das Dorf Karimati, in dem wir vor drei Jahren eine Dispensary-Arbeit angefangen aber nicht weitergeführt hatten, weil man in der Regenzeit nicht hinkommt, nur einige Kilometer von Purnapani entfernt liegt. Also nun auch die Leute von dort wieder Hilfe bekommen können.

Um noch etwas Zeit zu gewinnen, sagte ich ihnen, sie müßten erst mindestens 1.000,- Rs. zusammen haben, damit ich dafür die ersten Medikamente kaufen könnte. Auch ein Haus müßte da sein. Das hätten sie schon, meinten sie, und ich solle kommen und es mir anschauen. Als ich hinfuhr, zeigte man mir eine kleine Hütte,

ca. 5 m lang und 4 m breit, mit einer Tür und drei kleinen Fenstern, Lehmfußboden. Diese wollten sie zur Dispensary umbauen. Ich war etwas skeptisch, gab aber meine Anweisungen und brauste wieder ab. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich Ende Oktober einen Brief bekam mit der Bitte, am 2. November zur Einweihung der Dispensary zu kommen. Man hatte sogar in Hindi Handzettel drucken lassen mit dem Motto: "Gesundheit ist Reichtum". Ich fuhr also am 1.11.71 mit Elisabeth Pradhan, die dort die Dispensary übernehmen sollte, und einer Kiste Medizin etc. nach Purnapani. Wir ahnten ja nicht, daß die Feier schon am 1.11. abends beginnen sollte, und alles wartete auf uns. Glücklicherweise kamen wir nur 15 Minuten zu spät. Die Gemeinde war schon in der Kirche versammelt. Wir wurden in üblicher Weise begrüßt, und man hängte uns eine Blumkette nach der anderen um. Bhajans wurden gesungen und Worte des Dankes gesprochen. Es war ein ganz fröhlicher Dankgottesdienst, und wir erfuhren dabei, daß viele Gemeindemitglieder täglich bis in die Nacht hinein freiwillige Arbeit geleistet hatten, damit die Dispensary schnell fertig werden sollte. Sogar eine Lichtleitung hatte man hineingelegt. Die kleinste Dispensary mit elektrischem Licht - es war kaum zu glauben. Nach dem Gottesdienst konnte ich mir endlich die Dispensary ansehen. Was hatte man nur aus der alten Hütte gemacht! Eine zweite Tür eingesetzt, den Fußboden zementiert, einen Ausguß eingebaut, Fenster und Türen schön gestrichen, die nötigen Möbel besorgt, ja sogar auf den Untersuchungstisch ein weißes Laken gelegt, Eimer, Waschschüssel, Seifenschale mit Seife und Handtuch, alles war vorhanden. Ich staunte nur. Darüber hinaus hatte ein einheimischer Künstler, der nie eine Kunstschule etc. gesehen hatte, ein 1 1/2 x 1 m großes Ölbild an die Wand gemalt, das die Heilung des Gichtbrüchigen darstellt. Am nächsten Morgen fand die Einweihung durch Dr. Bage, den sicher noch einige von Ihnen kennen, statt. Um 9.00 Uhr war der Festgottesdienst. Es war nämlich gleichzeitig der Tag des Missionsfestes der Gossnerkirche. Die Kirche war überfüllt. Um 11.00 Uhr begannen wir, die ersten Kranken zu behandeln und kamen an diesem Tag auf 70 Patienten. In der folgenden Woche waren es 125 und letzte Woche sogar 170. Elisabeth hatte auch an den anderen Tagen ganz schön zu tun.

Dies muß nun vorläufig die letzte Dispensary sein, die ich einrichte, denn ich habe ja nun für Takarma nur noch 2 1/2 Tage übrig, wenn ich den Sonntag nicht mitrechne. Ich fahre Montag nachmittags los, denn ich brauche 3 1/2 Stunden bis nach Purnapani. Am Dienstag fangen wir frühzeitig an, machen nur kurz Mittagspause und versuchen, bis 18.00 Uhr fertig zu werden. Dann mache ich mich auf den Weg nach Khuntitoli (2 Stunden), um dort auch wieder frühmorgens anfangen zu können. Mittwoch abends fahre ich dann weiter nach Kandara (2 Stunden), halte dort am Donnerstag Klinik und komme endlich Donnerstag abends wieder nach Takarma, so daß ich wenigstens Freitag und Sonnabend mithelfen kann. Manchmal muß ich aber auch schonabends nach Ranchi zur Bank oder Medizin holen bzw. Kranke hinbringen etc. Da kann keine Langeweile auftreten.

Ich bin froh und dankbar, daß ich mit meinen Jeep die letzte, lange Regenzeit gut überstanden habe. Wir sind natürlich öfter steckengeblieben, und einige Male mußte ich auch zu Fuß zur Straße marschieren und mit dem Bus nach Khuntitoli fahren, auch nachts Schlammwanderungen machen und Kneipptäder nehmen. Aber es hat mir nicht geschadet. Gott sei Dank dafür!

Ich möchte mit dem Beter aus Ghana sagen: "Ein Jahr liegt hinter uns, abgefahren. Straße schnurgerade durch Savannen, Kurven über steile Hügel, Schlaglöcher, Pannen, verpaßte Anschlüsse und Gelegenheiten." Und dazu das andere Wort von A.A. Stoll: "Einiges muß noch geschehen, ehe die Sonne sinkt. Die Hungrigen sind noch hungrig, die Dürstenden noch durstig, die Weinenden ungetrostet. Einiges muß noch geschehen, ehe die Sonne sinkt und die Tore sich schließen. Schon werden die Schatten lang."

Lassen Sie uns nicht müde werden, weiterhin den Dienst zu tun, den Gott uns aufträgt, ein jeder an seinem Platz.

Ich wünsche Ihnen allen eine recht frohe und gesegnete Advents- und Weihnachtszeit und ein gutes Neues Jahr.

Mit herzlichen Grüßen
Ihre Ilse Martin

北山集

—: 118 119

一七三

תְּהִלָּה בְּנֵי תְּהִלָּה

11 例 生活

- 119 -

卷之三

- 二 十 九 -

Brief aus dem indischen Dschungel

Schwester Ilse Martin von der Gossner-Mission, Mainz-Kastel, ist schon über ein Jahr als Krankenschwester in dem im Bau befindlichen Missions-hospital in Amgao am Brahmanifluß (Süd-Indien) tätig. Der deutsche Missionsarzt wird erst nach der endgültigen Fertigstellung des Baues erwarten. So lebt Schwester Ilse jetzt dort ganz auf sich gestellt, betreut von einer indischen Pastorenwitwe. Kein weißes Gesicht weit und breit! In ihrem harten und entbehrungsreichen Leben leisten ihr einige KALLE-Produkte wertvolle Dienste. In einem Brief, der auch für unsere Leser interessant sein wird, hat Schwester Ilse uns von ihrer Arbeit erzählt.

„Sehr geehrte Firma KALLE!

Schon lange wollte ich einmal schreiben, denn ich darf wohl ohne Übertriebung sagen, daß ich fast jeden Tag an Sie denke. Sicherlich werden Sie erstaunt fragen: „Wieso?“ Nun, der Grund ist eigentlich gar nicht so schwer zu erraten. Ich bin Krankenschwester und arbeite für die Gossner-Mission, Mainz-Kastel, hier in Indien. Auf diese Weise bekam ich von den Erzeugnissen Ihres Hauses, die Sie der Gossner-Mission schickten, auch etliche ab. Aber davon noch später. Erst möchte ich Ihnen einmal erzählen, unter welchen Bedingungen ich hier als Schwester arbeite.

Ich lebe in der Provinz Orissa in Süd-Indien, mitten im Dschungel-Gebiet, als einzige Angehörige der weißen Rasse. Der erste Bauabschnitt des Krankenhauses, das ich vorerst noch allein betreue, ist im April vorigen Jahres fertig geworden, und ich habe jetzt zwei Räume zur Verfügung, in denen ich Kranke aufnehmen kann. Ein dritter Raum dient als Behandlungszimmer und zur Medizinausgabe. Das ist natürlich erst ein kleiner Anfang; denn der Bedarf an Betten und der Betreuungsbereich sind ungeheuer groß. Zur Zeit gibt es in dieser abgelegenen Gegend natürlich auch noch keinen Arzt. Zu meinem Missionsposten besteht weder Bahn- noch Postverbindung. Viele Eingeborene, die zur Behandlung herkommen, haben einen Weg von 30 bis 40 km hinter sich. Oft werde ich auch in die benachbarten Dörfer zu Schwerkranken gerufen. Mein einziges Verkehrsmittel, das mich getreulich über Weg und Steg schaukelt, ist ein Fahrrad — mein ganzer Stolz und Gegenstand der Bewunderung durch die Eingeborenen. Natürlich gibt es auch kein Telefon und keinen Rundfunk und kaum einmal eine Zeitung.

Ob Sie wohl mein Tageslauf interessiert? Ich will ihn ganz schnell schildern, und zwar einen Besuchstag im Urwald-Hospital. Um sechs Uhr früh beginnt die Arbeit. Auf meiner Veranda wartet schon eine Frau mit einem Kind. Sie kommt mir mit ihrem Kleinen auf dem Arm entgegen und sagt: „Bitte, gib mir zuerst, mein Junge hat Fieber, ich habe die anderen Kinder allein zu Hause gelassen, um Medizin zu holen.“ Am

Hospital empfangen mich auch schon ungefähr 20 Leute. „Bitte, sieh dieses Kind an, fühle seinen Puls.“ — „Bitte, gib mir Medizin für meine kranke Frau, ich bin schon seit drei Uhr früh unterwegs.“ — „Bitte, behandle mich gleich, ich habe 20 km bis nach Hause zu laufen.“ — „Nein, gib uns zuerst, wir sind schon zwei Tage unterwegs.“ — „Sieh doch mein Baby an, es hat ganz kranke Augen.“ — So töntes



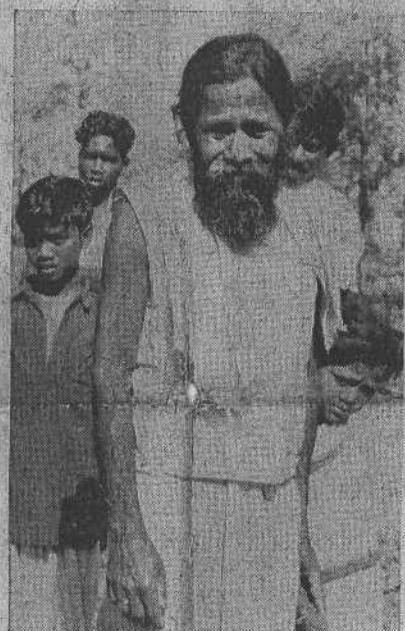
Missionsschwester Ilse Martin im indischen Sari.

von allen Seiten auf mich ein. Aber ich muß die Wartenden trösten: denn zuerst muß ich nach den Schwerkranken in den Krankenzimmern sehen. Da ist die Kleine Gulapo, die schon 14 Tage mit hohem Fieber zu Hause gelegen hat; dort das vier Monate alte Baby mit seinen vielen eitrigen Wunden sieht aus wie ein richtiger Lazarus. Der alte Mann — Ramschondro ist sein Name — hat schon monatelang eine Wunde am Bein, die nicht heilen will. Im nächsten Zimmer liegt eine Frau, Mutter von sieben Kindern, die sehr blutarm ist und noch dazu Malaria hat. Natürlich hat sie ihre kleinsten Kinder mitgebracht, weil sonst keiner zu Hause auf sie aufpassen kann. Sie spielen auf der Erde. So mache ich meinen Rundgang von einem Patien-

ten zum anderen und sehe, wie es jedem geht.

Im Behandlungszimmer ist inzwischen die Zahl der Patienten so gewachsen, daß sie in dichten Gruppen vor der Tür sitzen, weil das Zimmer selbst längst überfüllt ist. Die Zahl der Leiden reicht von einfachen Kopfschmerzen und Appetitlosigkeit über Magen- und Darmbeschwerden, Keuchhusten, Fieber bis zur Malaria. Ich helfe mit Spritzen, Salben und Medizin, so gut es eben geht.

Während ich mir alle Klagen anhöre, verarztet inzwischen meine treue Eingeborenenhilferin Kripa die Kranken, die schon in Behandlung sind und nur zum Ohrenspülen, Verbandwechseln oder zur Augenbehandlung gekommen sind. Frau Kripa Dungdung ist eine indische Pastorenwitwe, die mir um Jesu willen bei der Arbeit hilft. Sie hat drei Jungen, zwei gehen in einer Stadt zur Schule, und den Kleinsten bringt sie immer mit zum Hospital. Gerade



Hindu-Priester von Amgao mit seinen Söhnen.

höre ich, wie sie einem Patienten vergeblich klarzumachen versucht, wann er seine Medizin einnehmen soll. Schon zum dritten Male wiederholt sie: „Diese zwei Tabletten gleich nach dem Aufstehen, diese beiden, wenn

Takarma, den 18.10.1970

Liebe Freunde in der Heimat!

Manchmal kann ich es gar nicht recht glauben, daß erst drei Wochen vergangen sind, seit ich wieder in Delhi auf dem Flugplatz landete. In meinen Gedanken bin ich ja noch oft in Deutschland aber die Gegenwart fordert immer mehr ihr Recht, sodaß sich sozusagen der Schwerpunkt verschiebt. Der Regen läßt immer mehr nach, der Reis ist noch nicht ganz reif, da hat man noch Zeit, schnell noch einmal ins Hospital zu gehen - so denken die Leute. Deshalb kommen sie jetzt wieder geströmt und die Krankenbetten reichen nicht aus. Da bin ich recht froh, daß Elisabeth Pradhan, die wir von Amgaon aus zur Schwestern-Ausbildung geschickt hatten, nun fertig ist und zum Helfen hierher kam. Niaryan Surin, der mich während meiner Abwesenheit vertrat, ist für 6 Monate zu einem Fortbildungs-Kursus gegangen. Ich habe ihn gern ziehen lassen, denn je besser er ausgebildet ist, umso besser ist es für unsere Arbeit hier.

Alle meine Leute, Pastor Kirgo, Niaryan Surin, die beiden Schwestern Namida Kujur und Ruth Barla und auch die Helferinnen Christina Sahu und Asisan Topno und Mukta Kerketta, haben während meiner Abwesenheit gut gearbeitet und fröhlich ihren Dienst getan. Es sind doch immerhin in den drei Monaten ca. 4500 Patienten behandelt worden und die Betten im Hospital waren fast immer alle belegt.

Auch die Schwester Sipora Kongari in Khuntitoli hatte ca. 1185 Patienten. Ich freue mich sehr darüber da es zeigt, daß die Patienten auch Vertrauen zu meinen Leuten haben, wenn ich nicht da bin. Ich hoffe sehr, daß es weiterhin so bleibt.

Jetzt bin ich nun dabei eine Arztin für unser Hospital zu suchen, die mich einmal ganz ablösen kann. Mit einer stehe ich schon in Verbindung. Das heißt natürlich nicht, daß sie auch wirklich hierher kommen will. Ich bin vorsichtig und lade sie erst ein, bei Gelegenheit herzukommen und sich alles anzusehen, da sich unsere Arbeit doch etwas von der herkömmlichen Art unterscheidet.

Wenn wir wirklich eine Arztin finden entsteht wieder das Problem der Wohnung. Es ist jetzt schon schwierig, meine Mitarbeiter hin und her in den Hütten der Takarma-Leute unterzubringen. Es wäre viel besser, wenn man sie alle zusammen hätte. Ich habe heute schon gefangen einen Plan für ein Haus zu entwerfen, in dem die Arztin, Niaryan Surin mit seiner Familie und die Schwestern wohnen könnten. Bei meiner nächsten Fahrt nach Ranchi werde ich mal im Fudi fragen, wieviel es ungefähr kostet und ob sie es bald machen können.

Geld dafür habe ich allerdings noch nicht aber ich hoffe, daß ich es doch irgendwoher bekomme. Was inzwischen noch in die Gemeinkasse hier geflossen ist, wird wohl für die Mauer draufgehen, die wir dann um das Grundstück haben müssen.

Ja, das sind so meine Zukunftspläne. Wer weiß ob und wann sie sich verwirklichen. Im Moment heißt es, sich noch auf das zu konzentrieren, was uns für jeden Tag aufgetragen wird.

Ich muß sagen, daß ich sehr froh und dankbar bin, daß ich während meiner kurzen Urlaubszeit doch soviel Gaben mitbekam, daß ich jetzt wieder vielen Kranken helfen kann. Wenn man länger weggewesen ist, erschrickt man doch wieder mehr, wenn man die von Krankheit und Unterernährung ausgemergelten Körper sieht. Da braucht gar keine Hungersnot gewesen zu sein, man kann einfach bei einer solch einzessiger Ernährung, die hauptsächlich aus Reis mit etwas Erbsenbrühe

und etwas Gemüse besteht, keine Kraft bekommen. Wenn dann noch eine Tuberkulose die letzten Reserven aufbraucht, sieht es ganz schlimm aus. Zu meinem großen Leidwesen gibt es jetzt auch keine Milenzuteilungen mehr. Ich habe nun von Ihnen Gaben wenigstens für die schwächsten Kranken Stärkungsmittel gekauft und gebe diese zusätzlich, damit sie schneller wieder auf die Beine kommen. Vitamintabletten helfen wohl zum Gesundwerden aber den Magen füllen sie eben doch nicht. Also nochmals herzlichen Dank für alle Ihre Gaben, die vielen Kranken zugute kommen.

Ich hoffe, gelegentlich mal wieder von Ihnen zu hören und grüße Sie alle ganz herzlich

Ihre Ilse Martin

Lebe Frau Dreißig und liebe Frau Meindl! Das hat mich sehr gefreut, daß Sie an meine Geburtstag so mit gedankt haben. Die meisten Leute haben mir diesen Tag gar nicht gesagt. So ging auch der Tag ohne "Tausch" über die Bühne. — Ob Sie wohl diese Brief auf Matrikel abweichen, oder eher nach einer "Universität" verhindern können? Die Adresse Sie brabe Sie wohl doch wohl nicht mehr? Senden Sie mir bitte auch ein Foto Ihrer und die Kne bekannende Kinder, die zu Wotan da waren und sonst geschändet haben. Vielen Dank für alle kinderliche Liebe Sie beide Sie bald wieder!

FIRST FOLD



Frau Löre Dreißig
und Frau B. Meindl
1 - Berlin - 41
Handjägerstr. 19/20



दूसरा मोड़
SECOND FOLD

इस पत्र के अन्दर कुछ न रखिये NO ENCLOSURES ALLOWED

भेजने वाले का नाम और पता:- SENDER'S NAME AND ADDRESS:-

ILSE MARTIN
Takarna P.O. Lassia
Dt. Ranchi/Bihar, India

भारत INDIA

GOSSNER-MISSION

Oktober 1972

Liebe Kinder in Deutschland!

Ich möchte Euch gern einmal schreiben, weil Schwester Ilse mir erzählte, daß Ihr mit Euren Gaben dazu geholfen habt, daß ich jetzt in Takarma arbeiten darf. Das könnt Ihr sicher nicht gleich so verstehen, deshalb will ich es Euch erklären.

Wie Ihr wißt, habe ich in einem Regierungs-Hospital meine Schwestern-Ausbildung bekommen. Man bekommt während dieser Zeit sozusagen ein Stipendium von der Regierung, d.h. freie Station und Verpflegung und ein Taschengeld. Dafür muß man nach dem Examen drei Jahre in einem Regierungs-Hospital arbeiten. Wenn man das aus irgendwelchen Gründen nicht tut, muß man das Stipendium zurückzahlen. Es ist eine Summe von Rs. 1320,- (DM 660,-). Da mich Schwester Ilse dringend in Takarma brauchte und ich auch lieber in Takarma arbeiten wollte, hat Schwester Ilse das Geld für mich bezahlt, und sie sagte, da wären auch Gaben von Euch dabei. Dafür danke ich Euch ganz herzlich, und ich verspreche Euch, solange ich kann, kranken Menschen zu helfen.

Ich denke oft an die Zeit zurück, wo ich selbst als Kranke im Hospital in Amgaon lag, und wie wunderbar Gott mich geheilt hat. Ich wußte nichts von Gott und seinem Sohn Jesus Christus und doch hat er mir geholfen. Ich hatte nicht viel gelernt, weil ich doch

nur 4 Jahre zur Schule gehen konnte und nun habe ich mit Gottes Hilfe Hindi und Englisch gelernt und eine Schwesternausbildung bekommen. Wie reich ist doch mein Leben geworden, und ich möchte, daß noch viele Menschen in unserem Land zu Christus kommen und auch glücklich werden.

Nun will ich Euch von unserer Arbeit in Takarma erzählen. Wir drei Schwestern, Ruth Barla, Hamida Kujur und ich, fangen morgens um 6 Uhr an. Zuerst wird bei den Kranken Fieber gemessen. Da wir immer so 30 bis 35 Kranke haben, dauert das eine ganze Weile.

Einige von den Kranken bekommen auch gleich um 6 Uhr Medizin. Asisan Topno, Christina Sahu und Mukta Horo kommen auch schon um 6 Uhr. Sie fangen an mit Saubermachen. Wenn um 1/2 7 Uhr Pastor Niarjan Surin und Schwester Ilse kommen, wird eine kurze Andacht auf der Veranda gehalten. Die Angehörigen der kranken Christen stellen sich auch dazu.

Danach machen Schwester Ilse und Niarjan die Morgenvisite. Dabei werden die Verordnungen besprochen und die Medizin für den Tag aufgeschrieben. Ich bin verantwortlich für die stationären Patienten und Hamida hilft mir dabei.

Ruth und Niarjan machen die Arbeit in der Poliklinik. Pastor Kiro gibt die Karteikarten aus und hilft auch in der Poliklinik. Wenn Schwester Ilse nicht da ist, müssen Pastor Kiro oder Niarjan die Kranken untersuchen und die Medizin aufschreiben. An einem Tage kommen meist so 60 bis 100 Kranke. Wir müssen uns immer ganz schön beeilen, wenn



wir bis mittag mit der Morgenarbeit fertig werden wollen. Nachmittags um 1/2 3 Uhr wird wieder Fieber gemessen, Medizin ausgeteilt usw. Wenn wir mit der Arbeit fertig sind, unterhalten wir uns mit den Patienten und geben ihnen auch oft kleine Heftchen zum Lesen. Schwester Ilse bringt immer wieder neue Büchlein aus Ranchi mit. Die mögen die Patienten sehr gerne lesen. Wir haben auch ein einfaches Grammophon und Platten in drei Sprachen, Hindi, Mundari und Urdu. Wenn wir die auflegen, können die Kranken, Hindus, Adivasis und Mohammedaner, in ihren Sprachen Biblische Geschichten und Lieder hören. Das lieben sie sehr.



Einige von den Nicht-christlichen Patienten haben mich schon um ein Neues Testament gebeten. Das gebe ich ihnen gern. Den Kindern und Frauen, die nicht lesen können, erzähle ich manchmal die Biblischen Geschichten. Ich arbeite gern hier und die Arbeit macht mir viel Freude.

So gegen 18 Uhr, wenn es dunkel wird, hängen wir in jedes Krankenzimmer und auf die Veranda eine Petroleumlampe, dann gehen wir heim. Eine von uns hat immer Nachtdienst. Wer gerade an der Reihe ist, geht um 21 Uhr noch einmal ins Hospital und sieht nach, ob die Kranken schlafen oder ob sie husten oder Schmerzen haben. Dann bekommen sie noch einmal Medizin. Auch die Babies müssen noch einmal gefüttert werden. Erst dann gehen auch wir schlafen. Ich möchte Euch zu gern in Deutschland besuchen und Euer Land kennenlernen.

Ich bete für Euch und grüße Euch mit „Jesus Sahay“! Betet auch für uns.

In Liebe Eure Elisabeth Pradhan.



Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 61

Liebe Kinder!

Ob Ihr Euch noch an Elisabeth Pradhan erinnert, von der ich Euch 1962 erzählte? Diejenigen von Euch, die das Buch mit den Briefen haben, können es ja nachschlagen und den anderen erzählen.

Ich bin so oft gefragt worden, wie es ihr jetzt geht und was sie tut, daß ich Euch weiter von ihr berichten will.

Ihre Familie hat sich im Laufe der Jahre damit abgefunden, daß sie Christin geworden war. Es war auch für ihre Eltern und Geschwister nicht einfach. Dadurch daß sie die Kasten-Gesetze gebrochen hatte, war auch auf ihre Familie ein Makel gefallen. Es war sehr schwer für ihren Bruder eine Frau zu finden. Denn viele sagten: „Wer weiß, vielleicht wird er eines Tages auch Christ und was wird dann aus meiner Tochter.“ Das klingt so, als ob ein echter Christ ansteckend ist, nicht wahr? Sogar die, die Christus nicht kennen, spüren das.

Na schließlich kam doch ein Vater der sagte: „Ich weiß, daß Elisabeths Bruder ein guter Junge ist, ich gebe ihm meine Tochter.“ Er ist noch kein Christ geworden. Aber wer weiß, wie es in seinem Herzen aussieht. Ihr wißt doch, daß Elisabeth ihm einmal ein Neues Testament schenkte.

Elisabeth lernte im Hospital in Amgaon immer mehr dazu. Bald konnte sie schon selbständig eine Station versorgen. Aber immer wieder sagte sie: „Ich möchte gern eine weitere Ausbildung machen.“ Das war auch unser Wunsch, aber sie hatte ja nur



4 Jahre Schule. Sie durfte doch nicht länger zur Schule gehen, weil ihre Mutter krank war und ihre Hilfe brauchte. Die große Krankenpflege-Ausbildung konnte sie sowieso nicht machen, weil man dazu hier in Indien Abitur haben muß. Aber sie sollte wenigstens eine Schwesternhelferinnen-Ausbildung bekommen, die zwei Jahre dauert und wozu man nur 7 Jahre Schule braucht.

Wir haben viel hin und her überlegt, bis Gott uns einen Weg zeigte. Die Leiterin einer Missionsschule in Balasore – südlich von Calcutta – sagte, sie würde Elisabeth aufnehmen, und sie sollte versuchen, 3 Jahre Schule in 2 Jahren nachzumachen. Sie brauchte auch kein Schulgeld zu bezahlen, wenn sie sich nebenbei um die kranken Schülerinnen kümmerte. Das wollte Elisabeth sehr gern tun. So ging sie bis Ende 1965 in die Schule nach Balasore und setzte sich mit 25 Jahren noch einmal zu 12jährigen Mädchen auf die Schulbank. Sie lernte fleißig und schaffte es wirklich in 2 Jahren den 7-jährigen Abschluß zu bekommen. Das Mädchen aus dem kleinen Dschungeldorf beherrschte nun neben ihrer Muttersprache Oriya auch noch Hindi und Englisch und hatte viele andere Dinge dazugelernt. In der Missionsschule waren natürlich auch viele Hindu-Mädchen, und sie schrieb mir immer wieder einmal davon, wie sie mit diesen Mädchen in der Bibel gelesen hätte und ihnen von Christus erzählte. Eine von ihnen wollte sich schon taufen lassen. Als die Verwandten das hörten, kamen sie gleich und nahmen das Mädchen aus der Schule.



Einmal mußte sie zum Zahnarzt gehen. Sie sagte, der wußte ganz genau, daß sie nur Schülerin war und kein Geld hatte, trotzdem hätte er ihr eine hohe Rechnung ausgeschrieben. Daraufhin kaufte sie ein Neues Testament und schickte es ihm. Er wird es lesen, meinte sie, und daraus lernen, daß man armen Menschen helfen soll ohne viel Geld zu verlangen. Wärt Ihr auch auf solch eine Idee gekommen?

Am 15. August 1968 wurde sie in die Schwesternschule in Balasore aufgenommen. Wie glücklich und stolz war sie.

Sie hatte ja schon viel praktische Erfahrung und vieles wurde ihr dadurch leichter als den anderen. Aber stellt Euch vor, sie war die einzige Christin unter 50 Mädchen. Sie ließ sich nicht entmutigen und erzählte den anderen immer wieder von Jesus Christus und wie er ihr Leben gewandelt und sie glücklich gemacht hätte.

Sie war bald bei den Ärzten dafür bekannt, daß sie sich wirklich um die Kranken kümmerte und daß man sich auf sie verlassen konnte. Das zu hören freute mich sehr. Am 22. Juli 1970 machte sie in Cuttack ihre Prüfung, die sie gut bestand. Wir alle freuten uns mit ihr. Da in Amgaon jetzt genügend Schwestern sind und ich in Takarma dringend Hilfe brauchte, kam sie hierher nach Takarma.

Später kann sie Euch selbst einmal schreiben und von ihrer Arbeit hier erzählen.

Für heute grüße ich Euch herzlich
Eure Schwester Ilse.

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 • Druck: W. Bartos, Berlin 61

GOSSNER-MISSION

Dezember 1971

Liebe Kinder in Deutschland!

Ich heiße Christina Sahu. Früher hieß ich Niraso. Das bedeutet „ohne Hoffnung“. Das ist ein trauriger Name, und mein Leben war auch traurig, bis ich nach Amgaon kam. Meine Mutter starb bei meiner Geburt und deshalb habe ich auch den traurigen Namen bekommen. Mein Vater dachte, für ein so kleines Baby ohne Mutter ist nicht viel Hoffnung. Meine Großmutter kümmerte sich aber sehr um mich und ich bin doch groß geworden. Als ich 15 Jahre alt war, wurde ich verheiratet. Ich war sehr traurig, als ich ins Haus der Schwiegereltern mußte, die ich doch gar nicht kannte. Ich mußte viel arbeiten. Aber das ist so in unserem Land. Die jüngste Schwieger-tochter muß immer die meiste Arbeit tun. Sie muß alle anderen bedienen. Erst wenn sie einen Sohn bekommt, kümmert man sich mehr um sie. Ich bekam kein Kind. Ich wurde krank. Ich war immer durstig und hungrig und fühlte mich sehr schwach. Immer wurde ich ausgeschimpft, weil ich nicht richtig arbeiten konnte. Eines Tages ging man aber doch mit mir zum Dorf-Doktor. Der gab mir alle möglichen bitteren Kräuter zu essen und komische Sachen zu trinken. Es half aber alles nichts. Schließlich sagte meine Schwiegermutter: „Wenn Du nicht richtig arbeitest, bekommst Du auch nichts zu essen. Da bin ich oft zu den Nachbarn gegangen und habe mir eine Mahlzeit erbettelt. Die Nachbarin sagte: „Du bist doch



sicher krank. Komme doch mit uns zum Hospital nach Amgaon. Wir gehen morgen dorthin." Ich wußte, daß man mir nicht erlauben würde dorthin zu gehen, deshalb sagte ich, ich möchte meinen Vater besuchen. Da ließen sie mich für einen Tag gehen. Das war im Monat Asharo (Juli 1962). Dort war Schwester Ilse und sie sagte gleich zu mir, ich müßte ein paar Tage dort bleiben. Ich konnte aber nicht. Ich nahm nur eine Vitamin-Spritze und etwas Medizin und sagte, ich würde wiederkommen. Ein Monat nach dem anderen ging dahin und ich wurde immer schwächer. Da schickten mich meine Schwiegereltern und mein Mann zu meinem Vater zurück.

Mein Vater war traurig, daß es soweit gekommen war. Ich flehte ihn an, doch mit mir nach Amgaon zu gehen. Meine Großmutter ging auch mit. Das war 7 Monate später, im Monat Magh (Februar 1963). Als sie mich gründlich untersucht hatten sagten sie, ich sei zuckerkrank. Ich durfte überhaupt nichts Süßes mehr essen, keinen Zucker und alles mußte genau abgemessen werden, damit ich nicht zuviel aß. Dazu bekam ich jeden Tag eine Spritze. Das gefiel mir gar nicht und ich hatte immer noch solchen Hunger. Das Diätessen, das ich bekam, schmeckte mir gar nicht und wenn die Schwestern alle weg waren, brachte mir meine Großmutter schnell einen großen Teller voll Reis. Jetzt weiß ich, daß das nicht richtig war, aber ich war doch so dumm. Langsam begriff ich, daß man es gut mit mir meinte, und nach 2 Monaten ging es mir so gut, daß ich dachte, ich sei gesund. Dann kam mein Schwiegervater und sagte: „Du siehst ja jetzt so gut aus. Du bist gesund. Morgen nehme ich Dich mit nach Hause.“ Ich wollte auch gern mitgehen, aber der Doktor und die Schwestern sagten, ich müßte noch dableiben. Da ist mein Schwiegervater einfach am nächsten Morgen ganz früh mit mir losgezogen.

Die ersten Tage ging es mir noch gut, aber bald merkte ich, daß ich wieder krank und schwach wurde. Wieder brachten sie mich zu meinem Vater und ich flehte ihn an, mich wieder nach Amgaon zu bringen. Dort erkannten sie mich kaum wieder. Ich wog nur noch 25 kg und erholte mich diesmal viel langsamer.

Das Geld, das mir mein Vater gegeben hatte für die Behandlung, war bald alle. Ich wurde aber umsonst verpflegt und bekam auch jeden Tag meine Spritze. Ich wollte gar nicht wieder zu meinem Mann zurück. Er gab mir ja auch kein Geld für Medizin und wollte keine kranke Frau haben. Sobald ich mich etwas kräftiger fühlte, durfte ich im Hospital mithelfen. Schwester Elisabeth zeigte mir auch, wie man näht und half mir, für mich eine

Bluse zu nähen. Ich konnte ja nur Reis kochen und auf dem Feld arbeiten. Man hatte mich nicht zur Schule geschickt, und ich konnte nicht lesen. Jesudani zeigte mir die ersten Buchstaben und wie man sie malt. So ganz allmählich lernte ich dann Lesen und Schreiben.



Da war noch ein Mädchen, etwas jünger als ich, die hieß Kandri (Heulsuse). Die wollte auch gern im Hospital bleiben und arbeiten. Weil wir beide nicht viel konnten, haben wir alles gemeinsam gemacht. Wir bekamen auch eine Hospital-Sari und stellten uns morgens mit hin, wenn die Andacht gehalten wurde. Wir verstanden ja nicht viel davon, aber Schwester Elisabeth erzählte uns immer von Jesus Christus und daß er auch uns liebt. Das war mir recht merkwürdig, denn unsere Götter lieben uns doch nicht. Mein Vater hatte mir erzählt, man müßte ihnen Opfer bringen, damit sie einem nichts Böses antun. Ich habe immer Angst vor ihnen gehabt und mochte auch abends gar nicht

mehr vor die Tür gehen, weil dort die bösen Geister lauern. Ich wurde direkt ein bißchen neidisch, daß Schwester Elisabeth einen Gott hatte, der sie liebt und sie bewacht, daß die bösen Geister ihr nichts anhaben können. Ich sprach mit Kandri darüber und wir beschlossen, wir wollten uns auch taufen lassen. Wir wollten auch fröhlich und frei sein. Die anderen freuten sich alle über unseren Entschluß. Aber nun begann für uns das Lernen. Wir bekamen Taufunterricht und mußten sehr viel lernen. Mein Vater hatte nichts dagegen, daß ich mich taufen ließ, und auch Kandris Vater erlaubte es ihr. Das war sehr schön. Am 18. Oktober 1964 wurden wir beide getauft. Kandri heißt jetzt Premo. Das bedeutet Liebe. Sie meinte, sie hätte soviel Liebe erfahren, daß sie auch versuchen wollte, andere zu lieben. Das sollte man schon an ihrem Namen merken.

Ich wollte Christina heißen, damit alle Leute gleich an meinem Namen sehen, daß ich zu Christus gehöre.

Ich bin so glücklich, daß ich jetzt keine Angst mehr vor den bösen Geistern zu haben brauche, denn Christus ist viel stärker als sie und beschützt mich.

Ich mache mir schon lange jeden Tag selbst meine Insulin-Spritze. Ich habe gelernt, wie man Spritzen sauber macht und Instrumente kocht. Ich habe gelernt, wie Verbandszeug und Wäsche gekocht werden muß. Ich kann Haferschleim für die Kranken zurechtmachen und Wunden verbinden. Ich habe viel gelernt und bin froh, daß ich mit meinen bescheidenen Gaben den kranken Menschen helfen kann.



Als wir einmal in Amgaon nicht soviel zu tun hatten und Schwester Ilse Hilfe brauchte, hat Schwester Monika mich nach Takarma gehen lassen. Im März 1969 habe ich hier angefangen zu arbeiten und werde wohl jetzt auch hier bleiben.

Schwester Ilse erzählte mir, daß Ihr immer wieder Geld schickt, damit ich regelmäßig meine Insulin-Spritze bekommen kann. Dafür danke ich Euch ganz besonders, denn ich kann ohne Insulin nicht leben. Der Gruß „Jesu Sahay“, der mir erst so merkwürdig klang, ist an mir wahr geworden. Jesus Christus hat mir geholfen durch Euch.

Vielen Dank und herzliche Grüße von Eurer Christina Sahu.

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerstr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 • Druck: W. Bartos, Berlin 61

Liebe Kinder!

Wir haben einen neuen Helfer für die Arbeit bekommen. Dieser Helfer hat vier Räder. Na, jetzt wißt Ihr sicher schon was es ist, nicht wahr? Es ist ein Krankenwagen. Hier nennt man ihn „Jeep-Ambulance“.

Ein Jeep ist ein Fahrzeug für schlechte Wege. Und da es in Indien noch sehr viele schlechte Wege gibt, besonders auf dem Lande, hat man auch Jeep-Krankenwagen gebaut. Als wir ihn Ende Mai bekamen, freuten wir uns alle riesig darüber. Die Mädchen hatten sogar Girlanden gemacht und schmückten ihn damit.

Ich sah ihn noch ziemlich mißtrauisch an. Nachdem ich 17 Jahre lang mit dem Fahrrad über Indiens Landstraßen gefahren war, sollte ich mich nun plötzlich hinters Steuer setzen. Dabei konnte ich noch nicht einmal fahren. Eine Fahrschule gibt es hier nicht.

Man holt sich einen Führerschein für Lernende und sucht sich jemand, der einem das Fahren beibringen



kann. Glaubt man fahren zu können, geht man zur Polizei und läßt sich prüfen. Ich war noch nicht dort.

Herr Bruns aus Khunitoli war so nett, mir seinen Fahrer zu leihen. Jeden Tag, wenn ich etwas Zeit hatte, mußte ich nun üben. Ach, mir war oft gar nicht wohl dabei. Ihr lacht natürlich darüber, aber Ihr seid ja auch noch nicht über 50 Jahre!

Erst zog ich meine Runden auf dem Sportplatz in unserem Dorf. Danach wagte ich mich auf unsere „Prachtstraße“. So nenne ich die 7 km von unserer Dispensary bis zur Hauptstraße. Ich glaube, so mancher Feldweg bei Euch ist besser als meine Straße. Zum Fahren lernen war sie sicher gut, weil ich dauernd schalten mußte.

Nach 4 Wochen wagte ich es, dann auch mal bis Khunitoli zu fahren — 47 km —. Vorher fuhr ich diese Strecke immer mal mit dem Rad. Da fühlte ich mich bedeutend sicherer. Im Juni kam die Regenzeit und ich mußte nunlernen, durch Schlamm und tiefe Pfützen zu fahren. Ihr glaubt nicht, wie mein schöner weißer Jeep nach diesen Fahrten aussah! Er war aber immer schön brav und blieb mit mir auf dem Weg.

Doch einmal ging er seinen eigenen Weg. Es war ein Dienstagnachmittag, wo ich zur Dispensary nach Khunitoli mußte. Es regnete in Strömen und der Weg war sooo glitschig. Aber ich konnte ja nicht zu Hause bleiben.

Ich fuhr ganz langsam im ersten Gang und 10 km Tempo und rutschte doch in ein tiefes Schlammloch, da heraus in den Seitengraben, stieß an die hohe Lehmmauer und schon standen wir auf dem Kopf. Wie ein Käfer steckte der Jeep seine 4 Räder in die Luft und drinnen purzelte alles durcheinander. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, so plötzlich auf den Kopf gestellt zu werden. Glücklicherweise waren wir noch im Dorf Takarma und es wa-



ren gleich Helfer da, die die Türen öffneten und uns 5 Leute herausließen. Gott sei Dank war keinem von uns etwas passiert. Ein paar kräftige Männer stellten den Jeep wieder auf die Räder. Salan, mein Fahrlehrer, der mit im Wagen saß, machte sich gleich daran, den Motor zu untersuchen. Zwei Stunden brachte er damit zu, das Öl aus den Teilen zu holen, wo es nicht hingehörte. Danach lief der Motor wieder. War ich froh! So kamen wir doch noch am selben Abend nach Khuntitoli. Die Schönheit meines Jeeps war natürlich dahin. Das Dach hatte es ganz ordentlich eingedrückt, eine Lampe war verbogen, auch ein Schutzblech etc. aber er lief noch und mußte noch 14 Tage so herumsausen, bis ich ihn nach Ranchi, 100 km von hier, in die Garage bringen konnte.

3 Wochen blieb er dort. Da kam mein Fahrrad wieder zu Ehren. Ich muß aber eingestehen, daß ich froh war, als der Jeep wieder zurück kam. Man kann sich doch sehr schnell an den Fortschritt gewöhnen. Man sah ihm seinen Sturz gar nicht mehr an und er tat wieder treu seinen Dienst. Nur manchmal bockt er genau wie Bileams Esel. Wißt Ihr wo diese Geschichte in der Bibel steht? Da muß ich nämlich dann immer daran denken. Weil es auch daran liegen kann, daß der Jeep mit meiner Behandlung nicht einverstanden ist. Da er nicht reden kann wie Bileams Esel, gucke ich unter die Haube in sein Inneres und versuche herauszufinden, was ihm fehlt.

Wir gewöhnen uns immer mehr aneinander, und ich bin sehr froh, daß ich ihn habe. Denn jetzt, wo ich drei Dispensaries zu versorgen habe, Takarma, Khuntitoli und Kamdara, könnte ich die Arbeit gar nicht ohne Fahrzeug schaffen. Dazu kommt noch, daß ich sehr oft Kranke nach Ranchi zum Röntgen oder auch zum Operieren fahren muß. Unser Jeep hier ist für viele Kranke die einzige Möglichkeit nach Ranchi zu kommen, denn mit schweren Verletzungen oder ge-



brochenen Gliedern kann man ja nicht stundenlang im Bus fahren. Auch wer sich eine Taxe leisten könnte, muß sie erst von Ranchi holen lassen. Es ist eben alles nicht so einfach wie bei Euch.

Nicht wahr, da könnt Ihr Euch vorstellen, daß nicht nur ich, sondern auch viele Leute hier in der Gegend dankbar sind, daß wir mit Gaben aus Deutschland so einen guten Helfer kaufen konnten.

Übrigens ist der Jeep ein Geschenk der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern.

Ganz herzlich grüßt Euch Eure Schwester Ilse.

Abschrift

Takarma, September 1969

Liebe Kinder!

Heute ist der 17. September und es regnet und regnet und regnet, schon den 10. Tag. Man könnte trübsinnig werden; aber was hilft es, es ist ja Regenzeit und deshalb ganz in Ordnung. Der Reis braucht viel Wasser zum Wachsen. Wenn wir nur nicht gerade morgen unsere neue Dispensary einweihen wollten, wozu wir soviel Gäste eingeladen haben ...!

Der Superintendent unseres Kirchenkreises Takarma ist schon seit heute morgen sechs Uhr eifrig dabei, noch die restlichen Türen und Fenster zu streichen, und die 12 Mädchen von der Oberschule helfen alle mit beim Saubermachen. Einige Jungens vom Juva Sangh (Junge Gemeinde) sind trotz des Regens in den Dschungel gegangen, um kleine Bäume und grüne Zweige für die Ehrenpforte zu holen. Die kleineren Kinder machen Fähnchen für die Girlanden.

Fortssetzung: Am Abend des 18. September 1969.

Es ist kaum zu glauben, aber als wir heute morgen erwachten, schien die Sonne! Das war herrlich. Schnell versorgten wir unsere Kranken. Es dauerte dann auch gar nicht lange, bis die ersten Gäste kamen. Einige von Euch kennen sicher den einen oder anderen unserer Ehrengäste: Pastor Aind, der frühere Präsident der Gossnerkirche, Pastor Junul Topno aus Khunti und Dr. Paul Singh. Sie waren alle schon einmal in Deutschland. Auch Herr Hertel und der Baumeister aus Fudi waren gekommen. Dazu Hindus und Mohammedaner aus der Umgebung mit den vielen Christen - ca. 2.500 Menschen waren versammelt. Vor der Kirche begann der Festzug. Schwester Marianne und ich hatten zur Feier des Tages eine Sari angezogen. Darüber freuten sich besonders die Frauen. Den ganzen Weg entlang, von der Kirche zur Dispensary waren über Nacht plötzlich Bümchen aus der Erde geschossen - wie in Deutschland die Birkenblümchen zu Pfingsten. Das sah hübsch aus, denn sie waren mit Girlanden von bunten Fähnchen geschmückt. Singend zogen wir zur Dispensary. Dort wurde vor dem verschlossenen Tor der Gottesdienst gehalten. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes wurde das Band durchschnitten, das die Tür versperrte, und das Haus war eröffnet.

Es wurden noch mehrere kurze Reden gehalten, viel gesungen und gelacht. Man spürte richtig, daß die Gemeindeglieder dieses Hauses als ihr Haus ansahen. Viele von ihnen hatten ja auch selbst mit Hand angelegt. Ich ließ meine Gedanken zurückwandern:

Ja, schon im Jahre 1962 hatten die Christen im Kirchenkreis Takarma von dieser Dispensary geträumt. Man sagte aber nicht: "Träume sind Schlüsse", sondern fing gleich an, Geld für dieses Haus zu sammeln. In Takarma wußte man nämlich, was für eine große Hilfe es ist, wenn man eine Dispensary am Ort hat. Bis 1939 war eine Missionsschwester hier stationiert und hatte den Menschen hier viel geholfen. Von ihr hatte schon damals Pastor Kiro einiges gelernt, und als Schwester Auguste Fritz Indien verließ, half er hier den Leuten weiter, so gut er konnte. 1965 kam er für drei Monate nach Amgaon, um noch einiges zu lernen. So hatte ich gleich einen treuen Helfer, als ich 1967 nach Takarma kam. Das habe ich Euch ja schon 1968 geschrieben. Vielleicht findet Ihr auch noch den Brief, den Euch Dyamani vom Juva Sangh-Treffen schrieb. Über 250 Jungen und Mädchen der Jungen Gemeinde waren zu einer Freizeit gekommen und hatten angefangen den Brunnen für die Dispensary auszuschachten. In drei Tagen konnten sie natürlich nicht fertig werden. Da kamen dann jeden Tag aus einem anderen Dorf aus der Umgebung Christen, die am Brunnen weiterarbeiteten.

Ach, dann fiel mir noch der Tag ein, an dem frühmorgens ca. 300 Männer, Frauen und Kinder zu einem ca. 15 km entfernten Ort im Dschungel zogen, um eine bestimmte Sorte Steine für den Brunnen zu sammeln. Sie nahmen sich ihr Essen mit und trugen viele Steine zusammen. Mit zwei Lastwagen wurde dann bis zum späten Abend alles nach Takarma transportiert. Sicher dachten heute viele an diesen "Ausflug". Dann kam die Zeit, wo die großen Granitsteine für den Brunnen und die Dispensary

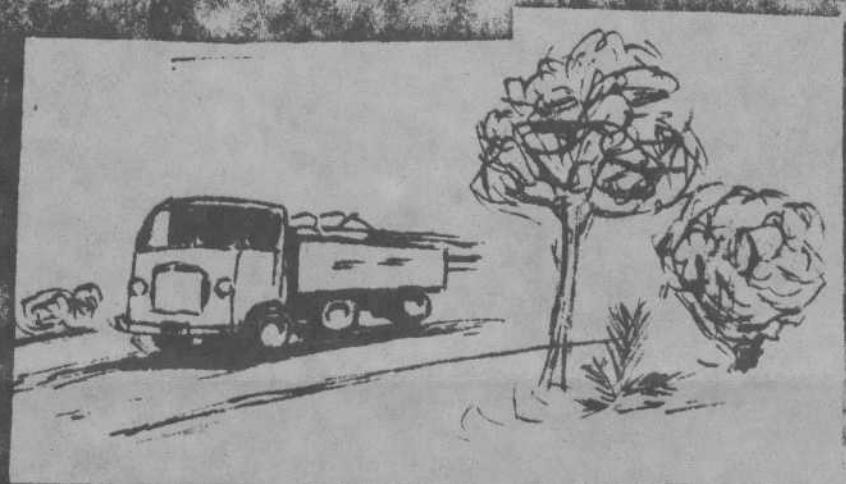
mit Ochsenkarren und manchmal mit Lastwagen angefahren wurden, und Freiwillige halfen beim Abladen etc. Alles war bereit, als die Bauleute aus Fudi kamen, um mit der Arbeit zu beginnen. Es dauerte nicht sehr lange, da war das Haus unter Dach, aber noch leer.

Da schickten mir Freunde aus Deutschland und Australien soviel Geld, daß ich 24 neue Betten und Nachttische machen lassen konnte. Wir haben sie schon aufgestellt, und morgen werden wir die Kranken aus dem alten Haus in das neue bringen.

Ich weiß, Ihr freut Euch mit uns, daß wir einen großen Schritt weitergekommen sind, denn Ihr habt ja mit Euren Gaben auch dazu geholfen, daß dieses Haus gebaut werden konnte.

Ganz herzlich grüßt Euch

Eure Schwester Ilse



Liebe Kinder!

Vor vierzehn Tagen schon bekam ich die Einladung zu einer Hochzeit bei den Mohammedanern. Morgen ist nun der große Tag. Alle, die in der Dispensary mitarbeiten, sind eingeladen, und Ihr, die Ihr meine Freunde seid, dürft selbstverständlich auch mitkommen. Die Hochzeit ist im Dorf der Braut, in Lassia. Es ist nur ca. $\frac{1}{4}$ Std. zu Fuß dorthin. Da der Bräutigam erst gegen Abend erwartet wird, brauchen wir auch nicht früher hinzugehen.



Vergeßt aber nicht, die Lampen mitzunehmen, denn es wird sicher spät. Das Hochzeitshaus ist schon von weitem zu erkennen. Es ist frisch getüncht und ringsum mit bunten Papierwimpeln geschmückt. Der Brautvater begrüßt uns und führt uns ins Haus. Dort werden wir gleich von den kleinen Mohomedaner-Jungens und schön gekleideten Mädchen umringt. Die Mädchen tragen keine Saris, sondern weite Pluderhosen und darüber ein enges Kleid. Dazu gehört noch ein dünner schleierartiger Schal, den sie von vorn nach hinten über den Schultern tragen oder auch über den Kopf ziehen. Sie sehen alle ganz entzückend aus und platzen bald vor Freude und Erwartung. — Nein, die Braut ist nicht dabei. Sie ist im Frauengemach, und wir werden sie wohl erst später zu sehen bekommen. Immer und immer wieder laufen die Kinder hinaus, um zu sehen, ob der Bräutigam schon angekom-

men ist — aber er kommt ewig und ewig nicht. Es ist wie in dem Gleichnis von den 10 Jungfrauen. Jetzt verstehen wir sehr gut, warum die 10 Jungfrauen einschliefen, als der Bräutigam noch nicht kam. Die jungen Mädchen vertreiben sich die Zeit mit dem Singen des Begrüßungsliedes für den Bräutigam. Die verheirateten Frauen sitzen mit uns im Kreis, und wir fragen sie nach ihrer Religion. Ja, ihre Religion ist der Islam. Islam heißt auf Deutsch: Unterwerfung, Unterwerfung unter Gott. Sie verehren einen einzigen Gott, und der heißt Allah. Allah hat um das Jahr 600 nach Christus seinen Willen dem Propheten Mohammed offenbart, und Mohammed hat dies an die anderen Menschen weitergegeben. Die erste Offenbarung soll er im Monat Ramadan erhalten haben. Deshalb fasten auch die Mohammedaner im Monat Ramadan. In diesem Jahr fiel der Monat Ramadan auf den Dezember. Während dieser Zeit kamen auch kaum Mohammedaner zu uns in die Dispensary. In diesem Monat Ramadan dürfen sie nämlich erst nach Einbruch der Dunkelheit essen und trinken. Während des Tages dürfen sie überhaupt nichts zu sich nehmen. „Wenn aber nun jemand sehr schwer krank ist“, frage ich da, „durf er dann gar keine Medizin schlucken und kein Wasser trinken?“ „Bei Schwerkranken, kleinen Kindern und ganz alten Leuten darf eine Ausnahme gemacht werden“, sagen sie dann.

„Wie heißt denn Euer Glaubensbekenntnis“, möchte ich noch wissen. Sie sagten: „la ilaha illa-llah, muhammad rasulu-llah“.

Auf Deutsch heißt das: Es gibt keinen anderen Gott außer Gott — Mohammed ist sein Prophet.

Zum rechten Glauben des Mohammedaners gehört noch, daß er fünfmal am Tage ein Gebet spricht mit dem Gesicht nach Mekka gewendet und schließlich, daß er einmal im Leben eine Wallfahrt nach Mekka macht.

Das zu hören, war mir alles sehr interessant. Umso gespannter war ich jetzt auf die Hochzeit.

Plötzlich Tumult auf der Dorfstraße: „Der Bräutigam kommt! Er ist am Dorfeingang.“ Die Männer gehen hin, um ihn zu empfangen und ins Männerhaus zu führen. Wieder vergeht eine halbe Stunde gespannten Wartens. Wir halten es auch nicht mehr im Haus aus und gehen auf die Straße. Tatsächlich, da biegt er um die Ecke. Er sitzt auf einem Pony und wird zum Haus der Braut geführt. Die Brautmutter geht ihm entgegen und nö-

tigt ihn hereinzukommen. Er schüttelt mit dem Kopf. Sie bietet ihm ein Glas Wasser an. Er nimmt es nicht. Danach reicht sie ihm noch Betel zum kauen. Auch das verweigert er. Die Sache wird dramatisch. Enttäuscht wendet sie sich ab. Er wendet sein Pferd und reitet mit den Männern zur Moschee zum Beten. Wir gehen hinterher. Er bleibt lange in der Moschee.



Inzwischen wird in dem Männerhaus auf der Veranda alles für seinen Empfang zurechtmacht. Teppiche werden ausgebreitet. Wir vom Hospital bekommen, obwohl wir Frauen sind, einen Ehrenplatz an der Seite. Endlich kommt der Bräutigam aus der Moschee. Er wird in der Mitte der Veranda auf ein Kissen gesetzt, und die verwandten Männer gruppieren sich um ihn herum. Außer uns ist keine Frau zu sehen. Auch von der Braut keine Spur. Nun kommt der Brautvater und bringt dem Bräutigam neue Sachen zum Anziehen. Vor versammelter Gemeinde muß er nun aus den alten in die neuen Sachen wechseln. Das macht er sehr geschickt. Dann setzt er sich wieder, bekommt noch ein festlich rotes Käppi auf und eine rote Schärpe kreuzweise über die Brust gebunden.

Inzwischen ist der Muezzin (Priester) im Haus der Braut gewesen und hat dort die Zeremonie vollzogen. Nun kommt er hierher zum Bräutigam. Er stellt sich vor ihn hin und sagt ihm Sprüche aus dem Koran, dem heiligen Buch der Mohammedaner, vor. Der Bräutigam sagt sie nach oder antwortet darauf. Dann beten alle anwesenden Männer gemeinsam, indem sie ihre Hände wie ein aufgeschlagenes Buch vor sich halten. Die Ehe ist geschlossen. Es werden Süßigkeiten verteilt.



Wie ganz anders als bei uns ist das doch!
Nun wollen wir aber wenigstens noch die Braut
sehen. Sie sitzt noch im Hause ihrer Eltern, um-
geben von den Geschenken, die sie bekommen
hat. Aus Nurjohan, die 15 Jahre alt ist, ist nun
plötzlich eine junge Frau geworden. Sie sitzt mit
tränenüberströmtem Gesicht da, auch ihre Mu-
tter weint. Ich versuche, sie zu trösten. Sie
wird sich bald in ihre neue Rolle hinein
finden. Ihr geht es noch besser als anderen

jungen Mädchen, denn sie darf im Haus ihrer
Eltern bleiben, weil ihr Vater den jungen
Mann mit in sein Geschäft aufgenommen hat.
Wir lassen uns noch das Festessen schmek-
ken und gehen nachdenklich nach Hause.

Herzlich grüßt Euch

Eure Schwester Ilse



Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 61

Takarma, den 17. Oktober 1968

Liebe Kinder in Deutschland!

Schwester Ilse hat uns erzählt, daß Ihr gern wissen wollt, ob es bei uns auch eine Junge Gemeinde gibt. Ich will Euch nun heute etwas darüber berichten. Ja, natürlich gibt es bei uns eine Junge Gemeinde. In Hindi heißt sie „Juva Sangh“. Jeden Sonnabend abend treffen wir uns hin und her in den Dörfern und singen Bhajans. Das sind Lieder, die von indischen Christen gedichtet worden sind. Da gibt es welche in Hindi, in Mundari, in Oraon und Kharia, sozusagen in jeder Sprache, die hier in unserem Gebiet, in Chota Nagpur, gesprochen wird. Sie haben alle einen Refrain, der nach jeder Strophe wiederholt wird. Die meisten dieser Lieder, die wir besonders gern singen, können wir auswendig. Einige der Jungens trommeln dazu. Da bleibt man schön im Takt. Oft klatschen wir auch noch dazu in die Hände.

Am Sonntagabend haben wir Jugend-Gottesdienst in der Kirche. Auch dort wird wieder viel gesungen. Das gefällt uns sehr gut. Das Dorf, in dem ich wohne, heißt Jonhatoli. Mitte September bekamen wir in der Kirche durch unseren Pracharek (Prediger) die Nachricht vorgelesen, daß in Takarma vom 1.10. bis 4.10.1968 ein Juva-Sangh-Treffen sein sollte. Jeder der käme, sollte seine Bibel, Gesangbuch, Reis und Erbsen und 2,- Rupies mitbringen. Dazu auch Handwerkszeug, wie Hacken, Schaufeln und Körbe, denn es sollte auch etwas gearbeitet werden. Da habe ich mich gleich gemeldet und noch etliche aus unserem Dorf dazu. Silwanti war gerade an dem Tag nicht in der Kirche. Da bin ich gleich am Montag zu ihr gegangen und habe ihr von dem Treffen erzählt. Auch sie wollte gern mit. Auch die Jungens sagten es denen weiter, die es





nicht gehört hatten. Wir hatten nämlich gerade in dieser Woche schulfrei, weil die Hindus das Durga-Puja feierten. Schwester Ilse sagte, sie hätte Euch schon einmal vom Durga-Puja erzählt. Dann wißt Ihr ja, wie und was das ist.

Endlich kam der große Tag. Von unserem Dorf sind es zwei Stunden zu Fuß bis Takarma. Wir zogen so gegen 3 Uhr los und kamen dort noch vor der Dunkelheit an. Pastor Kiro, der auch in der Dispensary mitarbeitet, hielt uns die Abendandacht. Am nächsten Morgen standen wir frühzeitig auf. Nach dem Frühstück, das aus Tee und 2 Chapatties (Fladenbrot) bestand, hatten wir in der Kirche die Morgenandacht. Danach fingen wir an zu arbeiten. Die Jungs begannen den Brunnen aus-





rern und 2 Pastoren am Versammlungshaus arbeiteten. Es stand schon im Rohbau da, aber es mußte Erde für den Fußboden hineingetragen und festgestampft werden, und die Wände wurden mit Lehm verschmiert. Es wurde nicht ganz fertig, aber wenn wieder einmal so ein Treffen ist, kommt dieser Bau auch weiter. Auch mit dem Brunnen sind wir nicht fertig geworden. Der soll nämlich 20 Meter tief werden. Wir finden es aber sehr schön, daß wir den Anfang machen durften. Dadurch haben wir auch etwas zum Dispensary - Bau beigetragen. Die Dispensary soll ja 25 000,- Rupies kosten, und 6 000,- Rupies sind erst in den Gemeinden hin und her gesammelt worden. Da müssen wir noch öfter mithelfen, damit die Kosten etwas niedriger werden. Wie nötig die neue Dispensary ist, konnten wir sehen, als wir Schwester Ilse besuchten. Es war kaum Platz für die vielen Patienten. 10 Kranke lagen in dem Zimmer im Haus, und auf der Veranda lagen auch 10 oder 12 und dazu noch welche auf der Erde in der neu angebauten Kochhütte. Die Kochstellen reichten auch nicht aus, so daß viele ihre Kochstellen unter dem Maulbeerbaum im Hof errichtet hatten und dort ihren Reis kochten.

Schwester Anandini betreute die Kranken im Haus und der Pfleger Anil diejenigen auf der Veranda. Diejenigen, die gleich wieder nach Hause gingen, bekamen ihre In-

zuschachten, der für die neue Dispensary sein soll. Wir Mädchen nahmen unsere Körbe auf den Kopf und gingen zum Fluß, um Sand zu holen, der auch zum Bauen gebraucht wird. Am Morgen arbeiteten wir 3 Stunden und am Nachmittag auch noch einmal. Da wurde schon etwas geschafft. Wir waren nämlich eine ganze Menge Leute. 268 Jugendliche waren aus dem Kirchenkreis zusammengekommen. Außer uns waren noch 45 Prachareks da, die mit den Leh-



jektionen und Tabletten im Untersuchungszimmer von Schwester Ilse oder Pastor Kiro. Das war ein Gewimmel von Leuten.

Wir arbeiteten auch am 2. Tag wieder 6 Stunden. In den Abendstunden hatten wir Bibelarbeit und Singen. An einem Abend erzählte uns auch Schwester Ilse viel Wissenswertes über einige Krankheiten. Schwester Anandini übersetzte vom Hindi ins Satri, weil wir doch nicht alle Hindi verstehen. Satri ist so eine Art Esperanto. Das verstehen wir alle. Sie erzählte uns, daß man keinen Kuhmist auf Wunden tun soll, weil man sonst Tetanus bekommt und daß man Leute, die viel Husten und Blut spucken, schnell ins Krankenhaus schicken soll. Auch solche, die geschwollene Füße haben oder große Wunden und jeden Tag Fieber. Am Schluß unseres Treffens haben wir die ganze Nacht hindurch getrommelt und Bhajans gesungen. Das war sehr schön, und ich hoffe, daß wir bald wieder einmal ein solches Treffen haben. In den nächsten Wochen und Monaten haben wir allerdings viel auf den Feldern zu tun. Wenn der Reis reif wird, müssen wir alle bei der Ernte mithelfen. Vielleicht kommt dieser Brief gerade zum Weihnachtsfest zu Euch. Da möchten wir vom Takarma-Juva-Sangh Euch allen ein recht frohes Fest wünschen. Möchtet Ihr Euch alle ebenso freuen wie wir, daß Jesus Christus in diese Welt gekommen ist und uns so lieb hat.

Ich grüße Euch alle mit „Jishu Sahay“

Eure Dayamani

GOSSNER-MISSION

Takarma, Februar 1968

Herrgott sei Dank und dankt Gott für die vielen schönen Tage, die ich hier verbracht habe. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals soviel gelernt und soviel gesehen habe. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals soviel gelernt und soviel gesehen habe.

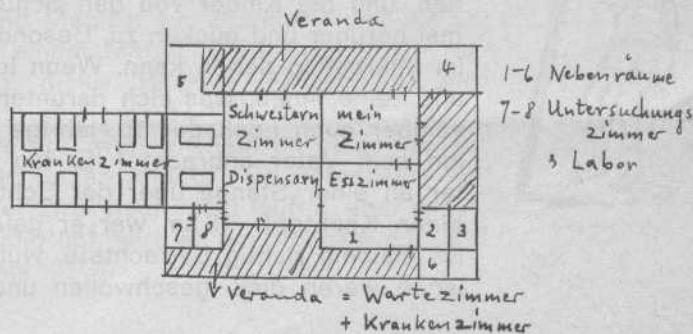
Liebe Kinder!

Hoffentlich seid Ihr mir nicht sehr böse, weil ich Euch solange auf einen Brief warten ließ. Viele von Euch habe ich in meinem Heimataufenthalt getroffen, und ich habe Euch versprochen, gleich wieder aus Indien zu schreiben. Aber Ihr wißt ja, daß bei Euch oft auch einmal alles anders kommt als Ihr gedacht habt — und so war es auch bei mir.

Im Januar 1968 wurde ich gefragt, ob ich bereit wäre, eine neue Arbeit in Bihar anzufangen. Natürlich sagte ich „ja“ und war sehr gespannt, wie mein neuer Arbeitsplatz aussehen würde. In dem Dorf Takarma, ca. 100 km südlich von Ranchi, sollte ich in einer Poliklinik arbeiten. Für Poliklinik sagt man hier Dispensary.

Takarma ist ein Dorf, in dem viele Christen wohnen. Es hat eine große Kirche, eine Grundschule und auch eine Oberschule. Dort steht auch ein Bungalow, das schon vor ca. 100 Jahren von einem Missionar gebaut worden ist. Darin war schon früher einmal eine Dispensary, aber durch den Krieg wurde diese Arbeit unterbrochen. Ich durfte nun hier weitermachen. Am Anfang gab es natürlich sehr viel für mich zu tun. Erst mußte alles saubergemacht werden, dann suchten wir Tische, Stühle und Schränke zusammen. Medizin, die ich zum Teil aus Deutschland mitgebracht hatte und zum großen Teil aus Amgaon bekam, mußte eingeräumt werden, Krankenbetten wurden aufgestellt, denn wir mußten ja auch ein Krankenzimmer haben, ein Untersuchungszimmer und ein Labor usw. Wie ich dann schließlich alles eingerichtet habe, könnt Ihr aus dem Grundriß ungefähr ersehen.

Gleich vom ersten Tag an kamen Patienten, und allmählich wurden es immer mehr, manchmal bis zu 150 an einem Tag. Da war ich froh, daß ich gleich von Anfang an einen tüchtigen Helfer hatte. Er heißt Pastor Kiro und ist schon 60 Jahre alt, aber er hilft mir unermüdlich von morgens bis zum Abend. Später kam noch Anandini, eine Hilfsschwester aus Amgaon, dazu und ein Krankenpfleger.



Ende November kam eine ganze Schulklassen von deutschen Kindern aus Rourkela, um mich hier zu besuchen. Da dachte ich, wie schön es wäre, wenn Ihr auch schnell mal herkommen könntet. Würde Euch das Spaß machen? Wenn Ihr kommt, müßt Ihr erst bis Ranchi fahren und dann von dort aus mit dem Bus ca. 3 Std. bis nach Agharma; bis Takarma ist es nur noch ca. 1 Std. zu Fuß. Ich fahre meistens mit dem Fahrrad. Dabei komme ich mir manchmal wie ein Kunstfahrer vor, weil ich auf den schmalen Erdmauern zwischen den Reisfeldern balancieren muß. Unterwegs kommt Ihr durchs Dorf Dumardih, und dann seid Ihr auch schon in Takarma. Links geht dann

eine Palmenallee ab, die zur Kirche führt. Kurz vor der Kirche steht rechts das Bungalow. Das könnt Ihr nicht verfehlten, denn dort liegen, sitzen und stehen immer viele Menschen herum. Es sieht aus wie auf einem Camping-Platz. Vor dem Haus haben nämlich die Angehörigen der Kranken ihre Feuerstellen gemacht, auf denen sie den Reis für sich und für die Kranken kochen. Morgens sitzen sie erst um das Feuer herum und wärmen sich, denn um diese Jahreszeit ist es auch bei uns reichlich kühl. Später fangen sie dann an, den Reis auszulesen, Gemüse zu schnippeln, Süßkartoffeln oder Mais im Feuer zu rösten. Dazwischen teilen die Schwestern Medizin aus, machen



Verbände, werden Babies gebadet und was es sonst noch zu tun gibt. Auf der Veranda vor dem Dispensary-Zimmer liegen nun die Kranken, die im Hause keinen Platz mehr gefunden haben. Dort warten auch die Kranken, die nur Medizin haben wollen und wieder nach Hause gehen. Auf der Veranda werden auch Zähne gezogen, Ohren gespült und Spritzen gemacht. Es gibt immer wieder etwas Interessantes zu sehen, und die Kinder von den Schulen kommen in den Pausen immer schnell einmal herüber und gucken zu. Besonders gern möchten sie auch wissen, was ich alles im Mikroskop sehen kann. Wenn ich Zeit habe, hole ich sie auch manchmal herein und zeige ihnen, was sich darunter alles so kringelt. Auf der Verande lag im November auch noch der 10-jährige Salomo. Den Jungen hättet Ihr sehen sollen, als ihn sein Vater anbrachte! Er lag zusammengekrümmt in einem Korb, den sein Vater an einer Stange über der Schulter trug, im anderen Korb hatte er den Reis und einen Kochtopf. 15 km war er gelaufen, um seinen Jungen zu uns zu bringen. Als ich Salomo richtig betrachtete, wußte ich gar nicht was ich sagen sollte. Alle Gelenke waren dick geschwollen und eiternten, und das seit zwei Monaten. Er konnte



die Beine gar nicht ausstrecken und wimmerte dauernd vor Schmerzen. Er hätte eigentlich Lazarus heißen müssen, denn von dem König Salomo, dessen Namen er trägt, hatte er gar nichts an sich. Wir legten ihn ganz behutsam auf ein Strickbett und verbanden ihm die Hüfte und die Gelenke, dann bekam er noch eine Spritze und Medizin gegen die Schmerzen. Da konnte er wenigstens etwas schlafen.

Salomo blieb ganze zwei Monate bei uns. Die Eltern sind sehr am, deshalb wurde er von uns umsonst behandelt und wird es auch heute noch, denn er muß noch lange Medizin einnehmen. Jeden Tag bekam er eine Spritze und Medizin und wurde immer wieder frisch verbunden. Zuerst hatte er immer große Angst davor, weil es ihm so weh tat; aber allmählich merkte er doch auch, daß es besser wurde. Bald konnte er sitzen und auch die Beine wieder ausstrecken und denkt Euch, kurz vor Weihnachten konnte er sich sogar an einem Baum hochziehen und stehen. War das eine Freude! Er durfte dann auch zum Fest nach Hause. Wir gaben ihm Milchpulver mit und Medizin zur Stärkung, und als er nach einem Monat wiederkam, hatte er richtig dicke Backen bekommen und strahlte übers ganze Gesicht. Stolz führte er uns vor, wie er allein an einer langen Stange gehen konnte. So richtig wie Ihr kann er zwar noch nicht laufen, aber wenn er fleißig übt, wird es noch besser mit ihm werden.



Ich habe ihm erzählt, daß wir ihn frei behandeln können, weil viele Kinder in Deutschland Geld sammeln und uns schicken, damit wir hier kranke indische Kinder gesund machen können. Da bat er mich, Euch vielmals zu danken. Das tue ich nun heute.

So wie Salomo haben wir im vergangenen Jahr vielen Kranken helfen können; und das macht uns alle hier sehr froh. Bitte sammelt auch weiterhin und betet für uns, damit wir auch im Jahre 1968 kranken Menschen helfen können.

Ganz herzlich grüßt Euch

Eure Schwester ILSE

Liebe Kinder!

Habt Ihr schon einmal auf einem überfüllten Bahnsteig gestanden und ängstlich gedacht, Ihr würdet in dem einfahrenden Zug keinen Platz mehr bekommen, weil soviel Menschen mitfahren wollten? Ja? Nun stellt Euch vor, auf diesem selben Bahnsteig wären noch dreimal soviel Menschen und der Zug der gerade einläuft, ist schon zum Bersten voll. Dann wißt Ihr, wie es aussah, als ich in Benares ankam. Benares, oder wie die Inder sie nennen, Varanasi, liegt ungefähr in der Mitte zwischen Calcutta und Delhi am Ganges. Ich kam gerade aus Delhi und wollte nun noch die heiligste Stadt Indiens sehen; aber wie sollte ich hier aus dem Zug herauskommen? Fassungslos sah ich auf dieses Menschengetümmel. Reiche Kaufleute mit 1 bis 2 Dienern, arme, kaum mit einem Tuch bekleidete Pilger, Priester, Bettler, Frauen und Kinder, alles quirlte durcheinander. Wir wollten aussteigen, andere wollten einsteigen, kaum einer schien voranzukommen; aber plötzlich fanden wir uns doch in der Menge, die dem Ausgang zuströmte. Die Gepäckträger bestürmten uns. Jeder wollte unsere Sachen tragen um etwas Geld zu verdienen. Ich fragte einen Hindu: „Was ist denn heute hier los? Ist ein besonderer Festtag, daß soviel Menschen hier zusammengekommen sind?“ „Nein“, lachte er, „in Benares ist das immer so. Millionen von Pilger kommen jährlich in diese Stadt, um im heiligen Ganges zu baden.“ „Aber der Ganges ist doch ein sehr langer Fluß, der an vielen großen Städten vorbeikommt, und wenn er heilig ist, dann müßte er ja überall heilig sein“, sagte ich. „Das stimmt schon“, antwortete er „aber hier in Benares ist die Mutter Ganga, so nennen wir den Fluß, am heiligsten, weil hier der große Strom plötzlich einen halbmondförmigen Bogen nach Norden macht. Darin sahen die alten Könige und Priester ein besonderes Zeichen und errichteten hier große Tempel und Paläste. Hier verehrten sie und verehren auch wir heute noch den großen Gott Shiva. Ihr werdet in den vielen Tempeln noch viele andere Götterbilder sehen, aber der mächtigste ist doch Shiva. Ihr müßt morgen früh vor Sonnenaufgang zum Fluß gehen, dann werdet Ihr erleben, was diese Stadt von anderen Plätzen unterscheidet.“ Das wollen wir auch tun.

Es ist noch dämmrig, als wir uns auf den Weg machen. Wir sind aber nicht die Einzi-

gen, die durch die Straßen eilen. Dort drüben sehen wir eine ganze Gruppe von Pilgern. Sie sind gestern abend spät zu Fuß angekommen, haben in einer der Schlafbaracken übernachtet, und nun zieht es sie zum Fluß. — Eine alte Frau humpelt mühsam an einem Stock dem Ziel ihrer Sehnsucht entgegen. Sie ist Witwe. Das sieht man daran, daß sie keinerlei Schmuck trägt und in eine weiße Sari gekleidet ist. Der



Sohn geht hinter ihr. Er trägt ein Gefäß mit der Asche seines verstorbenen Vaters. Sie haben sie solange zu Hause aufbewahrt, bis sie diese Wallfahrt machen konnten. Nun will er die Asche hier in den Ganges streuen, damit auch die Seele seines Vaters Frieden findet. Wer weiß, ob er seine Mutter wieder nach Hause bringen kann. Sie ist so sehr schwach und krank, und sie wäre selig, wenn sie in dieser heiligen Stadt sterben könnte.

Je näher wir an den

Fluß kommen, umso mehr beleben sich die Straßen. Plötzlich liegt er vor uns wie ein großer See. Das andere Ufer ist kaum zu sehen. Nebelfetzen schweben noch über dem Wasser. Wir besteigen ein Boot und lassen uns flußaufwärts rudern. Da geht wie ein feuriger Ball die Sonne auf. Das Boot wendet, und wir haben vor uns die ganze Uferfront mit den unzähligen Tempeln und Hunderten von Treppenstufen, die zu den Badestellen, Ghats genannt, hinabführen. Auf ihnen herrscht ein buntes Gewimmel. Sadhus, Männer in orangefarbigen Gewändern, die ihr Leben Shiva geweiht haben und in den heiligen Schriften forschen, sitzen unter den großen Bambus-Sonnenschirmen. Sie meditieren und denken über die Worte nach, die andere Heilige vor uralten Zeiten aufgeschrieben haben. Viele gläubige Pilger stehen schon bis zu den Hüften im Wasser, ihr Gesicht der Sonne zugewandt. Mit vor der Brust zusammengelegten Händen singen sie den Sonnengesang. Dreimal tauchen sie in den Fluten unter und streuen ihre Opfergaben (Blüten) auf die Wellen. Eine Frau stellt ein Lichtlein in eine Blätterschale und läßt es vorsichtig ins Wasser gleiten. Sie verfolgt dieses Schifflein lange mit den Augen. Bleibt das Licht brennen? Welchen Wunsch nimmt es mit? Was für ein Gelübde mag sie getan haben? Wir wissen es nicht. Wird Shiva, an den sie glaubt, ihrer Seele Frieden geben? Wir rudern weiter bis zum Verbrennungsplatz.

Eben wird wieder ein Toter gebracht. Es muß ein Mann oder ein größeres Kind sein, denn die Bahre ist mit einem weißen Tuch bedeckt. Frauen werden mit einem roten Tuch zudeckt.

Dreimal tauchen die Angehörigen die Leiche in den Fluß. Damit ist alle Sünde und Unreinheit abgewaschen. Nun gehen die Verwandten in die Stadt, um Holz, Weihrauch usw. zu kaufen. Dann wird die Leiche auf den Holzstoß gelegt und das Feuer nach einem besonderen Ritus entzündet. Die Priester lesen Worte aus den alten Schriften, während die Flammen auflodern. Nachdem alles verbrannt ist, wird die Asche in den Fluß gestreut. Die Seele des Verstorbenen hat nun Ruhe.

Wir kehren zurück zum Hauptbadeplatz und folgen den Gläubigen zum Goldenen Tempel. Er heißt so,



weil er ein ganz vergoldetes Dach hat. Nach dem Bad im Fluß gehen die Pilger erst zu einem der vielen Priester, die unter den Sonnenschirmen auf den Treppenstufen sitzen. Sie sagen dort ein paar Sprüche aus den heiligen Büchern auf und lassen sich das Zeichen ihres Gottes auf die Stirn machen. Dann nehmen sie einen Messingkrug, den sie mit Gangeswasser gefüllt haben und ein Schälchen mit Opferblüten und eilen durch die vielen engen Gäßchen zum Tempel. Wir müssen uns ihnen schnell anschließen, denn allein finden wir nie unseren Weg durch dieses Häusergewirr.

Plötzlich gibt es ein Gedränge. Wir stehen vor der Tempeltür. Jeder möchte zuerst hinein. Für uns ist der Zutritt verboten. Wir huschen schnell in den Flur des gegenüberliegenden Hauses ins erste Stockwerk hinauf. Von dort aus können wir über die Mauern in den Tempelvorhof hineinsehen.

Die Pilger bespritzen mit dem Gangeswasser die Pforte des Tempels, ehe sie hindurchschreiten und vor dem Bild Shivas anbetend niederfallen. Die Priester murmeln unentwegt Gebete, streuen die wohlriechenden Opferblüten auf den Altar und machen das Zeichen Shivas auf die Stirne der Anbetenden. Die Luft ist süß und schwer vom Weihrauch und den Öllämpchen, die das Halbdunkel erhellen. — Wir wissen nicht, wieviel Zeit schon vergangen ist. Immer wieder kommen neue Pilger. Immer wieder ist es dasselbe Bild. Immer wieder hören wir dieselben Gesänge. Sie kommen nicht nur von den Lippen der Pilger und Priester, sondern auch aus den Lautsprechern, die am Flußufer aufgestellt sind. Wieviel tausend Menschen mögen hier täglich das Ziel ihrer Sehnsucht erreichen: einmal im Leben im Ganges baden — einmal im Leben im Goldenen Tempel von Benares den Gott Shiva anbeten und Vergebung von Sünden empfangen. Schenkt ihnen ihr Gott den Frieden, den sie suchen? Liebt er sie? Hat er seinen Sohn für sie dahingegeben?

Recht nachdenklich gehen wir nach Hause. Auf dem Wege begegnet uns ein Sadhu, der singend und musizierend dem Tempel zustrebts. Aber nicht nur seine Lieder erklingen hier, sondern auch die Lieder der Christen. Ja, auch in dieser heiligsten Stadt Indiens gibt es Menschen, die das Evangelium weitertragen, die die Botschaft verkünden, daß Einer gekommen ist, der sie liebt und der ihre Sünden auf sich genommen hat. Laßt uns für diese Menschen beten, daß sie in ihrem Dienst nicht müde werden.

Herzlich grüßt Euch Eure Schwester Ilse



Liebe Kinder!

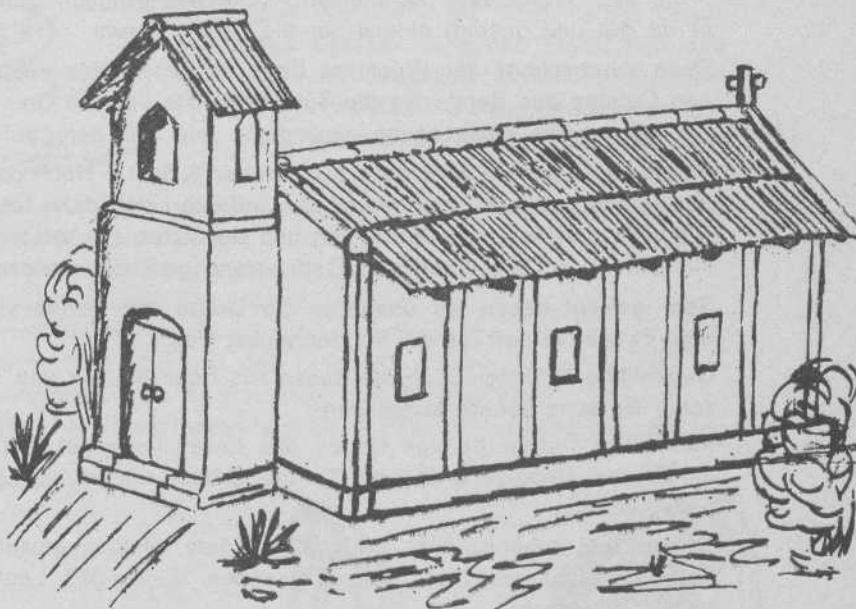
Ich grüße Euch mit „Jishu Sahaj!“ Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus sei mit Euch allen.

Liebe Kinder, ich schreibe Euch diesen Brief, weil ich Euch eine besondere Nachricht mitteilen will:

Am 28. November 1965, dem ersten Advent, wurde die Kirche der Gemeinde von Amgaon eingeweiht.

Schon einige Tage vorher haben wir mit dem Schmücken begonnen. Am Weg zur Kirche errichteten die Jungen ein hohes Tor aus Bananenstauden und Bambus. Von dort bis zur Kirche säumten bunte Papierfähnchen den Weg. Um die Kirchentür kam eine Girlande aus Asparagus mit kleinen Blüten drin.

Innen schmückten wir die Kirche mit Girlanden und Reisähren. Auf den Boden legten wir aus Palmenblättern geflochtene Matten. Für den Altar hatten wir eine schöne weiße Decke mit einer breiten Häkelspitze. Diese war von Freunden aus Wien geschickt worden. Die Paramente haben wir Mädchen selbst gestickt. Eins zeigt das Kreuz über der Weltkugel und



das zweite das Kreuz über der Schlange. Den Altartisch überragt ein großes Kreuz aus Teakholz, das in unseren Wäldern wächst.

Auf der großen Wiese vor der Kirche errichteten die Männer aus Baumstämmen und Zweigen große Laubendächer, die zum Schutz gegen die heiße Mittagssonne dienten, als die Gäste sich zum Essen niederließen.

Am Festtag versammelte sich die Gemeinde mit den Gästen am Tor und zog unter dem Gesang des Liedes: „Dhanjabad Parmeshwar ko aur Prashansa nit nit hol Dschai Parmeshwar bhala hei, dschai sada karunamail“ (Gott sei ewiglich Dank und Preis. Lob sei Gott, denn er ist gut und gnädig) einmal um die Kirche herum.

Dann durchschnitt der Präsident Bage im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes das Band, das die Tür versperrte und die Gemeinde schritt hinein bis zum Altar, wo jeder seine Dankesgabe niederlegte und sich dann auf seinen Platz setzte.

Präsident Bage predigte über 1. Korinther 3,5–11. Nach der Predigt wurden noch zwei Kinder getauft und acht junge Mädchen konfirmiert und dann folgte das Abendmahl. Dabei haben wir viele schöne Lieder gesungen und benutztet zum ersten Mal das neue Gesangbuch, das mit Hilfe der Gemeinden von Ostfriesland gedruckt werden konnte.

Sehr gefreut haben wir uns über die Grüße und Gaben von mehreren deutschen Gemeinden. Es war in der Tat ein freudenreicher Tag.

Gegen 11 Uhr trafen auch die Busse aus Rourkela ein und der Adventsgottesdienst in deutscher Sprache konnte stattfinden.

Inzwischen hatten fleißige Hände das Essen fertig gekocht. Dazu waren zwei Zentner Reis, ein Zentner Gemüse, dreiviertel Zentner Erbsen und sieben Ziegen und etliche Hühner verarbeitet worden.

Es war ein schönes Bild, die vielen Gäste, festlich gekleidet, in Gruppen auf den Matten unter den Laubendächern sitzen zu sehen. Zirka 350 Leute waren gekommen, 250 Inder und 100 Deutsche.

Ich mußte daran denken, wie unser Herr Jesus Christus in der Wüste 5000 Menschen gespeist hatte. Da wurden alle satt. Auch heute, wo soviel Menschen zur Ehre Gottes zusammenströmt waren, fehlte es an nichts. Es blieb soviel übrig, daß wir abends auch noch einmal reichlich Essen austeilten konnten. War das eine Freude, in dieser Zeit der Teuerung, wo viele Menschen nur noch einmal am Tage essen können, soviel ausgeben zu dürfen. Gott hatte uns reichlich gesegnet.

Am Nachmittag durften wir endlich unsere Laienspiele aufführen. Um 1/2,5 Uhr spielten wir für die Deutschen und um 7 Uhr für die Inder. Schon Wochen vor dem Fest haben wir



Sie sagten, daß wir unseren Nächsten lieben sollten wie uns selbst. Um diese Liebe zu zeigen, sei auch das Krankenhaus in Amgaon gebaut worden. Hier versuchten jeden Tag aufs Neue, Christen das Gebot ihres Herrn zu erfüllen.

Das Gleichnis von den Zehn Jungfrauen will uns mahnen, immer bereit zu sein. Ebenso, wie die zehn Jungfrauen nicht wußten, wann der Bräutigam kommen würde, wissen auch wir nicht, wann unser Herr wiederkommt. Fünf von den Mädchen fanden es wichtiger, ein Buch zu lesen, oder sich schön zu machen, Reis zu stampfen, das Haus zu fegen und Essen zu kochen. Deshalb waren sie auch nicht bereit und hatten kein Öl im Haus und in ihren Lampen, um dem Bräutigam entgegen gehen zu können. Wir sollen es als das Wichtigste ansehen, uns durch das Wort Gottes auf das Wiederkommen unseres Herrn Jesus Christus vorzubereiten. Dazu soll uns ganz besonders auch un-

geübt und alles besprochen. Die Jungen führten das Gleichnis vom barmherzigen Samariter auf und wir Mädchen das Gleichnis von den Zehn Jungfrauen. Am Abend kamen noch viele Nichtchristen aus den umliegenden Dörfern, um unser Spiel zu sehen.

Wir hatten die Spiele in der Oriya-Sprache eingeübt. Damit nun alle die Botschaft verstehen konnten, sprachen die Pastoren noch in Hindustani und Mundari über den Sinn der Spiele.



sere neue Kirche dienen. In ihr wollen wir Gottes Wort hören, Gott loben und ihm danken für alles Gute, was er uns gibt. Ganz deutlich ist es uns geworden, daß es ein „zu spät“ gibt.

Nach den Spielen haben wir noch lange zusammen gesessen und Bhajans (christ-



liche Volkslieder) gesungen und zu dem Klang der Trommeln unsere Volkstänze getanzt. Liebe Kinder, möchte Gott unser Vater Euch und uns heiligen und möchte der Heilige Geist Euren und unseren Leib, Seele und Geist rein erhalten bis zur Wiederkunft unseres Herrn Jesus Christus.

Ich grüße Euch in Liebe mit „Jishu Sahaj!“ Eure

Elisabeth Pradhan

Nachwort aus dem Gossner-Haus

Wir freuen uns herzlich, daß der Kinderbrief aus Amgaon von der ältesten Schülerin unserer lieben Schwester Ilse geschrieben wurde. Schwester Elisabeth ist nun zu einer wirklichen Stütze des Dschungel-Krankenhauses geworden und versieht schon sehr selbstständig verantwortliche Aufgaben. In Deutschland würde man sie eine Stationsschwester nennen. In den Kinderbriefen vom Februar und März 1962, die vielleicht manche von Euch aufbewahrt haben, hat Schwester Ilse von Elisabeth Pradhan erzählt. Lest es einmal nach, damit Ihr Euch um so mehr an dem persönlichen Brief dieser indischen dienstbereiten Christin in Amgaon freut.

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 61

Amgaon, August 1965

Liebe Kinder!

Als ich noch in Deutschland zur Schule ging, schrieb ich alles, was mich besonders bewegte, und was ich Besonderes erlebte, in ein Tagebuch. Ob das auch manche unter Euch tun? Es folgten dann Jahre, wo ich es nicht mehr tat. Hier in Indien habe ich aber wieder damit angefangen. Als ich neulich in meinem Tagebuch zurückblätterte, dachte ich, daß Euch vielleicht einige Eintragungen daraus interessieren würden. Wollt Ihr sie lesen?

27. 4. 1965. Ich war gerade dabei, mir noch eine Ladung kaltes Wasser über den Rücken zu gießen, um ganz wach zu werden, als ich Stimmen vor der Tür hörte: „Maaa, wir haben eine Schwerkranke gebracht, komm' schnell.“ „Nehmt sie ins Hospital“, rief ich, „ich komme gleich.“ Die Frau war bewußtlos. Sie röchelte und ab und zu krampfte sie. Sie hatte Gift genommen. Herr Doktor spülte ihr den Magen und es kam öliges, grünes Zeug heraus. Dann flößten wir ihr eine ganze Menge Medizin ein, und sie bekam viele Injektionen. Laufend mußte sie beobachtet werden.

Die Station war mit 50 Patienten voll belegt und dazu hatten wir 115 Patienten in der Poliklinik.

28. 4. Die vergiftete Frau krampft nicht mehr und sie atmet besser. Sie reagiert auf Anruf, obwohl sie noch „weit weg“ ist.

Heute ist Konhei gebracht worden. Er hat von Zeit zu Zeit epileptische Anfälle. Seine Frau hat ihn deswegen verlassen. Seinen letzten Anfall hatte er vor vier Wochen. Diesmal war er allein in seiner Hütte und fiel bewußtlos ins Feuer. Dabei hat er sich die rechte Hand und den linken Arm verbrannt. Seine Hand sieht aus wie eine Tatze. Von Fingern ist nicht mehr viel zu sehen. Am Anfang kam er regelmäßig zum Verbinden, aber dann blieb er weg und behandelte seine Wunden nur mit Dschungel-Medizin. Die Wunden wurden

schlimmer, und nun hat er noch Tetanus (Wundstarrkrampf) dazu bekommen. Er ist steif wie ein Brett und kann den Mund kaum aufmachen. Mit großer Mühe schluckt er etwas Suppe. Er braucht viel Pflege. Heute kamen in die Poliklinik 137 Patienten. Das Thermometer zeigt 45°C im Schatten. Unser Eisschrank ist kaputt.

29. 4. Dschai, der Vergifteten, geht es besser. Wir freuen uns. Konheis Zustand ist unverändert. Der Doktor stellt bei der Visite fest, daß die Eltern mit der zweijährigen Phulmoni, die eine schwere Lungenentzündung hatte, weggerannt sind. Wir sind sehr traurig darüber, denn nun wird das Kind sicher sterben.

30. 4. Podoma war wegen allgemeiner Schwäche zu uns gekommen. Heute morgen bekam sie plötzlich einen Herzanfall. Abends beim Röntgen stellte Herr Doktor fest, daß sie einen schweren Herzfehler hat. Wie gut, daß wir jetzt einen Röntgenapparat haben.

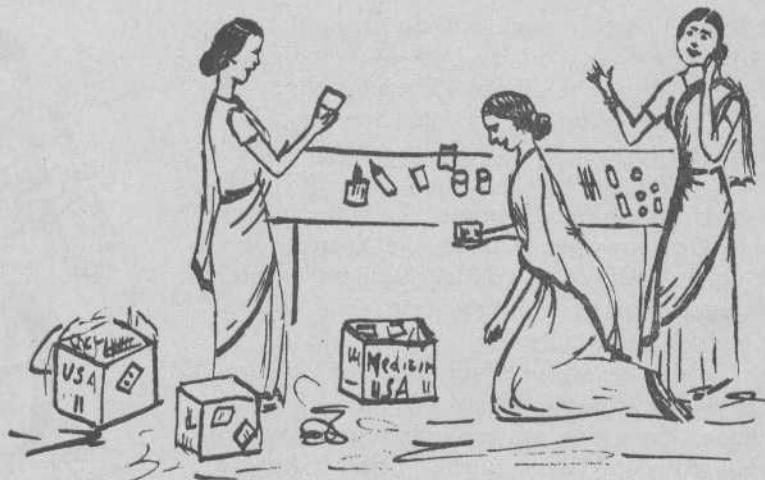
1. 5. Heute Nacht mußte ich viermal aufstehen. Um 22³⁰ Uhr kam ich von meiner Nachtrunde im Hospital zurück. Um 23³⁰ Uhr wurde ein Kind mit hohem Fieber und Bauchschmerzen gebracht. Ich gab ihm Medizin. Um Mitternacht riefen mich dieselben Leute, „daß Kind sei noch so unruhig“. So schnell sollte die Medizin wirken! 1³⁰ Uhr brachte man einen Mann mit dem Ochsenwagen. Der Hitze wegen hatten sie sich erst am Abend auf den Weg gemacht. Der Mann hatte eine Lungenentzündung. Auch er bekommt Medizin und eine Injektion. Er mußte aber in seinem Ochsenwagen liegenbleiben, weil wir kein freies Bett mehr haben. Gerade wollte ich wieder einschlafen. Da tönte es noch einmal: „Maaa, mein Mann hat solche Magenschmerzen.“ Auch er bekommt Medizin. 5³⁰ Uhr klingelt der Wecker. 6 Uhr wird gefrühstückt und 6³⁰ Uhr beginnt ein neuer Tag.



2. 5. Ein neuer Tag – ein Freudentag. Aus Amerika haben wir vom Lutherischen Weltbund 21 große Pakete mit Medizin bekommen. Lutschon bringt ein Paket nach dem anderen angezogen. Paulina, Monika und Premo helfen beim Auspacken. Was kamen da für herrliche Sachen zum Vorschein. Damit können wir vielen, vielen Kranken helfen. Neben der Freude gab es auch Trauer. Eine Frau ist gestorben. Ihr Mann war bei ihr. Er ging nach Amgaon, um Leute von seiner Kaste zu bitten, ihm beim Begraben seiner Frau behilflich zu sein. Sie taten es nicht. Da halfen ihm unsere Leute. Luther, unser Krankenpfleger, fragte aber erst vorsichtig: „Werden deine Kastenleute dir auch keine Schwierigkeiten machen, wenn wir Christen dir helfen?“ Der Mann zuckte die Schultern: „Wenn

sie es tun, kann ich auch nichts ändern. Ich kann doch meine Frau nicht allein in den Dschungel tragen."

Heute kamen wieder zwei Patienten mit Verdacht auf Tuberkulose. Sie wollen es nicht begreifen, daß sie mehrere Monate hier bleiben müssen, um gesund zu werden. Erst nachdem sie verstanden haben, daß sie nur für die ersten 14 Tage Medizin zu bezahlen brau-



chen und dann bis zum Gesundwerden alles umsonst bekommen, bleiben sie da. Wie gut, daß wir aus Deutschland von Missionsfreunden immer wieder Geld bekommen, um solchen Leuten helfen zu können.

4.5. Herr Doktor Rohwedder und Fräulein Gründler fuhren heute in Urlaub. Die Station ist voll belegt. Hoffentlich kommen nicht zuviel Schwerkranke in den nächsten sechs Wochen.

6.5. Letzte Nacht bin ich wieder dreimal herausgeholt worden. Das dritte Mal war es wegen eines bewußtlosen Mädchens mit hohem Fieber. Am Morgen hatte es noch Wasser vom Fluß geholt und am Abend war es totkrank. Es hat Gehirn-Malaria.

Heute waren in der Poliklinik 130 Patienten. Temperatur 47° C.

7.5. Das Mädchen ist noch immer bewußtlos. Es hat Krämpfe. Die Frau mit der Vergiftung hat sich gut erholt. Sie kann entlassen werden.

8.5. Gott sei Dank! Dem Mädchen geht es besser. Das Fieber ist gefallen. Es reagiert, wenn man es anspricht. Außer ihr

haben wir heute noch drei Sorgenkinder mit hohem Fieber. Sie haben wahrscheinlich Typhus. Wir geben ihnen Chloromycetin.

9.5. Heute war ein ruhiger Sonntag. Wir konnten sogar alle zum Gottesdienst gehen.

10.5. Was für ein Montag. In der Poliklinik war Hochbetrieb wie immer. Zu Fuß, per Rad und Ochsenwagen kamen die Kranken an. Gegen 10 Uhr kam plötzlich einer unserer Pfleger angerannt und meldete, einer unserer Tuberkulose-Kranken läge tot im Fluß. Ich ließ ihn gleich holen und wir machten Wiederbelebungsversuche. Ohne Erfolg! — Er muß einen Herzschlag erlitten haben, denn wo er lag, war das Wasser gar nicht tief. Er konnte nicht ertrunken sein.

11.5. Heute früh um 5 Uhr wurde ein sehr kranker Junge gebracht. Er hatte schon seit acht Tagen Durchfall und war zum Skelett abgemagert und ganz ausgetrocknet. Er mußte sofort eine Kochsalz-Infusion haben. Das Mädchen mit der Gehirn-Malaria konnte als geheilt entlassen werden. In der Poliklinik 148 Patienten. Die Temperatur kletterte auf 49 °C. Man möchte sich dauernd mit kaltem Wasser übergießen. In der Nacht schliefen wir zwischen nassen Laken. Das kühlte ein bißchen ab. Es sind noch vier Wochen mindestens bis zur Regenzeit.

Ja, liebe Kinder, ich glaube, dieser Einblick genügt Euch, nicht wahr? Schwester Marianne und ich sind trotz der vielen Arbeit gut über die heiße Zeit gekommen. Mitte Juni kamen Herr Doktor und Fräulein Gründler gut erholt aus dem Urlaub zurück und um den 20. Juni herum setzte auch der Regen ein. Die Erde saugte sich voll. Das Gras begann zu wachsen. Die Bäume wurden grün und Mensch und Tier lebte wieder auf. — Ich wünsche Euch alles Gute und grüße Euch herzlich

Eure Ilse Martin



GOSSNER-MISSION

Oktober 1964



Liebe Kinder!

Nun ist die Regenzeit schon bald wieder vorbei. Der Reis fängt an reif zu werden. Die Erde trocknet und der Himmel ist wieder leuchtend blau. Jetzt endlich können wir wieder mit dem Auto nach Rourkela fahren und von der Bahn unsere Medizin-Kisten abholen. Der Weg dorthin führt uns an dem Dorf Khutgaon vorüber, wo Radha wohnt. Da ich sie lange nicht gesehen habe und sie Euch doch einen Brief schreiben wollte, halten wir ganz kurz vor ihrer Lehmhütte. Freudig kommt sie herausgesprungen und erzählt uns, daß es ihnen allen gut geht — aber den Brief an Euch hat sie noch nicht geschrieben. „Ich weiß nichts mehr zu erzählen“, sagt sie etwas verschämt. Ich glaube, es geht ihr wie Euch, daß ihr die alltäglichen Dinge nicht wichtig genug sind, um berichtet zu werden.

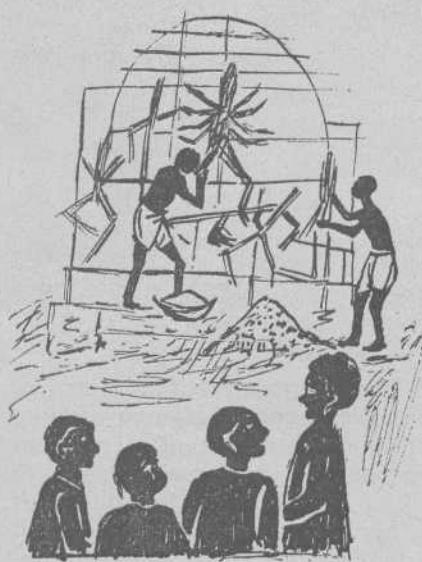
Da fällt mein Blick auf ein Gerüst auf dem Tempelvorplatz. „Was ist denn das?“ frage ich. „Ach, das steht noch vom Durga-Pudscha“, meint Radha. „Möchtest Du denn nicht den Kindern vom Durga-Pudscha erzählen? Das gibt es nämlich nicht in Deutschland.“ „Ja“, antwortet sie begeistert, „ich setze mich gleich hin und wenn ihr morgen von Rourkela zurückkommt, gebe ich Dir den Brief mit.“

Das hat sie geschrieben:

Liebe Kinder in Deutschland!

Ich grüße Euch und lasse Euch wissen, daß es mir und allen bei uns im Hause gut geht. Ich hoffe dasselbe auch von Euch. Wir waren noch nicht wieder im Hospital, deshalb habe ich Euch auch so lange nicht geschrieben. Gestern kam Schwester Ilse in unser Dorf und sagte, ich solle Euch doch von unserem Durga-Pudscha erzählen, weil es das bei Euch nicht gibt. Unser Guru (Religionslehrer) erzählte uns:

Durga war eine Königstochter. Als ihr Vater starb, regierte sie das Land. Sie war sehr mächtig und schön. Zu jener Zeit brach zwischen den Göttern und den Dämonen wieder



einmal ein Krieg aus. Die Dämonen waren in der Übermacht. Deshalb kamen die Götter in ihrer Not zur Königin Durga, die auf dem heiligen Berg Kailas wohnte, und baten sie um Hilfe. Sie schwang sich auch sofort auf ihr Reittier, einen Löwen, und zog den Göttern voran in die Schlacht. Es wurde ein harter Kampf, denn die Dämonen sind nicht leicht zu besiegen. Schließlich gelang es ihr aber doch, den starken Dämon Mahishasura zu töten und den Göttern ihr Reich zurückzugeben.

Seitdem wird sie überall als die große Mutter verehrt und in jedem Jahr wird ein besonderes Fest ihr zu Ehren veranstaltet. Die Priester sagen, daß sie in jedem Jahr aus ihrem Götterhimme drei Tage auf die Erde kommt und am vierten Tag wieder zurückgeht. Diese Tage werden gefeiert. Die Priester und Sadhus (Heilige) rechnen diese Tage immer genau aus.

Eines Tages, als wir aus der Schule kamen, sahen wir, daß auf dem Tempelvorplatz ein großes Ge-

rüst aufgebaut wurde. Eine Menge Stroh, Holzstücke und ein Haufen Lehm lagen herum. Fremde Männer waren an der Arbeit. Da freuten wir uns sehr, denn nun wußten wir, daß bald das Fest der Göttin Durga gefeiert würde. Die Männer banden erst Holzstangen mit Stricken kreuz und quer an das Gerüst, dann wandten sie Stroh darum und darauf kam eine dicke Schicht Lehm. Diese wurde immer wieder naß gemacht und neu geformt, bis schließlich Gestalten zu erkennen waren. Der Geschickteste unter den Künstlern gab den Gestalten dann noch die Gesichter. Dann wurden alle Figuren mit schönen leuchtenden Farben angestrichen und mit bunten Ketten und Blumen geschmückt. Am schönsten war die Göttin Durga, die auf dem Löwen stehend den Dämon Mahishasura mit der Lanze tötete. Der Löwe fletschte seine Zähne und sah zum Fürchten aus. Hinter der Göttin Durga standen ihre beiden Dienerinnen und an der Seite der glückbringende Elefantengott Ganesch.

Ich habe aber nicht immer nur auf dem Tempelplatz gestanden und den Künstlern zugesehen. Ich mußte zu Hause meiner Mutter helfen und alles schön sauber machen. Dann mußte auch Reis auf Vorrat gestampft werden, weil unsere Verwandten zu Besuch kommen wollten. Es ist nämlich nicht in jedem Dorf ein Durga-Pudscha, sondern nur dort, wo diese Göttin besonders verehrt wird und wo es reiche Leute gibt, die solche Künstler kommen lassen können, die ein Durga-Pandal machen können.

Am ersten Festtag kam frühmorgens der Trommler ins Dorf und sang „Agamani“, das

Willkommenslied für die Göttin. Wir hatten schulfrei und durften nun auch die neuen Sachen anziehen, die meine Eltern für uns auf dem Markt gekauft hatten. Meine Mutter kämme und ölte meine Haare und band die neuen roten Haarschleifen hinein. Khetro konnte es kaum erwarten, daß ich fertig wurde. Dann gingen wir zusammen zum Tempelplatz. Da war ein Leben! Die Priester lasen in singendem Ton aus ihren heiligen Schriften und beteten die Göttin an. Immer wieder kamen Gläubige und verneigten sich vor dem Ebenbild der Durga.

Unsere Verwandten kamen im Laufe des Tages an, und wir führten sie auf den Tempelplatz. Sie bestaunten sehr das wunderschöne Pandal (Altar). Abends tanzten und trommelten die Männer vor der Göttin Durga. Drei Tage lang dauerte das Fest. Am dritten Tag wurden die Opfer gebracht. Die reichen Leute opferten

der Göttin eine Ziege. Wir konnten nur Bananen und Gemüse vor ihre Füße legen. Meine Mutter

sagte: „Wir sind arme Leute und können nur wenig opfern, aber wir hoffen, daß die große Mutter uns trotzdem vor den bösen Geistern und Dämonen bewahrt.“

Am vierten Tag wurde in einer letzten großen Zeremonie die Figur an den Fluß getragen und im Wasser versenkt. Die Göttin Durga hat uns wieder verlassen

Es war ein sehr schönes Fest.

Nun sind unsere Verwandten wieder nach Hause gewandert und wir gehen wieder jeden Tag zur Schule. Ich muß jetzt tüchtig lernen, weil wir bald eine Prüfung haben.

Ich grüße Euch mit „Namaste“

Eure Radha Dei





Liebe Kinder!

Ich habe lange über diesen Brief von Radha nachgedacht. Sie hat nun selbst zugesehen, wie dieses Götzenbild gemacht wurde und doch betet sie es an — ein Gebilde aus Stroh, Holz und Lehm! Vielleicht lächelt auch Ihr über solch eine „Primitivität“. Aber habt Ihr schon einmal daran gedacht, wie wir uns selbst auch Götzen machen, die wir anbeten? Wie ist es denn mit dem Gott Mammon, dem Geld? Oder mit anderen Dingen, die uns größer und wichtiger erscheinen als Gott?

Ich glaube, unser „Götzendienst“ ist eine größere Sünde als der „Götzendienst“ von Radha, weil wir ja unseren Gott, den Vater unseres Herrn Jesu Christi schon so lange kennen und Radha hat nur bei uns im Krankenhaus mal ein bißchen von ihm gehört. Denkt mal darüber nach.

Herzlichst grüßt Euch
Eure Schwester Ilse

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 52 050 · Druck: W. Bartos, Berlin 61



Liebe Kinder!

Nun ist die Regenzeit schon bald wieder vorbei. Der Reis fängt an reif zu werden. Die Erde trocknet und der Himmel ist wieder leuchtend blau. Jetzt endlich können wir wieder mit dem Auto nach Rourkela fahren und von der Bahn unsere Medizin-Kisten abholen. Der Weg dorthin führt uns an dem Dorf Khutgaon vorüber, wo Radha wohnt. Da ich sie lange nicht gesehen habe und sie Euch doch einen Brief schreiben wollte, halten wir ganz kurz vor ihrer Lehmhütte. Freudig kommt sie herausgesprungen und erzählt uns, daß es ihnen allen gut geht — aber den Brief an Euch hat sie noch nicht geschrieben. „Ich weiß nichts mehr zu erzählen“, sagt sie etwas verschämt. Ich glaube, es geht ihr wie Euch, daß ihr die alltäglichen Dinge nicht wichtig genug sind, um berichtet zu werden.

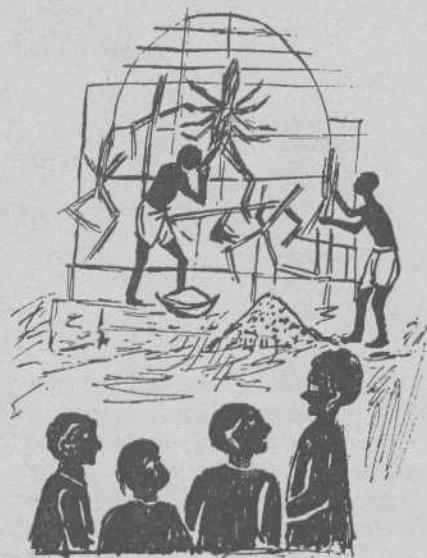
Da fällt mein Blick auf ein Gerüst auf dem Tempelvorplatz. „Was ist denn das?“ frage ich. „Ach, das steht noch vom Durga-Pudscha“, meint Radha. „Möchtest Du denn nicht den Kindern vom Durga-Pudscha erzählen? Das gibt es nämlich nicht in Deutschland.“ „Ja“, antwortet sie begeistert, „ich setze mich gleich hin und wenn ihr morgen von Rourkela zurückkommt, gebe ich Dir den Brief mit.“

Das hat sie geschrieben:

Liebe Kinder in Deutschland!

Ich grüße Euch und lasse Euch wissen, daß es mir und allen bei uns im Hause gut geht. Ich hoffe dasselbe auch von Euch. Wir waren noch nicht wieder im Hospital, deshalb habe ich Euch auch so lange nicht geschrieben. Gestern kam Schwester Ilse in unser Dorf und sagte, ich solle Euch doch von unserem Durga-Pudscha erzählen, weil es das bei Euch nicht gibt. Unser Guru (Religionslehrer) erzählte uns:

Durga war eine Königstochter. Als ihr Vater starb, regierte sie das Land. Sie war sehr mächtig und schön. Zu jener Zeit brach zwischen den Göttern und den Dämonen wieder



einmal ein Krieg aus. Die Dämonen waren in der Übermacht. Deshalb kamen die Götter in ihrer Not zur Königin Durga, die auf dem heiligen Berg Kailas wohnte, und baten sie um Hilfe. Sie schwang sich auch sofort auf ihr Reittier, einen Löwen, und zog den Göttern voran in die Schlacht. Es wurde ein harter Kampf, denn die Dämonen sind nicht leicht zu besiegen. Schließlich gelang es ihr aber doch, den starken Dämon Mahishasura zu töten und den Göttern ihr Reich zurückzugeben.

Seitdem wird sie überall als die große Mutter verehrt und in jedem Jahr wird ein besonderes Fest ihr zu Ehren veranstaltet. Die Priester sagen, daß sie in jedem Jahr aus ihrem Götterhimmel drei Tage auf die Erde kommt und am vierten Tag wieder zurückgeht. Diese Tage werden gefeiert. Die Priester und Sadhus (Heilige) rechnen diese Tage immer genau aus.

Eines Tages, als wir aus der Schule kamen, sahen wir, daß auf dem Tempelvorplatz ein großes Ge-

rüst aufgebaut wurde. Eine Menge Stroh, Holzstücke und ein Haufen Lehm lagen herum. Fremde Männer waren an der Arbeit. Da freuten wir uns sehr, denn nun wußten wir, daß bald das Fest der Göttin Durga gefeiert würde. Die Männer banden erst Holzstangen mit Stricken kreuz und quer an das Gerüst, dann wandten sie Stroh darum und darauf kam eine dicke Schicht Lehm. Diese wurde immer wieder naß gemacht und neu geformt, bis schließlich Gestalten zu erkennen waren. Der Geschickteste unter den Künstlern gab den Gestalten dann noch die Gesichter. Dann wurden alle Figuren mit schönen leuchtenden Farben angestrichen und mit bunten Ketten und Blumen geschmückt. Am schönsten war die Göttin Durga, die auf dem Löwen stehend den Dämon Mahishasura mit der Lanze tötete. Der Löwe fletschte seine Zähne und sah zum Fürchten aus. Hinter der Göttin Durga standen ihre beiden Dienerinnen und an der Seite der glückbringende Elefantengott Ganesch.

Ich habe aber nicht immer nur auf dem Tempelplatz gestanden und den Künstlern zugesehen. Ich mußte zu Hause meiner Mutter helfen und alles schön sauber machen. Dann mußte auch Reis auf Vorrat gestampft werden, weil unsere Verwandten zu Besuch kommen wollten. Es ist nämlich nicht in jedem Dorf ein Durga-Pudscha, sondern nur dort, wo diese Göttin besonders verehrt wird und wo es reiche Leute gibt, die solche Künstler kommen lassen können, die ein Durga-Pandal machen können.

Am ersten Festtag kam frühmorgens der Trommler ins Dorf und sang „Agamani“, das

Willkommenslied für die Göttin. Wir hatten schulfrei und durften nun auch die neuen Sachen anziehen, die meine Eltern für uns auf dem Markt gekauft hatten. Meine Mutter kämme und ölte meine Haare und band die neuen roten Haarschleifen hinein. Khetro konnte es kaum erwarten, daß ich fertig wurde. Dann gingen wir zusammen zum Tempelplatz. Da war ein Leben! Die Priester lasen in singendem Ton aus ihren heiligen Schriften und beteten die Göttin an. Immer wieder kamen Gläubige und verneigten sich vor dem Ebenbild der Durga.

Unsere Verwandten kamen im Laufe des Tages an, und wir führten sie auf den Tempelplatz. Sie bestaunten sehr das wunderschöne Pandal (Altar). Abends tanzten und trommelten die Männer vor der Göttin Durga. Drei Tage lang dauerte das Fest. Am dritten Tag wurden die Opfer gebracht. Die reichen Leute opferten

der Göttin eine Ziege. Wir konnten nur Bananen und Gemüse vor ihre Füße legen. Meine Mutter sagte: „Wir sind arme Leute und können nur wenig opfern, aber wir hoffen, daß die große Mutter uns trotzdem vor den bösen Geistern und Dämonen bewahrt.“

Am vierten Tag wurde in einer letzten großen Zeremonie die Figur an den Fluß getragen und im Wasser versenkt. Die Göttin Durga hat uns wieder verlassen.

Es war ein sehr schönes Fest.

Nun sind unsere Verwandten wieder nach Hause gewandert und wir gehen wieder jeden Tag zur Schule. Ich muß jetzt tüchtig lernen, weil wir bald eine Prüfung haben.

Ich grüße Euch mit „Namaste“

Eure Radha Dei





Liebe Kinder!

Ich habe lange über diesen Brief von Radha nachgedacht. Sie hat nun selbst zugesehen, wie dieses Götzenbild gemacht wurde und doch betet sie es an — ein Gebilde aus Stroh, Holz und Lehm! Vielleicht lächelt auch Ihr über solch eine „Primitivität“. Aber habt Ihr schon einmal daran gedacht, wie wir uns selbst auch Götzen machen, die wir anbeten? Wie ist es denn mit dem Gott Mammon, dem Geld? Oder mit anderen Dingen, die uns größer und wichtiger erscheinen als Gott?

Ich glaube, unser „Götzendienst“ ist eine größere Sünde als der „Götzendienst“ von Radha, weil wir ja unseren Gott, den Vater unseres Herrn Jesu Christi schon so lange kennen und Radha hat nur bei uns im Krankenhaus mal ein bißchen von ihm gehört. Denkt mal darüber nach.

Herzlichst grüßt Euch
Eure Schwester Ilse

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 52 050 · Druck: W. Bartos, Berlin 61

GOSSNER-MISSION

Shillong, den 10. Juni 1964

Liebe Kinder!

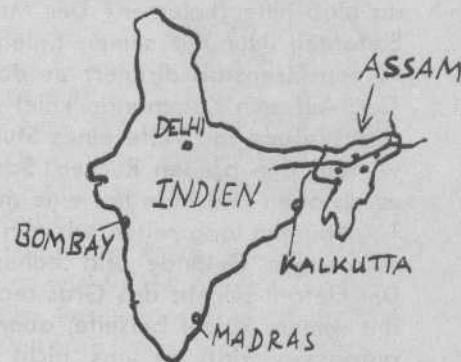
Im Jahre 1836 sandte Pastor Johannes Evangelista Gossner aus Berlin die ersten Missionare nach Indien. Die Kirche, die seitdem hier entstanden ist, hat einen ganz langen englischen Namen. Sie nennt sich: „Gossner Evangelical Lutheran Church of Chota Nagpur and Assam“.

Chota Nagpur heißt die Hochebene, westlich von Calcutta, wo viele Adivasis (Ureinwohner) ihre Heimat haben. Unter ihnen gibt es viele Christen. Es ist ein armes Land und viele Menschen haben dort kaum das Nötigste zum Leben.

Assam liegt nordöstlich von Calcutta, wie Ihr auf der Zeichnung sehen könnt. Es ist sehr gebirgig. Mitten hindurch fließt der Brahmaputra, ein sehr breiter Fluß, der in der Regenzeit oft das Land überschwemmt.

In Assam wächst der Tee sehr gut, deshalb gibt es hier sehr viele Teegärten. Sicher habt Ihr schon einmal vom Assam-Tee gehört.

In den Teegärten sind sehr viele Arbeiter nötig und da es dafür nicht genug in Assam gab, holten sich die Teegartenbesitzer Adivasis aus Chota Nagpur und Orissa, die sie anlernten. Unter ihnen waren auch oft Christen. Diese wollte ich besuchen. Als ich mich beim Reisebüro



zu einer Fahrt nach Assam anmeldete, bekam ich einige farbige Prospekte in die Hand gedrückt, die mir sagten, daß es in Assam wilde Nashörner und Elefanten gibt und daß es einer der schönsten Staaten Indiens sei. Das versprach ja ganz interessant zu werden. Wollt Ihr mitkommen?



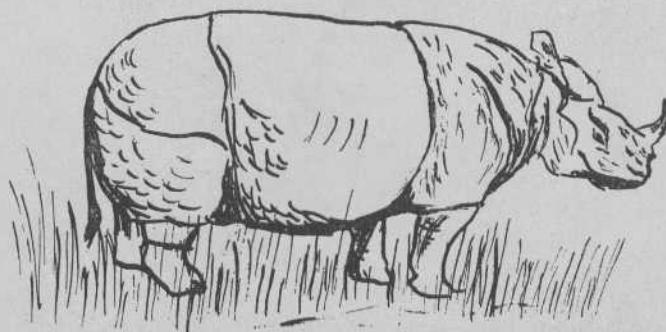
Wir wollen erst die Nashörner besuchen. Dazu müssen wir nach Kaziranga fahren. Kaziranga ist ein großes Wildschutz-Gebiet. Wir übernachten dort in dem Forsthaus. Früh um 4 Uhr werden wir schon geweckt und 4.30 Uhr steht der Elefant vor der Tür. Wie sollen wir da bloß hinaufkommen? Der Mahut (Elefantentreiber) sitzt gleich hinter dem Kopf des Elefanten. Nur mit seinen Knien und einem kurzen Eisenstab dirigiert er das gewaltige Tier. Auf sein Kommando kniet sich der Elefant hin und mit Hilfe eines Stuhles klettern wir auf den breiten Rücken. Schön luftig ist es da oben und man hat eine gute Aussicht. 1½ Stunden lang reiten wir nun schon durch morastiges Gelände und hohes Schilfgras. Der Elefant schiebt das Gras rechts und links mit seinem Rüssel beiseite, aber wir müssen aufpassen, daß es uns nicht ins Gesicht schlägt. Immer wieder spähen wir nach wilden Tieren aus. „Kommt Ihr Euch nicht auch vor wie die alten Maharajas auf Tigerjagd?“ „Halt!“ „Seht dort drüben – gleich 5 Nashörner in einem Wassertümpel.“ Eigentlich sieht man nur einen breiten grauen Rücken, zwei kleine Ohren, die sich dauernd bewegen und das Horn. Komisch, sie kümmern sich gar nicht um uns. Da klatscht der Mahut in die Hände. Sie drehen den Kopf in unsere Richtung und bemühen sich dann endlich ans Ufer zu kommen. Sie werfen uns aus ihren kleinen Blinzeläugern einen recht ärgerlichen Blick zu und verschwinden grunzend im hohen Schilf. Gerade als ob sie sagen wollten: „Fechheit, einem beim Mor-



genbad zu stören!" Wir ziehen weiter. An verschiedenen Stellen begegnen uns noch mehr Nashörner, auch etliche wilde Büffel und Rehe. Es ist direkt aufregend. Gegen 9 Uhr kehren wir zu unserem Forsthaus zurück und klettern ziemlich steif von unserem urweltlichen Reittier herunter. So etwas gibt es nur in Assam.

Von Kaziranga aus fahren wir weiter nach Golaghat zu einer Missionsschule. Von der Leiterin erfahren wir, daß Daisy Hemron, die mehrere Jahre in Deutschland war und jetzt die Tabita-Schule in Govindpur leitet, hier zur Schule gegangen ist. Ob sich noch einige von Euch an sie erinnern. Hier in dieser Schule sind nur Christenmädchen. 165 Mädchen leben hier im Internat. Als wir uns darüber wundern, daß gar keine Nichtchristen bzw. ganz wenige hier in der Schule sind, erzählt man uns, daß diese Mädchen fast alle aus den Bergen kommen. Einige der Bergvölker sind zu 90 bis 95 Prozent Christen. Da gibt es die Nagas, die Lushais, die Khasis, Mikirs und Garos und viele andere mehr. Heute am Sonntag haben die Mädchen alle ihre eigene Tracht angezogen. Sie tragen ja keine Saries sondern bunte, handgewebte Tücher. An der Webart, den Farben und wie sie die Tücher umwickeln, kann man ihre Stammeszugehörigkeit erkennen. Sie singen uns Lieder in ihrer Sprache und zeigen uns Tänze. Das ist schön, daß wir am liebsten noch länger hierbleiben möchten. Doch unsere Reise geht weiter nach Johat, wo wir eine Aussätzigen-Kolonie und ein Missions-Krankenhaus besuchen. Wie schön ist es, daß man heutzutage mit den neuen Mitteln den Aussätzigen doch viel besser helfen kann. Ja, man kann sie oft sogar ganz heilen. Aber die Furcht der Angehörigen und der anderen Leute im Dorf vor dieser Krankheit ist so groß, daß sie auch nach der Heilung diese Menschen nicht wieder in ihre Gemeinschaft aufnehmen wollen. So bleibt dann so mancher im Aussätzigen-Heim und arbeitet dort, um seinen Lebens-Unterhalt zu verdienen.

Im Krankenhaus erzählt man uns, daß einige der Ärzte und fast alle Schwestern, die dort arbeiten, von den christlichen



Bergvölkern herkommen. Die Hindus lassen ihre Töchter nicht gern solche Dienste tun. Wie kann der Glaube an Jesus Christus doch die Menschen verwandeln und sie willig machen, ihren Nächsten in Liebe zu dienen.

Von Jorhat fliegen wir nach Tezpur. In Tezpur ist eine größere Gemeinde der Gossner-Kirche. In Tezpur wohnen Daisy's Eltern. Ihr Vater ist dort Pastor. Herr Pastor Hemron erzählt uns, daß die Christen unter den Adivasis, die zum Arbeiten in die Teegärten gekommen waren, auch ihre Bibel mitbrachten und sie regelmäßig miteinander lasen. Sie sangen dazu auch ihre christlichen Lieder. Dadurch hörten auch die nichtchristlichen Arbeiter Gottes Wort und mancher ist dadurch zu Christus gekommen. Es gibt jetzt in Assam fast 20 000 Christen, die zur G. E. L. Church gehören. Das ist für uns das Wunder in Assam, nicht was die Prospekte sagen, nicht die Touristen-Attraktionen, sondern daß Gottes Lob hier so verkündet und gesungen wird und daß Gottes Liebe durch die Tat gezeigt wird.

Herzlich grüßt Euch alle
Eure Schwester Ilse

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 61



Liebe Kinder!

Vor einigen Tagen brachte mir Radha wieder einen langen Brief für Euch. Heute endlich habe ich Zeit gefunden, ihn zu übersetzen und Euch zu schicken. Ich hoffe, Ihr freut Euch darüber ebenso wie über den letzten Brief.

Liebe Kinder in Deutschland!

Zuerst grüße ich Euch herzlich. Mir geht es gut. Ich hoffe, daß es Euch auch gut geht und daß Ihr glücklich seid. Habt Ihr meinen Brief erhalten? Möge Euch dieser Brief bei bester Gesundheit antreffen. Der Grund dieses Briefes ist, daß ich Euch erzählen will, was noch im Hospital passiert ist.

Meinem Bruder Kethro geht es schon viel besser. Der Doktor hat gesagt, wenn er drei Tage kein Fieber mehr bekommt, dann dürfen wir nach Hause gehen. Darauf freuen wir uns schon sehr. Vergangene Nacht war große Aufregung in unserem Saal. Gestern nachmittag wurde nämlich ein kleines Baby gebracht, das ganz weiß aussah. Schwester Ilse sagte: „Das sieht so weiß aus, weil es ganz schwer krank ist, es hat gar kein Blut mehr in seinem Körper.“ Die Mutter erzählte den anderen Frauen im Saal, daß das acht Tage alte Baby schon seit drei Tagen aus der Nase und dem Mund blutet und daß es keine Milch mehr trinken will. Sie haben dem Baby erst Dorfmedizin gegeben, aber das hat nicht geholfen. Da wurde die Mutter mit dem Baby auf einer Liege ins

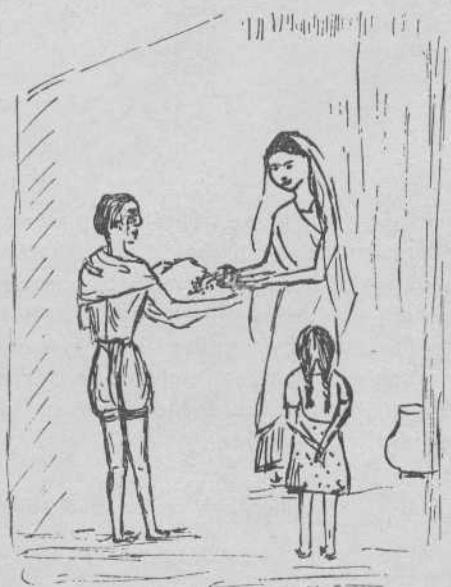


dalag. Es war gestorben. — Meine Mutter nahm schnell Khetro auf den Arm und trug ihn aus dem Zimmer. Ich lief hinterher. Auch alle anderen Mütter im Saal nahmen ihre Kinder und trugen sie auf die Veranda. Alle Leute hatten Angst vor dem bösen Geist, der die Seele des kleinen Mädchens geholt hatte. Bald kam dann auch Schwester Ilse, die das Weinen der Eltern gehört hatte und trug das Baby in ein anderes leeres Zimmer, denn in der dunklen Nacht wollte keiner das Baby im Dschungel begraben. Sie sagte zu uns: „Warum habt Ihr denn solche Angst? Hier in unserem Krankenhaus ist ja Jesus Christus der Herr. Unser Jesus Christus ist auch der Herr über die bösen Geister. Ihr könnt ruhig wieder in das Zimmer zurückgehen, Euch wird nichts geschehen.“ Als sie weggegangen war, sprachen die Leute noch miteinander über das, was sie gesagt hatte. Einige glaubten ihr und gingen wieder in das Zimmer hinein. Auch wir legten uns wieder aufs Bett. Andere hatten aber noch Angst und kamen erst am Morgen wieder auf ihre Plätze.

Noch etwas muß ich Euch erzählen, was gestern am Tage los war. Als ich mit meiner Mutter im Kochhaus saß, stand auf einmal ein Mann mit einer Bettelschale vor uns. Er hatte einen Kuhstrick um den Hals und sagte kein Wort. Er schaute uns nur aus furchtbar traurigen Augen an. Meine Mutter schüttete schnell etwas Reis in sein Tuch. Dann ging er weiter. Ein Mann gab ihm ein paar Pfennige. Andere Leute wandten sich voller Verachtung von ihm ab. Das konnte ich nicht verstehen, denn einem Bettler Almosen geben ist doch ein gutes Werk. Als ich meine Mutter deswegen fragte, sagte sie: „Dieser Mann ist kein gewöhnlicher Bettler. Er hat eine ganz große Sünde begangen. Das kann man an dem Kuhstrick

Hospital getragen. Sie waren lange unterwegs, denn ihr Dorf ist 20 km von Ambgaon entfernt. Das kleine Baby bekam gleich zwei Spritzen und in der Nacht noch eine. Die Eltern und die Großmutter saßen um das Baby herum und bewachten es. Als es dunkel wurde, schlief ich gleich ein. Dann wachte ich auf, weil jemand ganz laut weinte. Es waren die Angehörigen von dem kleinen Baby, das ganz steif und kalt





sehen, den er um den Hals trägt. Er hat eine Kuh getötet. Diese Sünde ist so groß, weil die Kuh ein heiliges Tier ist. In unseren heiligen Schriften steht geschrieben, daß in der Kuh alle Götter vereinigt sind. Wenn also jemand eine Kuh totschlägt, dann ist das ebenso schlimm, als wenn jemand einen Gott tötet. Für solch eine große Sünde muß es ja eine schwere Strafe geben.“ Ich fragte dann meine Mutter, was der Mann wohl für eine Strafe bekommen hat. Sie antwortete: „Ich weiß es auch nicht genau. Die Strafe wird von den Vertretern seiner Kaste festgelegt. Er wird aus der Kaste ausgeschlossen und bekommt als Buße eine hohe Geldstrafe auferlegt. Er muß vielleicht Rs. 100,— (DM 119,—) oder Rs. 200,— bezahlen. Aber diese Summe muß er sich zusammenbetteln. Damit nun jeder sieht, was er für große Schuld auf sich geladen hat, muß er den Strick der toten Kuh um den Hals tragen. Während er den Strick

um den Hals hat, darf er kein Wort sprechen. Erst wenn er das ganze Geld zusammengebettelt hat, ist seine Schuld abgebüßt. Dann wird er wieder in seine Kaste aufgenommen. Du hast ja gesehen, wie wenig Geld ihm die Leute gegeben haben und wie sie ihn verachten, da kannst Du Dir denken, wie lange es dauert, bis er solch eine hohe Geldsumme zusammengebettelt hat.“

Ich glaube, dieser Mann wird bestimmt keine Kuh mehr töten. Die Leute im Hospital haben noch lange über diesen Mann geredet und über seine große Sünde.

Nun wird es schon dunkel und ich muß schlafen gehen. Ich freue mich schon darauf, bald wieder unser Dorf zu sehen. Wenn wir zu Hause sind, schreibe ich noch einmal einen Brief und erzähle Euch aus unserem Dorf.

Ich grüße Euch: „Namaste“
Eure Radha Dei

Liebe Kinder!

Radha und ihr Bruder Kethro sind nun schon lange wieder zu Hause. Sie hat mir noch keinen Brief wieder für Euch gegeben. Sobald sie ins Hospital kommt, werde ich sie daran fragen. Ob sie noch manchmal daran denkt, was sie alles hier im Hospital gesehen und erlebt hat? Ob sie noch daran denkt, was sie hier von Jesus Christus gehört hat? Ob sie manchmal in dem kleinen Büchlein, das das Johannes-Evangelium in Oriya enthält, liest? Diese Fragen lege ich mir oft vor, und ich möchte Euch doch heute ganz besonders bitten, immer wieder darum zu beten, daß Gott die Herzen dieser Menschen auftun möchte, daß sie sein Wort aufnehmen und auch frei und froh werden.

Herzlich grüßt Euch Eure
Schwester Ilse

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 - Druck: W. Bartos, Berlin 61

November 1963

Liebe Kinder!

Als ich heute morgen durch die Krankenzimmer ging, sah ich, daß die kleine Radha sich langweilte. Sie ist nämlich nicht krank, sondern nur mit ihrem Bruder Khetro mitgekommen. Ich holte ihr dann das dicke Buch, das mir mal eine Kindergruppe aus Berlin geschickt hatte. In dem Buch sind viele Bilder aus Deutschland. Landschaftsbilder, Kinderbilder, Blumen- und Tierbilder usw. Sie freute sich sehr, daß sie es ansehen durfte und wunderte sich, daß es in Deutschland so viel hohe Häuser, so viel Autos und ganz andere Blumen gibt. Dann fragte ich sie: „Radha, gehst Du eigentlich zur Schule?“ „Ja“, antwortete sie, „aber erst vier Jahre.“ „Das ist aber fein“, sagte ich, „dann kannst Du doch mal einen Brief an die Kinder in Deutschland schreiben und ihnen erzählen, was hier alles anders ist.“ „Ich kann doch gar nicht Eure Sprache“, meinte sie. „Ach, das macht nichts, schreibe nur in Oriya, ich werde es dann übersetzen.“ — Ich gab ihr Papier und Bleistift, und dann fing sie an zu schreiben. Am Abend gab sie mir dann strahlend folgenden Brief:

Liebe Kinder in Deutschland!

Geschrieben im Monat Bhadrobo 1963

Seid zuerst herzlich begrüßt von mir. Mein Name ist Radha Dei. Mir geht es gut, und ich hoffe, daß es Euch in dem fernen Lande auch gut geht.

Ich schreibe Euch, weil Schwester Ilse gesagt hat, ich soll Euch einmal von hier erzählen. Ich habe Bilder aus Eurem Land gesehen, und da habe ich gemerkt, daß bei uns viele Dinge ganz anders sind.

Ich will Euch erzählen, wie wir ins Hospital nach Ambgaon gekommen sind. Wir wohnen in dem Dorf Khutgaon. Das ist ungefähr 18 Kilometer von Ambgaon entfernt. In unserem Dorf erzählten die Leute immer wieder von dem Ambgaon-Hospital, aber wir waren vorher noch nie hier. Bei uns ist jeden Sonnabend Markt. Da kommen viele Leute aus den umliegenden Dörfern zusammen zum Verkaufen und Kaufen. Es gibt Reis, Gemüse, Hühner, Eier, Bananen, Gewürze, auch Stoffe und Tücher. Saries für die Frauen, Dhoties für die Männer und Kleider für die Mädchen, Hosen für die Jungen. Ein Teeladen ist auch da, wo man süße Rasagollas, Jalebis und Puris kaufen kann. Vorigen Sonnabend war

auch ein Mann da, der viele schöne bunte Glas-Armreifen verkauft. Einen ganzen Korb voll hatte er mitgebracht. Ich habe auch zwei bekommen für 10 Pfennig, an jedes Handgelenk einen. Wir gehen immer sehr gern auf den Markt, weil es da immer so viel zu sehen gibt. Aber letzten Sonnabend weinte mein Bruder Khetro immerzu auf dem Markt und wollte nach Hause. Er sagte, er hätte Kopfschmerzen. Da bin ich schnell mit ihm nach Hause gegangen. Kaum waren wir in unserer Hütte, fing er an am ganzen Körper zu schütteln und mit den Zähnen zu klappern. So toll hat er gefroren. Meine Mutter wickelte ihn schnell in eine warme Decke und setzte ihn ganz nahe ans Feuer. Beinah eine halbe Stunde lang hat er so geschüttelt und geweint. Dann wurde er auf einmal ganz heiß und warf die Decke von sich. Ich hatte furchtbare Angst und dachte, er müßte sterben. Mein Vater sagte: „Er wird ‚palidschoro‘ haben (Malaria), ich will mal zum ‚Boido‘ (Dorfdoktor) gehen und etwas Medizin holen.“ Khetro sträubte sich furchtbar, als er die bittere Medizin schlucken sollte. Er ist ja erst fünf Jahre alt und weiß noch nicht, daß man von Medizin gesund wird. Am Sonntag früh war das Fieber auch etwas weniger. Aber denkt Euch nur, zu der Zeit, als

die Sonne ganz hoch stand (Mittag), fing er wieder so an zu frieren, und dann wurde er wieder ganz heiß und redete alles durcheinander. Er erkannte uns gar nicht mehr, und dann begann er mit den Händen und Armen zu krampfen und machte sich ganz steif. Da bekamen auch meine Eltern Angst, und mein Vater lief gleich zum Dorfpriester. Er sollte kommen und den bösen Geist austreiben. Mein Vater fing eins von unseren Hühnern und holte etwas Ghee (ausgelassene Butter). Als der ‚Dauria‘ (Dorfpriester) kam, machte er mit dem Holz der heiligen Tulsiplante ein Feuer in der Mitte der Hütte und goß den Ghee darüber. Dazu redete er immer vor sich hin in einer Sprache, die ich nicht verstand. Dann schlachtete er das Huhn und goß das Blut ins Feuer. Ein Tropfen davon bekam mein Bruder an die Stirn gerieben. Ein Stück von dem heiligen Holz wickelte er in ein Stück Tuch und band es meinem Bruder um den Hals. Dann ging er nach Hause.

Meine Eltern saßen noch lange am Bett meines Bruders und beteten zu unserem Gott Krishna. Immerzu sagten sie: „He, Bhagwan! amboro pila bholo korontu!“ (Oh



Gott, mach' unser Kind gesund!) Aber mein Bruder wurde gar nicht besser. Er warf sich hin und her und krampfte immer wieder mit den Händen.

Am Abend kam der Bruder meines Vaters, und der sagte gleich: „Euer Khetro ist sehr schwer krank, bringt ihn doch sofort nach Ambgaon ins Hospital. Ihr wißt doch, daß unsere Parbatî dieselbe Krankheit hatte und dort gesund geworden ist.“ „Der Weg ist aber doch so weit und wer weiß, ob uns der Junge nicht unterwegs stirbt“, entgegnete mein Vater. „Wir wollen lieber noch bis morgen früh warten.“

Am nächsten Morgen sind wir gleich, nachdem der Hahn krähte, aufgestanden, haben Reis und Dhal, den Kochtopf und einige Tücher eingepackt, den Rest des Reiswassers in die Kürbisflasche getan, damit wir für unterwegs etwas zu trinken hatten, und sind losgegangen. Mein Vater trug Khetro, und Mutter und ich gingen mit den Sachen hinterher. Da wir jetzt die Regenzeit haben, und es auch in der Nacht tüchtig gegossen hatte, war der Weg ganz aufgeweicht, und stellenweise sanken wir bis zu den Knien im Schlamm ein. Am Fluß mußten wir sehr lange suchen, bis wir die Furt gefunden hatten, und auch da ging mir das Wasser bis an den Hals. Ich hatte furchtbare Angst

hindurchzuwaten, aber meine Mutter nahm mich fest bei der Hand, und so kamen wir gut ans andere Ufer.

Unterwegs mußten wir öfter rasten, und meine Eltern sahen immer besorgter auf meinen Bruder. Er phantasierte immerzu und war ganz heiß. Endlich, gegen Mittag, sahen wir von Ferne die weißen Häuser des Hospitals. Zum Glück war noch offen, und wir bekamen noch ein Ticket. Als die Schwester meinen Bruder sah, durften wir gleich hineinkommen. Sie machte ein ganz besorgtes Gesicht und sagte: „Warum habt ihr denn den Jungen erst so spät gebracht. Er ist schwer krank, und ihr müßt hierbleiben.“

Mein Vater erzählte dann dem Doktor: „Wir dachten erst, er hätte nur ‚palidschoro‘ und haben ihm ‚deshi-medin‘ (Heilkräuter) gegeben. Als er dann anfing zu krampfen, haben wir gedacht, er sei behext worden und haben den ‚Dauria‘ geholt. Nichts hat geholfen, und nun kommen wir zu Euch.“





und schlief schnell ein. Meine Mutter und ich blieben an seinem Bett sitzen, während mein Vater in den Dschangel Holz suchen ging. Als er zurückkam, blieb er bei Khetro, und meine Mutter und ich machten uns daran, Reis zum Essen zu kochen, denn wir waren alle sehr hungrig.

Am Nachmittag kam die Schwester Elisabeth und hat bei meinem Bruder und all den anderen Babies Fieber gemessen. Weil Khetro noch so heiß war, wurde er in kalte nasse Tücher eingepackt. Darnach wurde das Fieber weniger. In der Nacht um 10 Uhr kam die Schwester auch noch einmal und gab Khetro Medizin zu trinken. Heute ist das Fieber endlich weniger geworden, und Khetro hat auch etwas Reis gegessen. Der Doktor sagte aber, wir müßten noch mehrere Tage hierbleiben. Da schreibe ich Euch nochmal einen Brief und erzähle Euch noch mehr von hier.

Ihr seid unsere einzige Hoffnung." Khetro bekam dann gleich hintereinander drei Spritzen, weil er schon gar keine Medizin mehr schlucken konnte. Darnach hörte er endlich auf zu krampfen und den Kopf hin und her zu werfen. Er wurde dann in dem großen Zimmer im Hospital, wo noch elf andere kranke Kinder lagen, auf ein Bett gelegt



Herzlich grüßt Euch alle
Eure Radha Dei
Schwester Ilse

Liebe Kinder!

Wenn man von Rourkela kommend über Bonaigarh nach Amgaon fährt, sieht man links eine blau-schimmernde Hügelkette. Ungefähr in der Mitte trennt sie ein silbernes Band, ein Wasserfall, der auch in der heißesten Zeit nicht eintrocknet. Schon immer habe ich mir gewünscht, einmal dorthin fahren zu können, um mir den Wasserfall anzusehen. Inzwischen habe ich gehört, daß dort in den Bergen viele Bhuija-Dörfer sind. Besinnt Ihr Euch darauf, daß wir schon einmal zusammen bei den Bhuijas gewesen sind? Das war in der Regenzeit 1959. Vielleicht habt Ihr sogar den Brief noch und könnt ihn nachlesen. Diesmal ist zwar niemand gekommen, um uns zu einem Kranken zu holen, aber als Herr Doktor neulich mal einen Bhuija-Jungen untersuchte, meinte er, die Leute dort scheinen alle drei bis vier Krankheiten auf einmal zu haben, man muß doch einmal sehen, wie sie leben und was sie essen. Da ich heute meinen freien Sonntag habe, werden wir mal einen Ausflug in die Berge machen. Medizin und Spritzen habe ich schon eingepackt, damit wir helfen können wo es nötig ist. Vergeßt nicht reichlich Trinkwasser und etwas zu essen mitzunehmen, denn im Dschungel kann man nichts kaufen. „Ma, he Ma“, ruft Elisabeth, unsere Schwester. „Ich habe ja heute auch frei, darf ich mitfahren?“ „Aber natürlich, deine Hilfe kann ich gut gebrauchen.“

„Ki gaa ku dschoutscho“ (In welches Dorf geht ihr?) rufen uns die Kinder aus Amgaon nach. „Porbot ku“ (In die Berge), antworten wir und sausen weiter. Im nächsten Dorf rufen uns die Munda-Kinder in Mundari nach: „Ko-tea sene-utana-me?“ (Wo geht ihr hin?) „In die Berge“ antworten wir wieder.

Bald sind wir in Jangra, dann in Rugra. In Khutgaon biegen wir rechts ab und fahren direkt auf die Berge zu. Herrlich ist das frische Grün der Bäume und die Sal-Blüten verströmen ihren betäubenden, süßen Duft. Dazwischen lodert das Rot der „Flame of the forest“ (Feuer des Waldes). Dieser Baum trägt seinen Namen zu Recht, denn nicht nur der ganze Baum leuchtet wie eine Flamme, sondern auch die einzelnen Blüten



gleichen Feuerzungen. Die Kinder saugen diese Blumen aus, denn der Kelch enthält süßen, honigartigen Nektar.

In der Ferne sehen wir ein paar Hütten. Auf dem Weg kommt uns eine Gruppe Bhuijas entgegen. Sie tragen Körbe und Hacken. „Wo geht ihr denn hin?“ „Wir gehen in den Dschungel Wurzeln ausgraben, denn wir haben keinen Reis mehr zu essen. Ihr wißt doch, daß es voriges Jahr nicht viel geregnet hat und deshalb der Reis so knapp ist. Wir haben unseren Reis schon lange aufgegessen.“ „Sind bei Euch im Dorf auch Leute krank?“, frage ich. „Ach, ja, eine ganze Menge — aber wir müssen erst Wurzeln holen.“ „Gut, dann sehe ich nach den Kranken, wenn wir zurückkommen.“

„Was machst Du denn?“ frage ich einen Mann, der am Wege sitzt, sich einen dicken Stock in den Bauch drückt und dabei jämmerlich stöhnt. „Ooho“, sagt er, „ich habe solche Bauchschmerzen, schon seit Wochen, und nur, wenn ich mir die Stange auf die Stelle drücke, kann ich es aushalten.“ „Warum gehst du denn nicht ins Krankenhaus und läßt dir Medizin geben?“ „Ich habe ja kein Geld, um die Medizin zu bezahlen. Und was soll ich essen, wenn ich dort bin, wir haben ja keinen Reis mehr, den ich mitnehmen könnte und Wurzeln gibt es bei Euch doch nicht.“ — „Komm, ich gebe dir eine Spritze und Medizin und dann wollen wir mal sehen, ob es nicht etwas besser wird.“

„Kommt doch mal hierher“, winkt uns ein Mann zu, „und seht euch meinen Bruder an. Er hat schon seit Jahren diese Wunden an den Füßen, und sie heilen nicht. Was ist das für eine Krankheit?“ Mit einem Blick sehe ich, daß der Mann Aussatz hat. Ich sage es ihm und den Verwandten, erkläre ihnen aber auch, daß es heutzutage gute Medizin gegen diese Krankheit gibt, nur muß er erst einmal ein paar Tage ins Krankenhaus kommen. Jetzt kann ich ihm nur etwas Salbe für seine Füße geben. — Weiter geht es. — „Wie heißt denn das Dorf da drüben?“ frage ich ein paar Kinder am

Wege. „Das ist Phuljheri.“ „Ach, von dort sind ja schon mehrere Leute bei uns gewesen, die werden wir mal besuchen.“ Zuerst schien auch dieses Dorf wie ausgestorben zu sein, aber auf einmal kommen Männer, Frauen und Kinder von allen Seiten und staunen uns an. „Das ist aber schön, daß ihr uns mal besuchen kommt“, sagt die alte Parbati, die mehrere Wochen bei uns im Krankenhaus gelegen hat. Auch hier sind viele Leute krank, und wir fangen gleich an, Medizin auszuteilen und Spritzen zu geben.

„Ma, komm doch mal schnell in dieses Haus, da liegt ein Mann mit ganz hohem Fieber“, sagt Elisabeth. Als wir ihn näher



ansehen, entdecken wir, daß er große eitrige Wunden an den Beinen hat. Er bekommt eine Penicillin-Spritze und einen Salbenverband um die Beine. Seiner Frau sagen wir, wie sie jeden Tag die Füße waschen und verbinden soll. „Was ist denn das für ein schönes Muster auf dem Boden?“ frage ich. Im Stillen wunderte ich mich über die Blutspritzer und herumliegenden Hühnerfedern. „Der Zauberpriester war da und wir haben ein Huhn geopfert, um die bösen Geister der Krankheit zu beschwören.“

Da erzählen wir ihnen von Jesus Christus, der Herr über die bösen Geister ist, der Krankheiten geheilt hat und heute noch heilt und der uns zu ihnen geschickt hat, damit wir ihnen helfen sollen. Sie hören zu. Ob sie es auch verstanden haben? Noch eine Stunde Fahrt und wir sind in Noghiria.

„Sie sind aber lange nicht bei uns gewesen“, sagt man uns dort beinah vorwurfsvoll. „Hier sind soviel Menschen krank. Auch dort in den Bergen in vielen Dörfern. In Potamund sind es mindestens dreißig, die Husten und Fieber haben.“ Das klingt ja ganz nach einer Grippe-Epidemie. Potamund ... überlege ich, da wohnt ja Juango, der lange im Krankenhaus war. Den müssen wir noch besuchen.

„Wollen Sie wirklich nach Potamund laufen?“, fragt uns ein Junge und sieht uns etwas zweifelnd an, „es sind noch sechs Kilometer.“

Natürlich wollen wir. Los, einer hinter dem anderen, den schmalen Dschungelpfad entlang. Vorsichtig sehen wir uns um, ob nicht doch ein Bär oder Tiger im Gestrüpp auftaucht. Aber jetzt in der Mittagshitze werden sie uns wohl verschonen.

Endlich sehen wir in der Ferne ein paar Hütten. Dort liegt Potamund, und dort drüber ist das Haus von Juango. Da ist er auch schon und begrüßt uns freudig. Er sieht aber krank und elend aus. Er hustet wieder sehr viel, er hat nämlich Tuberkulose. „Warum kommst du nicht wieder einmal für längere Zeit ins Krankenhaus, du weißt doch, daß du freie Behandlung bekommst?“ „Ja, aber trotzdem muß ich Reis mitnehmen, und wir haben keinen mehr. Außerdem muß mein Junge jetzt im Wald arbeiten und kann nicht mit mir mitgehen und mich im Hospital versorgen.“

Es ist recht traurig, immer wieder möchte man helfen und kommt doch nicht gegen diese Vernunftgründe an. Man müßte eben doch hier in der Gegend wohnen und regelmäßig durch die Dörfer ziehen und Medizin verteilen.

„Warum kommt ihr nicht hierher und bleibt bei uns, wir brauchen eure Hilfe so nötig“, sagt man uns immer wieder. „Hier in den Bergen verstreut sind noch zirka dreißig

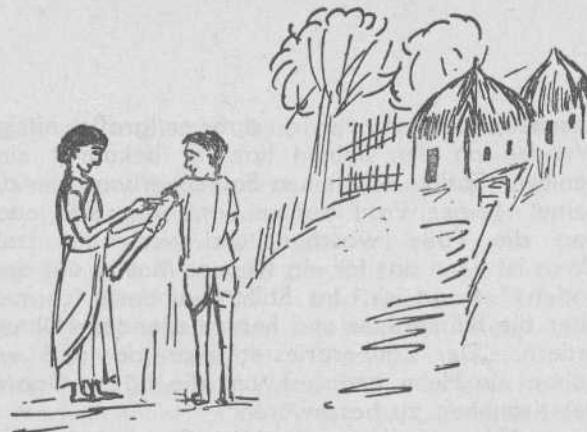


Dörfer, und das nächste Krankenhaus ist eures, einen ganzen Tagesmarsch entfernt."

Ja, wir möchten schon gern hierbleiben, aber im Hospital sind auch Menschen, die unsere Hilfe brauchen. So können wir sie nur auf unseren nächsten Besuch verfrösten und hoffen, daß Gott uns einen Weg zeigt, wie wir auch diesen Leuten hier helfen können.

Nun ist es schon später Nachmittag geworden, unsere Medizin ist bald alle, und wir müssen an den Heimweg denken. Zum Wasserfall können wir heute nicht mehr fahren, aber wir sind nicht traurig darüber, denn es ist ja viel wichtiger, daß wir so vielen Kranken etwas helfen konnten.

Denkt auch Ihr in Eurer Fürbitte an diese Menschen in den Bergen und helft uns, ihnen zu helfen.



Mit herzlichen Grüßen
Eure Schwester Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, 1 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64. Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, 1 Berlin 61

**Liebe Kinder!**

Heute bekommt Ihr alle diesen Stempel in Euren Reisepaß gedrückt. Wir haben nämlich die Erlaubnis bekommen, ein kleines Land im Himalayagebirge zu besuchen, das bis 1952 für gewöhnliche Ausländer verboten war. Das Land heißt Nepal, und es nennt sich gern selbst „das Land der Götter“!

An dem Stempel könnt Ihr schon sehen, was es alles in diesem Lande gibt. Fangen wir oben an: 2 Fußabdrücke — das sind die Fußspuren Buddhas, der vor rund 2500 Jahren geboren wurde. 2 gekreuzte Kurzschwerter — Kukris nennt man sie hier — sie sind das Zeichen der tapferen Krieger

Nepals, der Gurkhas. Rechts die Sonne, links der Mond. Darunter im Wasser, vor den hohen Bergen stehend, der Gott Shiva.

Wir besteigen in Kalkutta das Flugzeug, und schon nach drei Stunden landeten wir in Kathmandu, der Hauptstadt von Nepal. Männer in einer merkwürdigen Tracht empfangen uns freundlich. Sie tragen weite Hosen, die unterhalb der Kniee ganz eng anliegen. Darüber eine dreiviertel-lange Jacke, die am Hals und in der Hüfte mit Bändern geschlossen wird. Darüber kommt noch eine Weste oder eine europäisch geschnittene Jacke. Auf dem Kopf haben sie ein kleines, schickes Käppi.

In der Stadt weiß man gar nicht, wo man zuerst hinkommen soll. Weißgetünchte, wunderbar verzierte Paläste stehen in großen, parkähnlichen Gärten. Dann wieder sieht man lange Reihen von eng aneinander gebauten zwei- bis dreistöckigen Ziegelhäusern. An den Straßen bieten Obst- und Gemüsehändler ihre Waren an.

Seht, da drüben an dem Haus liegen drei Fenster dicht nebeneinander. Der breite Holzrahmen drumherum ist doch wirklich kunstvoll geschnitten. Jetzt guckt aus dem mittleren Fenster ein kleines Mädchen mit ernstem Gesicht auf uns herab. Warum lächelt sie uns eigentlich nicht zu, wie die meisten Kinder hier?

„Das ist die Kumari“, sagt jemand neben uns, „die lebende Göttin.“

„Was“, staune ich, „eine lebende Göttin gibt es hier?“ „Ja“, erzählt der Mann weiter, „diese Göttin wird immer wieder neu gesucht. Im ganzen Lande werden die zwei- bis dreijährigen Mädchen angesehen, ob sie bestimmte Zeichen an ihrem Körper haben. Wenn man mehrere gefunden hat, bringt man sie in einen Tempel, wo ganz fürchterliche Götzenbilder stehen. Die meisten Mädchen fangen dort an zu weinen, weil sie Angst haben. Ist ein Mädchen darunter, das nicht weint, wird es die Göttin und muß in dieses Haus ziehen. An besonderen Festtagen wird die Kumari durch die Straßen getragen und angebetet.“



Wenn sie etwa 12 Jahre alt ist, wird sie verheiratet. „Aber es ist nicht immer leicht, einen Mann für die Kumari zu finden“, setzt er gleich hinzu, „weil die Leute sagen, wer die Kumari heiratet, muß noch im selben Jahr sterben. Nach ihrer Hochzeit wird wieder eine neue Kumari gesucht.“ Er verneigt sich mit zusammengelegten Händen vor der Kumari und vor uns und geht weiter. Was mag das kleine Mädchen dort oben den ganzen Tag tun; es darf doch nicht mit anderen Kindern spielen. Es steht in seinem hübschen roten Kleidchen immer noch am Fenster. Die geölte schwarzen Haare hat man zu einem Krönchen aufgesteckt, und die Augenränder und -brauen mit schwarzer Farbe nachgezogen. Dadurch sieht es wie eine Statue aus. — Armes kleines Mädchen!

Wir lassen uns im Gedränge von den Menschen weiterschieben und stehen plötzlich auf einem Platz mit vielen Tempeln. Hanuman Dhoka heißt er. Hier wurde der König gekrönt. Ein Pagodentempel steht neben dem anderen. Einige haben vergoldete Dächer und sind mit wunderbaren Holzschnitzereien versehen. Daneben stehen aber auch noch kleine Steintempelchen und einzelne Götzenbilder.

„Good morning“ (Guten Morgen!), sagt auf einmal ein etwa zwölfjähriger Junge neben mir. „Where do you come from?“ (Wo kommen Sie her?) „What is your name?“ (Wie heißen Sie?). Diese Sätze hat er sicher so in der Schule gelernt und will nun sein Englisch an uns ausprobieren. Also antworten wir ihm auch auf Englisch: „Wir kommen aus Deutschland. Mein Name ist Miss Martin.“ Nun fragen wir aber auch gleich: „Wie heißt Du denn?“ „My name is Rudra Prajapati.“ Er begleitet uns auf unserem Rundgang, da können wir ihm gleich unsere Fragen stellen. Wir stehen gerade vor einer Figur mit einem Elefantenkopf. „Das ist Ganesha, der Elefanten-Gott“, erklärt Rudra, „zu ihm gehen hauptsächlich die Geschäftsleute, wenn sie in Schwierigkeiten sind. Wenn wir in der Schule eine Arbeit schreiben müssen, bete ich auch immer erst zu Ganesha.“ „Wie macht Ihr denn das?“ frage ich ihn. „Seht Ihr da drüben die Frau mit dem Messingteller?“ „Ja.“ „Solch' einen Teller habe ich auch, und wenn ich in den Tempel gehen will, suche ich mir schöne duftende Blüten zusammen, lege sie auf den Teller und dazu noch Reiskörner, heiliges rotes Pulver und ein kleines Schälchen mit Butteröl und einem Docht darin. Im Tempel verneige ich mich erst vor Ganesha und sage ein paar heilige Verse vor mich hin. Dann streue ich die Blüten, Reiskörner und Pulver vor die Statue und zünde den Docht im Olschälchen an. Jetzt erst sage ich dem Gott meine Bitte, verneige mich wieder und gehe nach Hause.“ „Wenn wir uns nach einer Krankheit schwach fühlen, dann gehen wir zu Hanuman, dem Affengott. Den könnt Ihr dort drüben sehen.“ Ja, dort steht sein Abbild, ganz und gar verschmiert von Butteröl und roter Farbe. Auf einmal stehen wir vor einem schönen bunten Holzgitter. Rudra blinzelt durch eines der Löcher und winkt uns zu, dasselbe zu tun. Im ersten Moment sehe ich nichts weiter als einen schrecklich großen roten Mund, mit langen Zähnen, gefletscht wie eine



Bulldogge, aber dann kann ich erkennen, daß es ein übergroßes Gesicht ist. Furchterregende Augen stieren mich an. „Das ist Bhairab, der Schreckliche“, flüstert Rudra, „er wird uns nur einmal im Jahr richtig gezeigt. Er ist eine Erscheinungsform von Shiva.“ Schnell gehen wir weiter und stehen vor der schwarzen Kali. „Sie tötet die Dämonen, deshalb hat sie einen Kranz von Totenschädeln um den Hals. Früher wurden ihr manchmal Menschenopfer gebracht, aber heute opfert man ihr nur noch Ziegen. Für sie wird immer im Oktober ein großes Fest veranstaltet.“ — Mir wird ganz komisch vor all diesen Götzenbildern. Das einzige, was mich tröstet, ist, daß die Kinder ganz vergnügt auf den Stufen vor den Götzen spielen. Aber dauernd sieht man Leute mit ihren Messingtellern voll Opfergaben in die verschiedenen Tempel und zu den verschiedenen Götzenbildern gehen und anbeten. Da fällt mir der Apostel Paulus ein, wie er von seiner Reise nach Athen erzählt und wie er dort zu den Griechen sagt: „Ich sehe, daß Ihr in allen Stücken gar sehr die Götter fürchtet.“ Dieselben Worte kann man zu den Menschen hier in Khatmandu sagen: „Wir sehen, wie sehr Ihr die Götter fürchtet.“ Unwillkürlich blicke ich mich um: ist denn hier nirgendwo eine Kirche? Gibt es denn hier keine Christen? Hat hier noch nie jemand etwas von Christus gehört? „Sag‘, Rudra, weißt Du, wer Jesus Christus ist?“ „Nein.“

Als wir so dahingehen, entdecke ich auf einmal in der Ferne so etwas wie einen Kirchturm. Heute ist es schon zu spät, noch dorthin zu laufen; aber morgen früh wollen wir auf jeden Fall in diese Richtung gehen. — Hinter dem Königspalast biegt rechts eine Straße ab, die direkt auf den Turm hinzuführen scheint. Ach, was für eine Enttäuschung! Als wir näher hinkommen, erkenne ich, daß es eine riesige Stupa ist, ein buddhistisches Heiligtum. Es gibt ja in Nepal nicht nur Hindus, sondern auch viele Buddhisten.

Diese Budnath-Stupa, wie sie heißt, soll schon über 2500 Jahre alt sein. Es ist eine riesige, leuchtend-weiße Kuppel, die in der Mitte von dem vergoldeten Turm gekrönt ist, den ich aus der Ferne sah. Und merkwürdig, dort, wo wir die Turmuhr anbringen würden, sind zwei riesige Augen aufgemalt und eine Nase, die wie ein Fragezeichen aussieht. Der buddhistische Priester, der gerade des Weges kommt, sieht uns so freundlich an, daß ich mir ein Herz fasse und ihn frage, was diese Augen zu bedeuten haben. Er verneigt sich erst zu der Stupa hin, und dann antwortet er: „Das sind die Augen Buddhas, die Augen der Weisheit, die über die Ewigkeiten hinweg die Stätte des Lichtes erblicken.“

Nach allen vier Himmelsrichtungen schauen diese durchdringenden Augen.

Warum begnügen sich die Buddhisten damit, daß nur Buddha die Stätte des Lichtes erblickt. Ist denn hier keiner, der ihnen von Jesus Christus sagt, der dieses Licht zu uns gebracht hat, ja der selbst das Licht ist?

Wir stehen gerade vor dem Postamt von Kathmandu und freuen uns an den interessanten Marken, die wir auf unsere Briefe kleben können. Da kommt ein Mann auf mich zu und sagt: „Entschuldigen Sie, kommen Sie aus Pokhara? — Arbeiten Sie im „Shining Hospital“ (Leuchtendes Hospital)?“ Erstaunt schaue





ich auf: „Ist dort ein christliches Hospital?“ „Ja“, sagt er, „ich bin der Pastor der christlichen Gemeinde hier in Khatmandu und will in den nächsten Tagen nach Pokhara fliegen.“ „Nein“, sage ich, „ich arbeite nicht dort, sondern in Indien in einem Hospital und bin nur zu Besuch hier in Nepal. Ich freue mich aber sehr, daß ich Sie getroffen habe und nun auch endlich weiß, daß hier eine christliche Gemeinde ist. Wir haben schon immer nach einer Kirche gesucht.“ „Unsere kleine Kirche steht in einer Nebenstraße gegenüber dem Singha Durbar, dem großen Regierungsgebäude.“ Wir freuen uns schon auf Sonntag.

Den prächtigen Regierungspalast kann man nicht verfehlten, den haben wir bald gefunden — aber wo steht nun die Kirche? Auf der linken Seite sind wir schon die „Putli-Sarak“, so heißt die Nebenstraße, hinuntergegangen und haben sie nicht entdeckt. Nun gehen wir auf der rechten Seite an der mannshohen Mauer entlang, die hier und da von einem Torweg unterbrochen ist. In jeden schauen wir suchend hinein. Endlich durch den letzten Eingang sehen wir eine kleine Kapelle mit einem Kreuz darauf. Das muß sie sein. Ja, da steht auch die Frau des Pastors, die auf uns gewartet hat. Schnell führt sie uns in die Kirche, denn das erste Lied wird schon gesungen. Verstohlen sehe ich mich um. Was für eine gemischte Gemeinde! Nepalesen, Inder, Japaner, Amerikaner, Schweden, Engländer, Schweizer und wir. Diese Christen kommen aber nicht nur aus verschiedenen Ländern, sondern auch aus verschiedenen Kirchen, aber das trennt hier nicht. Alle wissen, daß Jesus Christus ihr Herr ist, dem sie dienen wollen. Deshalb sind sie alle hier zusammen gekommen, um IHN zu loben und IHM zu danken. Wir danken mit ihnen für einen zweiten Pastor, der aus Kerala in Südinien kommen durfte — für Geldspenden, die dazu halfen, daß dieses Kirchlein gebaut werden konnte — für die Gnade, nun schon das 9. Jahr hier in Nepal arbeiten und Gottesdienste halten zu dürfen, obwohl es verboten ist, zu evangelisieren — für die Erlaubnis, christliche Bücher zu verkaufen und dadurch Gottes Wort weiterzutragen — dafür, daß die sechs jungen Männer, die zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurden, weil sie sich taufen ließen, nun wieder freigelassen worden sind. Besonders gebetet wurde für den Pastor, der diese jungen Männer im christlichen Glauben unterrichtet und getauft hatte. Er wurde zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Gebetet wurde für die Missionsschulen, Krankenhäuser und Aussätzigenheime und für alle Christen, die dort arbeiten, daß sie durch ihren Dienst und ihr ganzes Leben zeigen können, daß Jesus Christus auch die Menschen in Nepal liebt. — Als wir die Kirche verließen, dachte ich: eine kleine Gemeinde, ein Senfkorn, ein Sauerteig, ein wenig Salz ... aber weil Gottes Geist hier weht, werden auch die Menschen in Nepal eines Tages erkennen, daß Gott nicht den Bildern aus Gold oder Silber oder Stein gleich ist, wie menschliche Kunst und Gedanken sie herstellen, und daß er auch nicht in Tempeln mit Händen gemacht lebt, sondern daß er immer und überall bei uns ist und uns liebt.

Herzlichst grüßt Euch alle
Eure Schwester Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, 1 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64. Postscheckkonto: Hannover 108305 · Druck: Walter Bartos, 1 Berlin 61

Liebe Kinder!

Heute muß ich Euch doch unbedingt noch erzählen, wie die Geschichte von Saraswati Pradhan weitergeht. Ihr erinnert Euch doch noch an sie, nicht wahr? Nach langer Krankheit, als ich ihr schon gar keine Medizin mehr geben konnte, hat Gott sie wunderbar geheilt. Aber nun wollte sie nicht mehr in ihr Dorf zurückgehen, sondern bei uns bleiben und die Krankenpflege erlernen. Ich erlaubte ihr, zu bleiben und, sobald sie kräftiger geworden wäre, etwas mitzuarbeiten. Darüber war sie sehr glücklich. Natürlich mußte sie auch ihre Eltern um Erlaubnis bitten, aber die sagten nur: „Wir haben Dich damals ins Hospital gebracht und der Schwester gesagt, daß wir Dich ihr zu Füßen legen, sie solle Dich als ihr eigenes Kind betrachten und gesund machen. Jetzt bist Du gesund, und wir wollen auch unser Versprechen halten und Dich dort lassen.“ Täglich machte ihre Gesundheit Fortschritte. Aber sie ging noch an einer Bambusstange mit zitternden Beinen langsam zum Kochhaus, um sich ihr Essen zu kochen. Das tat sie jetzt selbst, weil ihre Mutter hatte nach Hause gehen müssen, um die Reisernte mit einzubringen. Als sie dann ohne Stock gehen konnte, half sie schon ein bißchen im Krankenhaus. Ich zeigte ihr, wie man einen Verband anlegt, wie man Kranken Medizin eingibt und manches andere. Vieles kannte sie ja schon aus eigener Erfahrung, und das andere lernte sie schnell hinzu. Am meisten erstaunt war ich darüber, daß sie ohne jeden Widerwillen auch den elendsten und ärmsten aus den niedrigsten Kasten half. Wie ich Euch schon erzählte, stammt sie ja aus einer der vornehmsten Kasten hier in dieser Gegend. Und kein Mensch aus ihrer Kaste würde je



einen Menschen aus einer niedrigeren Kaste anrühren, ihn waschen oder ihn verbinden. Wenn er es doch tut, wird er aus seiner Kaste und Familie ausgestoßen und nur nach Zahlung von Bußgeld wieder aufgenommen. Unsere Saraswati schien das aber gar nicht zu stören. Sie nahm auch immer an unseren Andachten und Gottesdiensten teil und las weiterhin eifrig im Neuen Testament.

Eines Tages kam sie zu mir und sagte feierlich, wie die Inder es oft tun: „Ma, ich möchte gerne mit Dir reden!“ „Komm herein, setz Dich und sage mir, was Du auf dem Herzen hast“, antwortete ich. Wir saßen eine Weile und schwiegen. Dann brach es aus ihr heraus: „Ich möchte gern getauft werden. Ich möchte ganz zu Euch gehören. Jesus Christus hat mich gesund gemacht, und nun möchte ich auch öffentlich zeigen, daß ich nur an ihn glaube. Alle sollen es wissen, und ich will mithelfen, daß noch viele Menschen den Weg zu Christus finden.“ — Ernst sah ich sie an — „Weißt Du wirklich, worum Du bittest? Hast Du schon mit deinen Eltern über diesen Entschluß gesprochen?“ — „Einmal habe ich mit meinem Vater darüber gesprochen, da ist er sehr böse geworden.“ — „Du weißt also, daß Dich deine Familie verstoßen wird, daß deine Verwandten Dich nicht mehr kennen werden? Du weißt, daß Du dann wahrscheinlich nie mehr nach Hause gehen kannst?“ rufe ich ihr ins Gedächtnis. „Ja, ja, das weiß ich alles, aber ich will doch getauft werden.“ — „Es ist gut“, stimme ich zu, „aber Du mußt über unseren Glauben noch viel lernen. Unser Katechist Amus Aind soll Dir Taufunterricht geben, und dann erst sollst Du Dich endgültig entscheiden.“ — „Vielen, vielen Dank, Mal!“ sagte sie ganz glücklich und ging hinaus.

Ein ganzes Jahr ging dahin, und immer wieder bat sie: „Ich möchte getauft werden!“ Am 6. Juli 1958 kam dann endlich ihr größter Tag und ihr schönstes Erlebnis, wie sie es immer wieder nennt. Sie wurde getauft. Mit fester Stimme sagte sie das Glaubensbekenntnis, dessen erster Satz auf Hindi so heißt: „Mei bishwas karta hu parmeshwar pita par dscho swarg aur prithibi ka sarbschaktiman sirchanhar hei.“ Voller Freude teilte sie auch ihren Eltern mit, daß sie dem alten Hinduglauben abgesagt hätte und Christin geworden sei. Ihr neuer Name sei „Elisabeth“.



Aber nun erhielt sie einen Brief von ihrem Vater, der mich tief erschütterte. Er schrieb darin: „Saraswati, wir haben Deinen Brief erhalten. Was darin stand, daß Du Dich hast taufen lassen, hat Deine Mutter und mich sehr traurig gemacht. Wir, die Dich geboren haben, weinen nun um Deinetwegen. Nicht nur allein wir sind traurig, sondern unsere ganze Hindukaste weint mit uns. Die Angehörigen der heiligen Hindukaste weinen, weil Du gesagt hast,

Du willst für alle Zeiten im Frieden der christlichen Religion bleiben. Wenn Du unsere Religion und unsere Götter nicht mehr ertragen konntest, dann wäre es besser gewesen, Du hättest Dich im Brahmani-Fluß ertränkt. Daß Du aber statt dessen Kummer über uns alle bringst, ist nicht recht! Wenn Du Dein Leben erhalten willst, dann packe alle Deine Sachen zusammen und mache Dich bereit, denn ich werde Dich nach Hause holen. — Dein Vater.“ Das war die erste Prüfung, der noch manche andere folgen sollten. Als ich sie fragte: „Elisabeth was wirst Du tun?“ antwortete sie einfach und still: „Bei Euch bleiben! — Leibliche Eltern und Geschwister habe ich nun nicht mehr; dafür seid Ihr meine Eltern und Geschwister. Jesus hat ja gesagt: Wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater und Mutter . . . um meines Namens willen, der wird es hunderftätig nehmen und das ewige Leben ererben. — Ich habe keine Angst, und bei Euch habe ich ja eine neue Heimat gefunden. Mit Euch kann ich zu Jesus Christus beten, aber mit meinen Eltern kann ich das nicht.“

Ach ja, liebe Kinder, wenn ich Euch das so schreibe, klingt es alles so einfach, aber es war doch eine sehr schwere Zeit für Elisabeth. Trotz allem war sie immer fröhlich und half tüchtig im Hospital. — Ein reichliches Jahr nach der Taufe kam auf einmal Elisabeths Mutter zu mir und sagte beinah vorwurfsvoll: „Wollen Sie denn meiner Tochter nicht einmal Urlaub geben, damit sie uns zu Hause besuchen kann?“

— „Nanu,” sagte ich ganz erstaunt, „wieso wollt Ihr sie denn plötzlich wiedersehen? Ihr habt ihr doch geschrieben, daß sie für Euch gestorben ist.“ — „Ja, das stimmt, das haben wir geschrieben, aber ihre Geschwister möchten sie so gern einmal wiedersehen.“ Daraufhin sagte ich zu Elisabeth: „Wenn Dugerne mitgehen willst, darfst Du es tun.“ — „Wenn ich Schwester Sushila mitnehmen darf,” meinte sie, „will ich schon einmal hingehen, aber allein habe ich keine Lust!“

Auch das erlaubte ich ihr und wartete nun gespannt auf ihre Rückkehr. Ganz glücklich kamen beide zurück und erzählten: „Es war sehr nett, alle waren lieb und freundlich zu uns. Wir durften zwar nicht ins Haus und durften auch nicht mit ihnen gemeinsam essen, aber sie brachten uns gute Sachen in den Hof und wir schliefen auch draußen, nachdem wir uns lange mit den Geschwistern unterhalten hatten.“ Und dann sagte Elisabeth noch ganz spitzbübisich: „Weißt Du, Ma, was ich noch getan habe? Ich habe meinem Bruder, der Lehrer ist, gleich ein Neues Testament dagelassen. Das soll er lesen. Vielleicht erkennt er dann auch eines Tages, daß Jesus Christus ja viel stärker und mächtiger ist als all die alten Hindugötter.“

Deshalb wollen auch wir Gott jeden Tag darum bitten, daß immer wieder Menschen den Weg zu Jesus Christus finden und dadurch froh und selig werden.



Herzlich grüßt Euch
Eure Schwester Ilse

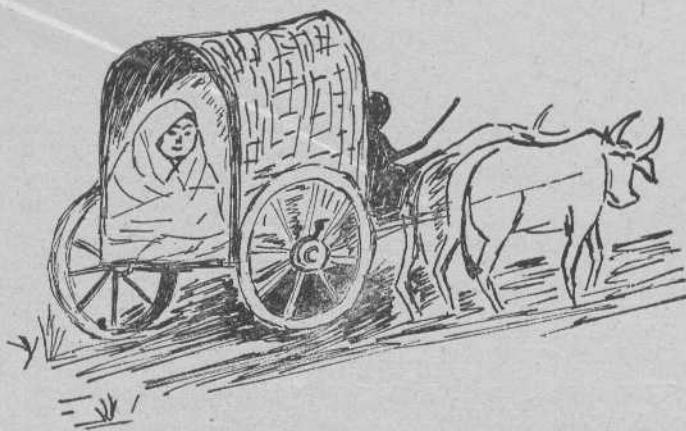
Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050;
Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Liebe Kinder!

Ich weiß es noch so genau, als ob es heute mittag gewesen wäre. An einem Dienstag nachmittags um drei Uhr, als ich gerade wieder zur Arbeit ins Hospital gehen wollte, kam mir auf dem Wege eine junge Inderin entgegen. Sie legte die Hände vor der Brust zusammen, verneigte sich vor mir und sagte: „Salam“. Ich konnte gleich sehen, daß sie krank war, denn sie hatte dickgeschwollene Füße und sah sehr blaß aus. Sie folgte mir zum Hospital, das damals nur aus einem kleinen Gebäude mit drei Zimmern bestand. Dort ließ sie sich einen Krankenzettel und eine Nummer geben – wie alle anderen Patienten – und wartete darauf, untersucht zu werden. Sie hieß Saraswati Pradhan. An dem Namen sah ich, daß sie einer der höheren Hindukasten entstammte. „Ach, Ma“, sagte sie zu mir, „ich fühle mich schon seit langem nicht mehr wohl. Ich habe immer Schmerzen im Rücken und auch gar keinen richtigen Appetit, und seit einer Woche sind auch noch meine Beine dick geschwollen. Bitte machen Sie mich doch schnell gesund.“ „Ja,“ antwortete ich, „so schnell geht das aber nicht; denn Sie sind sehr krank. Sie müssen mindestens 8-10 Tage hierbleiben.“ Bekümmert sagte sie: „Das geht nicht, ich muß unbedingt übermorgen wieder nach Hause. Vielleicht darf ich später noch einmal wiederkommen.“ Da konnte ich auch nichts tun. Ich gab ihr dann an den beiden Tagen einige Spritzen und Medizin zum Einnehmen, und sie ging wieder zurück in ihr Dorf.

Über der vielen Arbeit im Hospital und den vielen neuen Patienten, die jeden Tag kamen, hatte ich sie bald vergessen. Doch 14 Tage später





kam ein Mann mit dem Fahrrad zum Hospital und sagte: „Bitte kommen Sie gleich mit in unser Dorf, denn der Saraswati geht es gar nicht gut. Sie ist jetzt am ganzen Körper geschwollen und auch im Gesicht.“ „Wenn das so ist,“ sagte ich, „dann hat es gar keinen Zweck, daß ich mit hinfahre, denn dann hilft es ihr auch nicht, wenn ich ihr nur eine Spritze

gebe. Sie hätte damals gleich im Hospital bleiben sollen, dann wäre ihre Krankheit nicht so schlimm geworden. Ihr müßt sie sofort herbringen, und dann muß sie mehrere Monate hierbleiben, wenn sie wieder gesund werden soll.“ Er wollte sich gar nicht damit zufrieden geben und redete beinah eine halbe Stunde auf mich ein, bis ich böse wurde. Dann ging er endlich. Ich aber dachte: „Jetzt werden sie das arme Mädchen erst recht nicht zu uns bringen.“ Doch ich hatte mich geirrt. Am nächsten Tag gegen Abend wurde Saraswati im Ochsenwagen gebracht. Wie sah sie nur aus! Ich erschrak richtig. Sie war fast nicht wieder zu erkennen. So dick geschwollen war sie. Ich ließ sie gleich in unser kleines Einzelzimmer legen. Ihre Mutter blieb bei ihr, um sie zu pflegen. Bei uns bleiben ja immer die Angehörigen bei den Kranken, bis sie wieder gesund nach Hause gehen können. Wir haben beim Hospital auch eine extra Kochhütte, wo die Angehörigen das Essen für ihre Kranken kochen. Es ist alles ganz anders als in einem Hospital in Deutschland. Schwester Kripa kümmerte sich neben der Mutter noch ganz besonders um Saraswati. Sie durfte erst einmal drei Tage lang gar nichts essen und ganz wenig trinken. Darnach mußte Schwester Kripa sehr aufpassen, daß sie auch nicht ein Körnchen Salz zu ihrem Reis aß. Ach und dann mußte sie so viel Medizin schlucken und bekam jeden Tag zwei Spritzen: denn wir wollten doch alle, daß sie sehr schnell wieder gesund werden sollte. Aber die Tage gingen einer nach dem anderen dahin, und die Krankheit besserte sich nicht. Nach einem Monat wagte ich

es dann, mit einer dicken Nadel und Spritze, das Wasser aus ihrem Bauch abzuziehen. Es wurde ein halber Eimer voll. Darnach fühlte sie sich etwas besser, aber gesund war sie noch lange nicht. Wenn sie besonders verzagt war, setzte sich Schwester Kripa zu ihr und versuchte, sie zu trösten. Einmal erzählte sie ihr auch die Geschichte aus Lukas 14,1-6, wie Jesus den Wassersüchtigen heilte. „Was“, sagte sie ganz erstaunt, „euer Herr hat auch Kranke gesund gemacht? Und hat sogar dieselbe Krankheit geheilt, die ich habe? Bitte erzähle mir doch mehr von diesem Jesus, an den ihr glaubt.“ „Wieviel Jahre bist du denn zur Schule gegangen?“ fragte Kripa sie. „Ach“, seufzte Saraswati, „nur 4 Jahre.“ Ich wäre gern noch länger gegangen, aber meine Mutter wurde krank, und da mußte ich zu Hause helfen.“ „Aber du kannst doch lesen“, meinte Kripa wieder. „Ja“, nickte sie, „weißt du, ich gebe dir das Neue Testament, das es auch in der Oriya-Sprache gibt, und da kannst du selbst alle Geschichten von Jesus lesen.“ Nun las sie eifrig jeden Tag im Neuen Testament. Wenn sie etwas nicht verstand, unterhielt sie sich mit Schwester Kripa darüber. Eines Morgens sagte sie zu mir: „Ach, Ma, heute sind es schon drei Monate, daß ich bei euch bin. Die heiße Zeit ist vorüber, die Regenzeit hat angefangen, und ich liege immer noch bei euch. Wann werde ich denn endlich gesund?“ Sehr betrübt sagte ich: „Ich wäre sehr froh, liebe Saraswati, wenn ich Ihnen auf Ihre Frage eine Antwort geben könnte, ich weiß wirklich nicht mehr, was ich Ihnen noch für Medizin geben soll. Ich bin am Ende meines Wissens. Ich glaube, es ist das Beste, wenn Sie mal für ein paar Wochen nach Hause gehen. Vielleicht kommt dann bald unser neuer Doktor, der Ihnen sicher viel besser als ich helfen kann.“ „Nein“, sagte sie da ganz entschieden, „ich gehe nicht nach Hause. Auch wenn Sie mir nicht mehr



helfen können, bleibe ich hier. in dem Neuen Testamente, Christus auch Kranke gesund Sie mir nicht helfen können, Jesus gesund macht. Dieses bleibe ich. In meinem Dorf Jesus Christus findet Sie „aber Sie können gern keine Medizin mehr ge-



wollen nun noch mehr als vorher darum beten, daß Jesus Christus auch Sie von Ihrer Krankheit befreit. Wenn es Sein Wille ist, wird Er auch helfen.“ Eine Woche nach dieser Unterredung, als ich morgens die übliche Runde bei den Kranken machte, strahlte mich Saraswati nur so an und sagte gleich ganz aufgereggt: „Ma, sieh doch, meine Füße sind heute viel dünner als sonst.“ „Tatsächlich“, sagte ich, „auch das Gesicht kommt mir viel schmäler vor.“ Von diesem Tage an konnten wir richtig sehen, wie sie von Tag zu Tag weniger wurde, aber im guten Sinne. Alles Wasser, das sich im Körper durch die Krankheit ange- sammelt hatte, wurde weniger und weniger, bis sie schließlich nur noch wie ein Skelett aus- sah. Trotzdem waren wir alle sehr glücklich, weil wir nach allen Untersuchungen heraus- fanden, daß sie wieder ganz gesund war. Immer wieder sagte Saraswati: „Euer Jesus Christus hat mich gesund gemacht. Jetzt gehe ich erst recht nicht nach Hause. Ich will jetzt immer bei euch bleiben und auch kranken Menschen helfen. Als ich krank war, haben mich meine Eltern von einem Zauberpriester zum anderen geschleppt, und wir haben den Götzen geopfert, und es hat nichts geholfen. Ich weiß doch jetzt ganz sicher, daß Jesus Christus viel mächtiger ist als alle unsere Götzen. Ich kann nicht zu denen zurück gehen.“ „Es ist gut“, sagte ich, „wenn es Ihre Eltern erlauben, dürfen Sie hierbleiben und uns helfen.“ Das strahlende Gesicht hätte Ihr sehen sollen! — Ach, jetzt kommt gerade jemand und ruft mich in ein Dorf.

In dem Buch, das Sie mir gegeben haben, steht doch immer wieder, daß Jesus gemacht hat. Und wenn Sie sagen, daß dann glaube ich ganz bestimmt, daß mich Hospital ist auch Sein Haus, und hier findet er mich vielleicht nicht.“ „Unser überall, auch in Ihrem Dorf“, sagte ich, noch hierbleiben. Ich werde Ihnen aber ben, außer einem Kräftigungsmittel. Wir

Herzliche Grüße von Eurer Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Ambgaon, Oktober 1961

Liebe Kinder!

Seit Anfang Mai bin ich nun wieder in Indien. Ich wollte Euch schon lange schreiben, aber im Hospital war immer soviel zu tun, daß ich gar nicht dazu kam.

Heute möchte ich Euch erst einmal für alle Eure lieben Grüße und die vielen Gaben danken, die Ihr mir geschickt habt. Ihr glaubt gar nicht, wieviel Kranken ich damit helfen konnte. Ich habe aber diesmal Eure Gaben nicht nur für Medizin verwendet, sondern habe auch christliche Büchlein für die Kinder, die lesen können, und Neue Testamente gekauft; denn wir wollen doch den Kranken auch von Jesus Christus erzählen. Wenn sie hier nur bei unseren Andachten zuhören, dann verstehen sie manchmal nicht alles, und da ist es gut, wenn sie dann zu Hause in aller Ruhe noch einmal die Geschichten, die sie gehört haben, nachlesen können.

Besinnt Ihr Euch noch auf meinen letzten Brief, in dem ich Euch von der Bücher-Missionarin Mariam Kandir erzählte? Gerade sie hat mir gesagt, daß besonders auch die Heiden gerne Bücher und Gebetsheftchen von ihr kaufen und lesen.

Als neulich auch wieder einmal ein Sadhu (ein Hindu-Heiliger) hier war und um eine Oriya-Bibel bat, mußte ich so an eine Geschichte denken, die sie mir mal erzählt hatte.



Mariam berichtete: In dem kleinen Dorf Dokad wohnt ein Katechist ganz allein unter den Heiden. Er hat es nicht leicht. Er hält aber treu aus und verkündet Tag für Tag die frohe Botschaft. Er freute sich sehr, als ich zu ihm kam und wir nun miteinander in die Dörfer gehen konnten. Ich sprach hauptsächlich zu den Frauen und verkaufte auch etliche Bücher. Eines Tages, als ich frühmorgens vor die Tür trat, saß dort ein Sadhu. Er sah zum fürchten aus. Er hatte nur einen Lendenschurz um, sein Körper war über und über mit Asche und Kuhdung beschmiert. Das lange Haar, das sicher noch nie einen Kamm gesehen hatte, war mit Kuhdung schön steif und haltbar gemacht worden, und er hatte es oben auf dem Kopf zu einem Knoten zusammengebunden. Auf seinen Körper hatte er allerlei Zeichen und Muster gemalt und dazu noch kleine Bambusnadeln durch die Haut gespickt. Neben sich hatte er ein Messinggefäß stehen und einen eisernen Dreizack liegen. Da Sadhus nicht arbeiten, sind sie darauf angewiesen, daß ihnen fromme Hindus etwas zu essen geben. Deshalb bat er auch den Katechisten um Geld. „Ich habe kein Geld, ich bin selbst ein armer Mann“, sagte der Katechist. „Außerdem bin ich kein Hindu, sondern ein Christ. Geh Du nur zu Deinen Leuten und laß Dir von denen zu essen geben.“ Das wollte der Sadhu gar nicht hören. Stattdessen nahm er von dem Haufen Lehm, den der Katechist am Tage vorher zusammengetragen hatte, um Dachziegel zu machen, einen Klumpen, und formte daraus kleine Kügelchen. Dann hielt er eine davon dem Katechisten hin und sagte: „Da, nimm! Das ist der Segen des Sadhu.“ „Was soll ich?“ fragte der Katechist ganz perplex. „Nimm!“ sagte der Sadhu noch dringender, „der Segen des Sadhu ist doch etwas Besonderes, weißt Du denn das nicht?“ „Nimm den Segen und gib mir endlich Geld oder etwas zu essen!“ Der Katechist schwieg. Als aber der Sadhu immer wieder bettelte, und er ihn endlich loswerden wollte, rief er ins Haus: „Frau, sieh doch einmal nach, ob noch ein Pfennig im Beutel ist.“

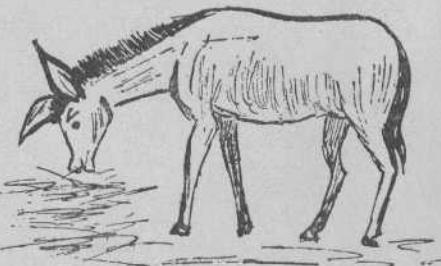




„Da ging ich aber schnell ins Haus“, unterbrach sich Mariam, dann fuhr sie fort: „und sagte zu der Frau: Gib ihm ja nichts.“ Nun ging ich zu dem Sadhu und fragte ihn: „Was kannst Du schon für einen Segen geben?“ Er nannte ja seine kleinen Tonkügelchen „Segen“. „Du nennst Dein Machwerk „Segen“? Weißt Du denn nicht, das dieser Mann den Lehm hier selbst zusammengetragen hat? Alle Menschen, Du und ich, sind ja aus solcher Erde gemacht, und wir werden auch eines Tages wieder zu Erde werden. Einem jeden von uns ist doch der Tag bestimmt, an dem wir einmal sterben werden, auch Dir.“ „Ja, ja“, sagte der Sadhu, „ich bin doch ein Heiliger. Nimm doch den Segen des heiligen Sadhu.“ „Das sehe ich, daß Du ein Sadhu bist“, antwortete ich ihm und fügte hinzu: „Wenn Du besondere Kräfte hast, dann mache doch mal Regen. Menschen, Vieh und Felder warten auf Regen. Kannst Du das etwa nicht?“ Da schwieg der Sadhu...

Ich sprach weiter: „Sieh mal, Sadhu! Es gibt nur einen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde. Er kann alles. So er gebeut, so steht es da. Er allein kann segnen und teilt seinen Segen aus!“

„Ja, ja“, sagte da der Sadhu, „es ist ein Gott. Wir haben alle einen Gott. Wir nennen ihn nur anders als ihr Christen! Nur die Namen sind verschieden. Einer sagt eben „Ram-Ram“, andere sagen „Vishnu“, andere wieder „Krishna“, und ihr Christen nennt ihn wieder anders. Doch es ist alles dasselbe.“ „Nein“, sagte ich, „unseres Gottes Name ist hoch und heilig. Sag' mal, Sadhu, was würdest Du sagen, wenn Dich die Leute mal „Esel“, mal „Hund“ oder „Pferd“, „Ochse“ oder „Schwein“ riefen? Gefiele Dir das? Siehst Du, da machst Du ein Gesicht. Es ist Dir nicht gleich, wie Du gerufen wirst. Aber Gott, den Einen und Heiligen, den wollt Ihr mit mancherlei Namen, wie es Euch beliebt, benennen. Nein, so geht das nicht. Du, ich will Dir etwas sagen: Es kommt ein Tag, da kommt unser Heiland Jesus Christus. Auch Du wirst ihn dann sehen und auch Du wirst Deine Knie vor ihm beugen und vor ihm im Staube liegen. Denke daran





und nimm den Namen meines Gottes nicht unnütz in den Mund."

Da stand der Sadhu schweigend auf. Im Gehen drehte er sich aber noch einmal um und sagte zu mir: „Du ißt wohl europäisches Essen? Du sprichst ja so weise Worte.“ „Nein“, sagte ich, „ich bin eine Adivasi, eine Ureinwohnerin, wie alle anderen hier. Was meine Väter gegessen haben, das esse ich auch. Aber nun geh' endlich. Geh' zu Deinen Hindu-Freunden und gib ihnen Deinen Segen. Wir wollen Deinen Segen nicht. Wir suchen den Segen des lebendigen Gottes.“

Da ging er davon. Ob er noch manchmal über Mariams Worte nachgedacht hat? Wir wollen es hoffen und darum beten, daß Gott ihm und den vielen Menschen hier, die den wahren Gott suchen, die Augen und das Herz auftue, damit sie erkennen, welches der rechte Weg ist. Welches der Weg ist, der ihnen wirklich Frieden und Segen bringt.

Da nicht jeder suchende Mensch Christen findet, die ihm das Wort so sagen wie Mariam dem Sadhu, so hoffen wir, daß doch hier und da in den Dörfern, der eine oder der andere durch die Büchlein und Neue Testamente, die wir verschenken, den Weg zu Jesus Christus findet, der allein der Weg und die Wahrheit und das Leben ist.

Ich würde mich freuen, wenn Ihr auch weiter durch Eure Gaben mithelft, daß wir diesen Dienst hier tun können.

Herzlichst grüßt Euch alle. Eure Schwester Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 520 50,
Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 1083 05 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Liebe Kinder!

Die meisten von Euch haben ja schon etwas von Mission gehört, und viele kennen sicher auch einen Missionar oder eine Missionsschwester. Habt Ihr aber schon in der Bibel die Berichte der Missionare gelesen? Da stehen nämlich eine ganze Menge spannende Geschichten drin, z. B. Apostelgeschichte 8, wo von Phillipus berichtet wird. Auch von Barnabas und Paulus wird erzählt, was sie als Missionare erlebt haben. Heute habe ich gerade gelesen, wie der Apostel Paulus selbst in einem Brief an die Gemeinde von Korinth schreibt, was er auf seinen Missionsreisen alles durchgemacht hat. Ihr könnt es auch nachlesen. Im 2. Korintherbrief, Kap. 11, Vers 23 – 33, schreibt er: „Ich bin oft gereist, ich bin in Gefahr gewesen durch die Flüsse, in Gefahr durch Mörder, in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr in der Wüste; ich habe viel Mühe und Not gehabt, schlaflose Nächte, Hunger, Durst . . .“ Komisch, dachte ich, das hat nun Paulus vor beinahe 2000 Jahren geschrieben, und heute ist es noch genauso. Ich muß dabei an die Inderin Mariam Kandir denken. Sie war früher Lehrerin und dann Bibelfrau, wir würden sagen, Gemeindehelferin. Als ich sie aber kennenlernte, war sie schon Bücher-Missionarin. Das heißt, sie zog immer so 3–4 Wochen durch ein bestimmtes Gebiet der Goßner-Kirche in Indien und verkaufte christliche Bücher. Aber das war ihr nicht genug. Immer, wenn sie in ein Dorf oder abseits gelegenes Christenhaus kam, hielt sie auch eine Bibelstunde.

Wißt Ihr, wo Mariam Kandir wohnt? In Govindpur, in der Tabita-Schule, wo Daisy Hemrom, Seteng Happadgara und Bahalen Bage als Lehrerinnen arbeiten. Ihr kennt sicher die eine oder andere noch, denn sie waren doch bei uns in Deutschland und haben hier die Bibelschule besucht. Sie waren ja auch in vielen Gemeinden und haben aus Indien erzählt.

Damit ihr nun versteht, warum ich an Mariam Kandir denken mußte, als ich den Brief von Paulus an die Korinther las, wollen wir sie einmal auf einer Reise begleiten.

Wir nehmen uns genau wie Mariam eine Schlafdecke mit, einige Kleidungsstücke zum Wechseln, Waschzeug, eine Flasche mit Trinkwasser und etwas Proviant. Ein junger Mann, der die schweren Bücherkoffer trägt, begleitet uns. Es ist Regenzeit, aber der Bus nach Simdega fährt noch. Einer sieht den anderen besorgt an und meint: Ob wir wohl durch den Fluß kommen? Ja, und nun stehen wir am Sankh-Fluß. Das Wasser kommt geschossen, dreht sich in Wirbeln, und an manchen Stellen gurgelt es ganz unheimlich. Besorgt wenden wir uns ab – es ist unmöglich, ans andere Ufer zu kommen. Notdürftig finden die vielen Reisenden Unterkunft in einem Rasthaus am Wege. Wir können uns gerade noch ein kleines Eckchen auf der Veranda sichern. In der Nacht müssen wir uns abwechseln mit dem Schließen, denn für alle reicht der Platz nicht. Da es die ganze Nacht geregnet hat, kommen wir auch am nächsten Tag nicht weiter. Noch eine Nacht auf dem harten Zementboden – und Mariam sagt: „So geht es nicht weiter, wir müssen versuchen, an einer anderen Stelle über den Fluß zu kommen.“ Da sehen wir eine Gruppe von Leuten kommen. „Die kenne ich ja“, meint Mariam erstaunt, „das sind Christen“. Sofort geht sie auf die Gruppe zu und fragt, wo

sie hin wollen. „Nach Kinkél zu einer Hochzeit“, antworten sie. „Wir haben gerade beschlossen, für unser Gepäck und die Kinder einen Ochsenkarren zu borgen und zu einem anderen Flußübergang zu gehen, der nicht so tief ist“, erzählen sie weiter. „Kommt doch mit uns, Ihr könnt nicht länger hier warten. Wer weiß, wann der Regen aufhört“. Mit Freuden folgen wir dieser freundlichen Einladung und erreichen tatsächlich am Abend das Dorf Kinkél. Von dem langen Marsch sind



wir hundemüde geworden, aber die Dorfgemeinde wartet ja schon so darauf, daß Mariam eine Bibelstunde hält. So essen wir nur schnell etwas, bis sich alle versammelthaben, und beim Schein einer Petroleum-Laterne sagt ihnen Mariam die frohe Botschaft von Jesus Christus. Auch Heiden haben mit zugehört, und einer fragt: „Wie ist es möglich, daß Euer Jesus aus so wenig Brot soviel gemacht hat, daß er 5000 Menschen zu essen geben konnte?“ Da zeigt ihm Mariam ein Reiskorn und sagt: „Wie kommt es, daß aus einem Korn, wenn du es in die Erde legst, oft 80 oder 100 werden? Erkläre mir dieses Wunder“. Das kann er nicht. Es wird sehr spät an diesem Abend. Aber als wir endlich in der kleinen Lehmhütte wie die Heringe auf der Palmenmatte nebeneinander auf der Erde liegen, erzählt uns Mariam noch eine lustige Geschichte. Sie sagt: „Ich bin bloß froh, daß hier nicht noch die Kühe mit untergebracht sind. Einmal besuchte ich ein ganz abseits gelegenes kleines Haus, in dem eine Christenfamilie mit 4 Kindern wohnte. Sie hatten nur diese eine Hütte, und dashalb mußte auch das Vieh nachts mit in den einen Raum. Auch dort lagen wir eng nebeneinander auf der Erde. Ich, als Besuch, kam natürlich ans Ende der Reihe und bedenklich nahe an die Kühe heran. Ich habe fast die ganze Nacht nicht geschlafen, weil ich dachte, die Kühe würden mir etwas aufs Gesicht klaksen. Oft hat es auch sehr in meiner Nähe „gerauscht“. War ich froh, als die Sonne aufging!“ – Da es mir selbst auch einmal so ging, habe ich sehr lachen müssen.

Am nächsten Tag dürfen wir mit Rahil Minj, der Gemeindehelferin von Kinkél, und Mariam durch die Dörfer gehen und Bücher verkaufen. Viele freuten sich, Anleitungen zum rechten Bibellesen und Gebetsheftchen usw. zu bekommen. Als





wir in das Dorf Hingir kommen, sagt Rahil Minj: „Diese Gemeinde hat immer noch nicht gelernt, wie man richtig Gaben gibt. Anstatt Gott den zehnten Teil zu geben, speisen sie ihn mit einem Almosen ab. Hört nur, was sich da neulich zugefragt hat. Es war zum Erntedankfest, und ein Brahmane (Heidentpriester) wollte sehen, wie die Christen dieses Fest feiern. Der Katechist gab ihm in der kleinen Lehmkirche den Ehrenplatz an der Seite des Altars. Sehr aufmerksam beobachtete der Heide, wie die Christen ihre Erntegaben zum Altar brachten. Die Frauen trugen Körbe voll Reis, die Kinder brachten Gemüse, die Männer brachten an Stangen ganze Reisbündel, und wieder andere legten Geldopfer auf den Teller am Altar. Da kamen zwei der reichsten Glieder der Gemeinde, die der Brahmane gut kannte. Plötzlich stand er auf, ging auf den einen zu und fragte: „Wieviel gebt ihr denn eigentlich?“ Sie wollten ihre

Hand nicht öffnen und wären am liebsten schnell an dem lästigen Frager vorbeigegangen. Er aber stand vor ihnen und drängte. So öffnete der eine schließlich zögernd, ärgerlich und beschämt zugleich, seine Hand. Darin lag 1 Anna (5 Pfg.)! „Pah! So wenig?!", sagte der Brahmane und setzte sich wieder hin. Nach dem Gottesdienst stellte er sich an den Ausgang der Kirche und sagte zu der Gemeinde: „Wißt ihr denn nicht wie man Gaben gibt? Ihr gebt so wenig! Offenbar habt Ihr Euren Gott nicht lieb.“ „Die Gemeinde war tief beschämt“, schloß Rahi ihren Bericht. Mariam war sehr traurig, als sie diese Geschichte hörte. Auch hier mußte ich daran denken, wie Paulus in seinem Brief schrieb: Wie oft kommt das vor, daß einer im Glauben schwach wird, dann leide ich mit. – Nun wißt ihr, was man alles auf einer Reise mit der einfachen Bücher-Missionarin Mariam Kandir erleben kann. Wir wollen für Mariam, und alle, die denselben Dienst tun, beten, daß Gott sie in den mancherlei Gefahren und Nöten behüten möge. Wir wollen aber auch für die Christen in Indien und in Deutschland beten, die noch nicht wissen, daß man auch durch Gaben zeigt, ob man den Herrn Jesus Christus wirklich lieb hat oder nicht. Herzlich grüßt Euch Eure Schwester Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 520 50; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 1083 05 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

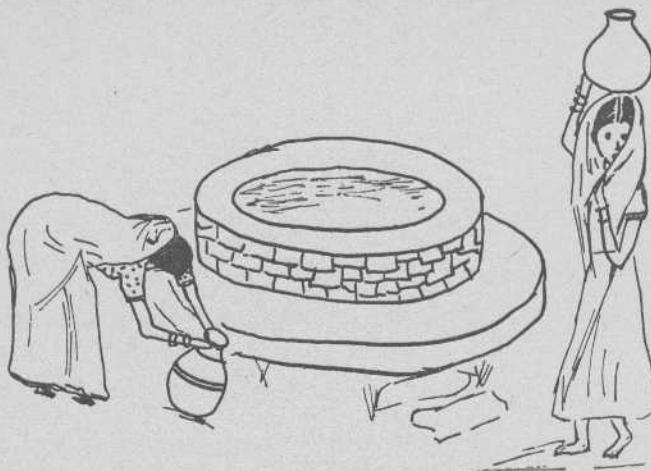
3. November 1960

Liebe Kinder!

Ihr wißt ja, daß ich z. Zt. nicht in Indien bin, sondern schon seit Mai in Deutschland herumreise. Viele von Euch haben ja auch schon die schönen, bunten Lichtbilder aus Indien und Amgaon gesehen, die ich mitgebracht habe. Damit Ihr aber nicht so lange ohne Nachrichten aus Indien bleiben müßt, will ich Euch heute berichten, was mir eine englische Freundin, die auch als Missionarin in Indien arbeitet, geschrieben hat.

Südlich von Orissa (wo unser Krankenhaus liegt), im Staate Andhra, geschehen merkwürdige Dinge. Einen Tag um den andern wandern Hunderte von Hindus, Mohammedanern und Christen zu einem kleinen Dorf, um dort einen einfachen Mann predigen zu hören. Er nennt sich Sadhu Josef. Sadhu ist die Bezeichnung, die man in Indien einem Menschen beilegt, der um seines Glaubens willen, alles verläßt. Sadhus hat es seit uralten Zeiten in Indien auch unter den Hindus gegeben. Sadhu Josef ist aber ein Christ, ebenso wie Sadhu Sundar Singh, von dem ihr vielleicht schon einmal etwas gehört habt.

Als Sadhu Josef noch jung war, lebte er wie alle anderen in seinem Dorf. Er konnte weder lesen noch schreiben, mußte auch als Kind schon mit auf dem Feld helfen oder Ziegen und Kühe hüten und wurde auch jung verheiratet. Er kam auch nur aus seinem Dorf heraus, als er für kurze Zeit beim Militär diente. So lebte er schlecht und recht dahin. Eines Tages jedoch entdeckten seine Angehörigen und auch die Leute im Dorf, daß er merkwürdige Wunden an seinem Körper hatte, die nicht heilen wollten. Ein Arzt erkannte, daß Josef



vom Aussatz befallen war. Das war ein schwerer Schlag. Er wurde nun aus der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen. Er durfte nicht mehr zum Dorfbrunnen kommen. Wenn er es doch

wagte, von den Frauen Wasser aus ihren Krügen zu erbitten, dann liefen sie weg oder verjagten ihn und gaben ihm nichts. Er durfte nicht mehr mit im Gemeinschaftshaus sitzen, durfte nicht in den Dorfladen gehen und sich auch nicht im Dorfteich baden. Seine Verwandten wollten nichts mehr von ihm wissen, ja, sogar seine Frau verließ ihn. Jahrelang irrte er nun krank und verlassen und verzweifelt im Urwald umher, um sich etwas Nahrung zu suchen. Er wurde immer elender, und eines Tages war er seines Lebens überdrüssig, daß er in einen tiefen Brunnen sprang, um Schluß zu machen. Aber einige Männer, die das gerade sahen, holten ihn wieder heraus. So quälte er sich weiter, bis er schließlich einen Strick fand, mit dem er sich an einem Baum aufknüpfte. Der aber wurde wie von unsichtbarer Hand durchgeschnitten, und Josef fiel betäubt herab. Ihm erschien – wie er später erzählte – im Traum Jesus Christus und sagte zu ihm: „Du bist von deinem Aussatz geheilt. Gehe hin und sage allen Leuten, was für ein Wunder an dir geschehen ist. Erzähle ihnen alles, was von mir in der Bibel geschrieben



steht, und du sollst auch die Kraft bekommen, Kranke zu heilen". Als Josef erwachte, besah er sich gleich seinen Körper, seine Hände und Füße und bemerkte mit Erstaunen, daß alle Wunden abgeheilt waren. Mit übervollem Herzen lobte und dankte er Gott und rannte auch gleich ins Dorf, um dort die Neuigkeit zu verkünden. Aber die Leute, die ihn mit so strahlendem Gesicht seine Hände und Füße zeigen sahen, wichen vor ihm aus. Sie hörten gar nicht darauf, was er sagte, sondern warfen mit Steinen nach ihm, damit er ihnen nicht zu nahe kommen sollte. Untereinander sagten sie dann: Jetzt ist der Josef durch sein Unglück und durch die Krankheit auch noch verrückt geworden. Jagt ihn bloß fort!" Als er aber in der folgenden Zeit immer wieder kam, ihnen dieselbe wunderbare Begebenheit erzählte und ihnen seine Hände entgegenstreckte, damit sie sehen sollten, daß die Wunden

abgeheilt waren, warf doch der eine und der andere einen scheuen Blick auf ihn und sagte dann zu den anderen: „Er ist wirklich gesund geworden."

Seine Frau kehrte auch wieder zu ihm zurück, und seine Verwandten nahmen ihn wieder auf. Er ging aber nun nicht einfach wieder zurück in sein Dorf und machte so weiter wie früher. Sein Tagewerk war jetzt ein anderes geworden und ist es bis auf den heutigen Tag.

Sein ganzes Leben gehört jetzt Gott und der Erfüllung des Auftrages, den ihm Jesus Christus gegeben hat. Er kann jetzt lesen und verbringt nun immer einen ganzen Tag mit Bibellesen und Beten. Beten heißt ja Reden mit Gott. Ja, er redet mit Gott darüber, was er in der Bibel gelesen hat. Und am folgenden Tag spricht er zu seinen Landsleuten darüber, was er erfahren hat. Das heißt, er verkündigt in seiner einfachen Dorfsprache



das Wort Gottes, so wie es in der Bibel steht, allen die ihm zuhören. Auch heilt er Kranke – Heiden und Christen. Am dritten Tag holt er sich wieder neue Kraft im Gebet, und am vierten predigt er wieder usw. Viele sind durch seine Predigt schon zu Christus gekommen. Er gründete aber keine neuen Kirche, sondern schickt die, die sich von ihren Götzen abwenden und ihren Weg nun mit Jesus gehen wollen, in die schon bestehenden Gemeinden, damit sie dort ihren Taufunterricht und die Taufe erhalten können.

Auch denen, die durch sein Gebet geheilt werden, sagt er: „Gebt nicht mir, sondern Jesus Christus die Ehre, denn Er hat Euch gesund gemacht. Ich bin nur sein Werkzeug. Ich rede seine Worte, und tue, was er will.“

Der Sadhu Josef trägt jetzt eine lange weiße Kutte – wie die Pastoren der südindischen Kirche – und ein silbernes Kreuz. Sein Haar trägt er lang wie die indischen Sadhus. Aber es ist nicht die äußerliche Veränderung, die alle so beeindruckt, schreibt meine Freundin, sondern das strahlende Gesicht, das nur aus der engen Gemeinschaft mit Gott so leuchten kann. Ja, liebe Kinder, wenn wir hier bei uns manchmal nicht viel sehen von den Wundertaten Gottes, so geschehen sie doch täglich auf dieser Erde und richten überall Zeichen auf von seiner Allmacht und Kraft. Und oft sind es gerade die Armen und Verachteten, die er in seinen Dienst ruft.



Herzlich grüßt Euch Eure Schwester Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 1083-05 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

GOSSNER-MISSION

März 1960

Liebe Kinder!

Heute kommt mein Brief nicht aus Indien, sondern aus dem Land, das ich euch hier aufgezeichnet habe. Wer weiß wohl, welches Land das ist? Ja, Ihr habt recht, es ist Australien. Ich bin von Indien aus hierher gefahren. Ich habe die Städte Perth, Melbourne und Sydney besucht. In Melbourne habe ich im Kinder-Gottesdienst von unserer Arbeit in Indien erzählt und am Nachmittag auch in der deutschen Gemeinde gesprochen. Als ich dort erzählte, daß ich zur Gossner-Mission gehöre, waren sie alle sehr interessiert, und der deutsche Pastor Steiniger erwähnte dann, daß Gossner vor ca. 100 Jahren auch deutsche Missionare zu den Buschnegern in Australien geschickt hätte und daß sie auch Gottesdienste für die deutschen Einwanderer gehalten hätten.

Ich hörte dann, daß es im Inneren Australiens weite, einsame Steppen und Sandwüsten gibt, und zwar eine Fläche so groß wie Frankreich und Spanien zusammen. Dort kann man tagelang reisen, ohne einem Menschen zu begegnen.

Früher lebten im Inland nur die Buschneger, die mit Speer und Bumerang die Känguruhs, Emus und andere Steppentiere jagten. Känguruhs kennt Ihr doch sicher alle aus dem Zoo, nicht wahr? Der Emu sieht dem Vogel Strauß ähnlich. Dann sieht man hier und da auch





noch den Koalabär, der harmlos ist und wie ein Teddybär mit einer großen Nase aussieht. Er nährt sich hauptsächlich von den jungen Blättern der Eukalyptusbäume.

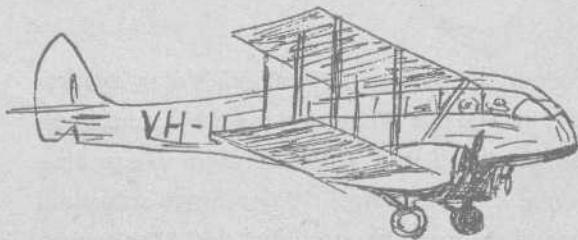
Der Bumerang ist ein fast rechteckig gebogenes flaches Stück Holz, das, richtig geworfen, wieder zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt. —

Die Buschneger haben eine animistische Religion, d. h. sie beten Naturgötter an, haben heilige Steine, Bäume und Berge. Heutzutage gibt es aber schon viele Christen unter ihnen. Diese Buschneger waren den nach und nach eindringenden weißen Siedlern gegenüber sehr feindlich gesinnt, und so mancher Weiße ist von ihnen ermordet worden.

Viele Weiße suchten nach Gold und Edelsteinen und anderen Schätzen. Die meisten aber richteten Rinderfarmen ein. Ihre Wohnstätten lagen oft viele Hunderte von Kilometern auseinander, und wenn der Regen kam, der das Land überschwemmte, waren sie oft monatelang vom Nachbarn abgeschnitten. Wenn sie es dann doch einmal versuchten, Lebensmittel zu beschaffen und nach Post zu fragen, waren sie oft tagelang mit Packpferden und einem Boot unterwegs. Besonders schlimm ist es natürlich, wenn jemand schwerkrank ist und einen Doktor braucht.



Ich las folgende wahre Geschichte: Ein 13jähriger Junge, der mit seinem Vater hinausgeritten war, um nach den Rindern zu sehen, die infolge der Dürre sich auf der Suche nach Futter und Wasser verlaufen hatten, mußte erleben, daß sein Vater auf dem Wege eine Lungenentzündung bekam und nicht weiter konnte. In seiner Angst ritt der Junge sofort die 100 km durch die straßenlose, weite, heiße Sandwüste nach Hause. Von dort brachen sie gleich mit einem leichten Pferdewagen auf, um den Vater zu holen, wozu sie 2 Tage brauchten. Gleichzeitig hatten sie aber auch einen Boten zu dem 300 km entfernt wohnenden Doktor geschickt, der natürlich bei den schlechten Wegeverhältnissen auch nur schlecht vorwärts kam und die Farm zu spät erreichte; der Vater war gerade gestorben. So geschah es nur zu oft. – In dieses weite, einsame Land hinein ritt um 1900 herum auf einem Kamel ein englischer Missionar. Er hieß John Flynn. Ihn bedrückte die Einsamkeit, seelische und körperliche Not dieser europäischen Pioniere und der Eingeborenen sehr, und er wußte, daß er ihnen nicht nur das Wort Gottes zu bringen hatte, sondern auch in ihren alltäglichen Nöten helfen mußte. So wurde von der Australien-Inland-Mission schon im Jahre 1906 in Oodnadatta eine Missionsschwester stationiert und im Jahre 1911 das erste Hospital eingeweiht. Andere folgten im Laufe der nächsten Jahre. – Schon um jene Zeit hatte John Flynn die Idee, daß man ein Flugzeug haben müßte, um den Leuten im Inland richtig helfen zu können. Aber damals gab es ja kaum Flugzeuge. Auch brauchte man einen billigen, transportablen Radio-Sender und Empfänger, um den Doktor rufen zu können. John Flynn sprach mit Technikern und Radio-Interessenten, aber keiner konnte ihm damals helfen. 1926 gelang es das erste Mal, mit einem Pedal-Radio, zu dem der nötige Strom mit einer Art Tretmühle erzeugt wurde, mit Morsezeichen eine Nachricht 1500 km weit zu senden. Die Pioniere, die sich ein solches Pedal-Radio anschafften, mußten nun morsen lernen, und am 21. Juni 1929 erhielt John Flynn die erste Nachricht aus dem ehemals stummen Inland Australiens. War er glücklich! Aber die Versuche zur Verbesserung des Apparates



gingen weiter! Obwohl alles noch sehr primitiv war, stationierte man schon 1928 in Cloncurry probeweise einen „fliegenden Doktor“. Sobald ein Hilferuf aus dem Inland die Station erreichte, stieg der Doktor, mit Medikamenten und

Instrumenten versehen, ins Flugzeug und versuchte die angegebene Wohnstätte zu finden. Oft wurde es Nacht, oder der Wohnplatz war so im Busch verborgen, daß die Leute ein Feuer anzündeten, um ihm ein Zeichen zu geben. In der Regenzeit war es oft schwer, ein trockenes Stück Land zu finden, wo er sein Flugzeug aufsetzen konnte. So manches Mal mußte er tiefe Flüsse durchwaten und viele Kilometer laufen, bis er sein Ziel erreichen und dann an Ort und Stelle ein gebrochenes Bein schienen oder eine dringende Operation ausführen konnte.

Von all diesem Dienst wußte man damals im übrigen Australien kaum etwas. Aber im Laufe der Jahre ist es so weit gekommen, daß es jetzt 8-10 Zentralen gibt, wo ein fliegender Doktor stationiert ist. Und Radio-Empfänger und Sender sind nun so weit entwickelt, daß die Kinder im Busch sogar Schulunterricht auf diesem Wege erhalten. Die große Stille des Inlands ist durchbrochen worden, auch wenn die Verbindungen auf dem Landwege noch viel zu wünschen übriglassen. Alles, was ich von diesen fliegenden Diktoren in Australien hörte und las, hat mich so beeindruckt, weil es zeigt, was ein Mensch vermag, der wirklich sein ganzes Leben für den Dienst hingibt, zu dem er berufen worden ist, der Gottes Gebot gehorcht und seinen Nächsten liebt wie sich selbst.

Herzlich grüßt Euch alle
Eure Schwester Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater.

Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgereggt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

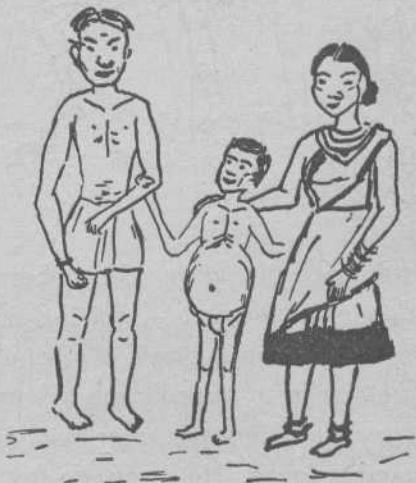


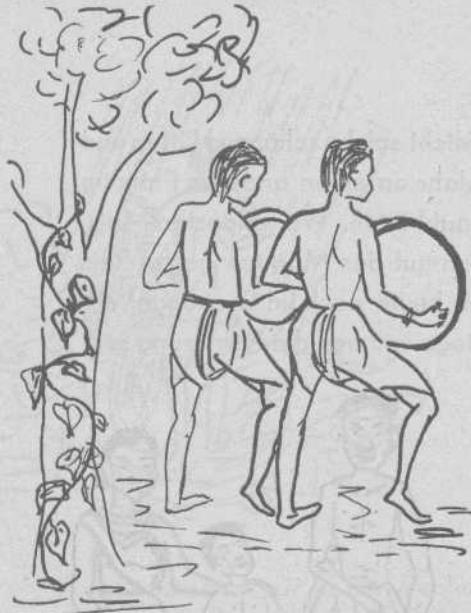
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehm-erde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

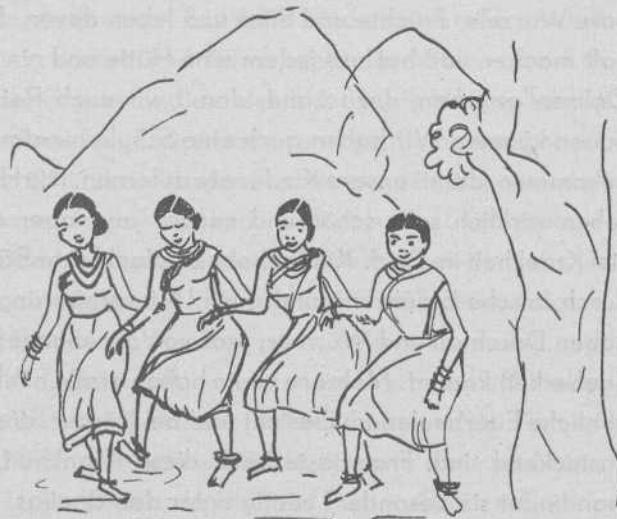
Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater.

Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

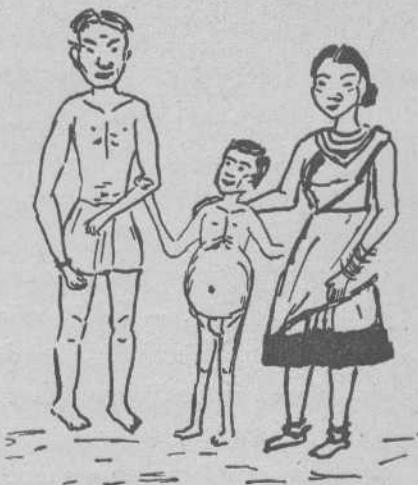


Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangal. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

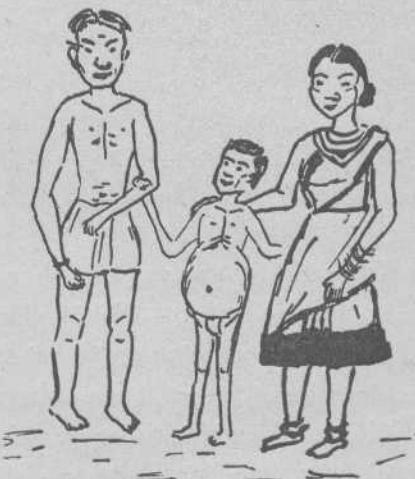


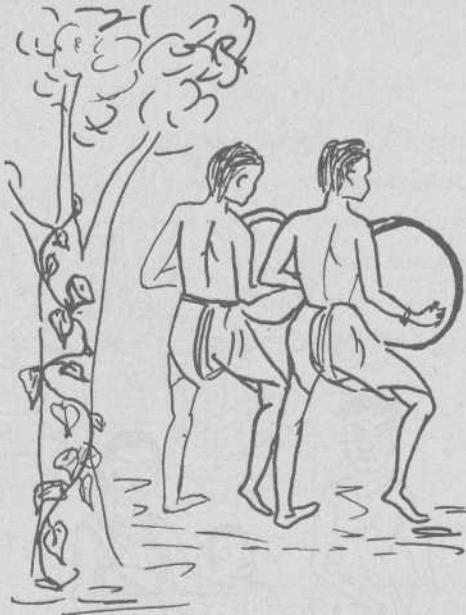
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgereggt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

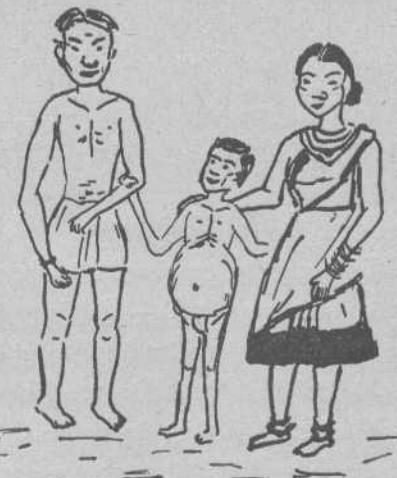


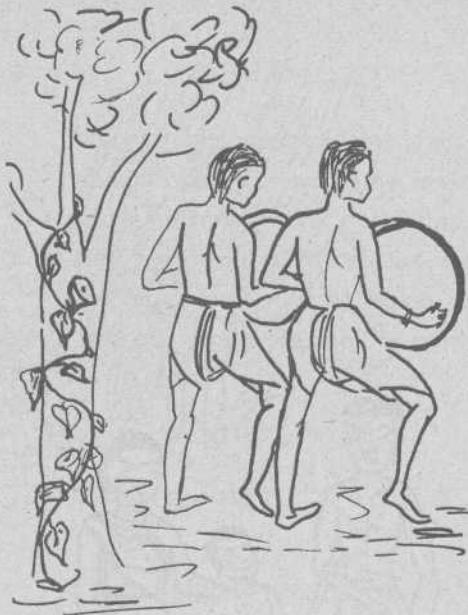
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euér Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

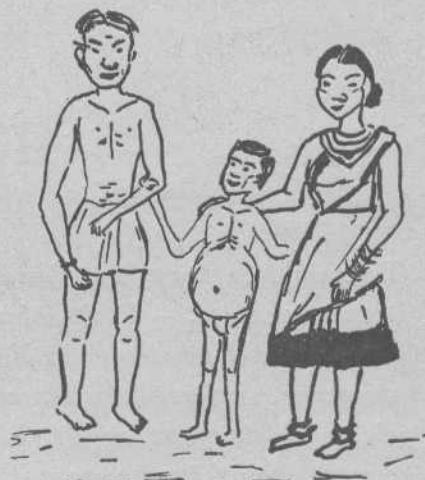


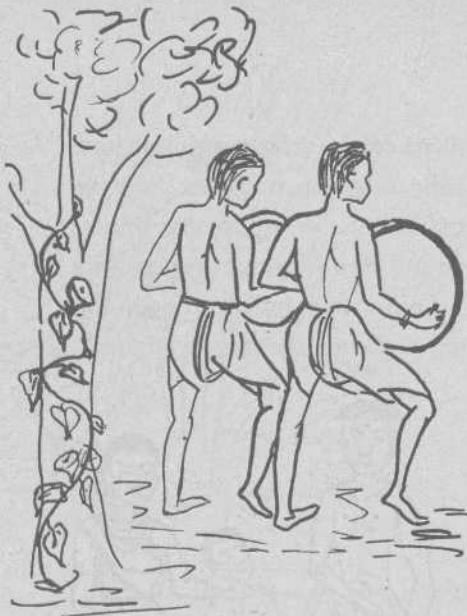
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnft? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehm-erde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glucksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

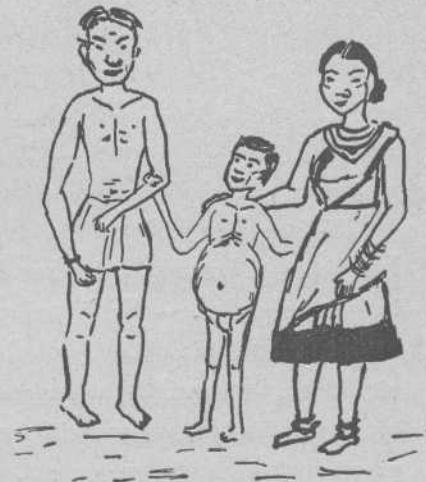


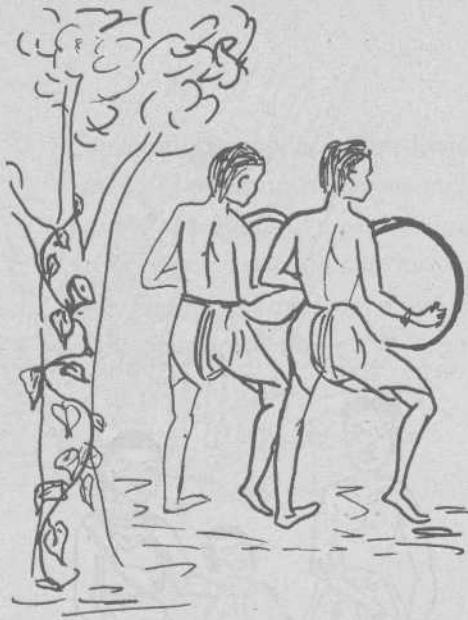
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegf unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

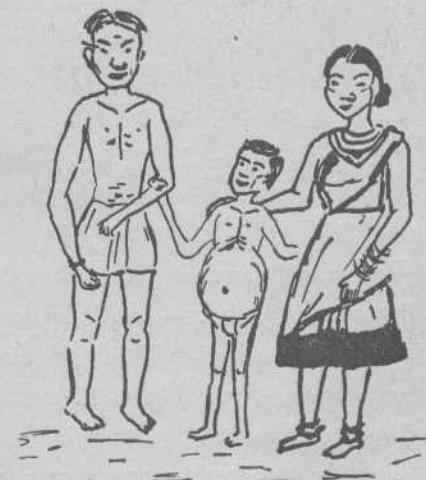


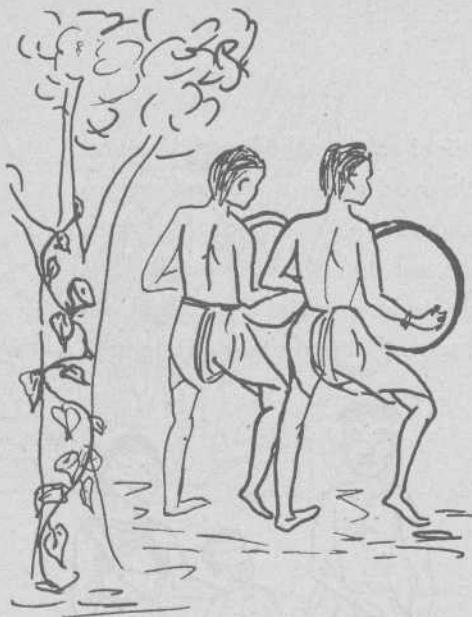
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*



Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Leonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

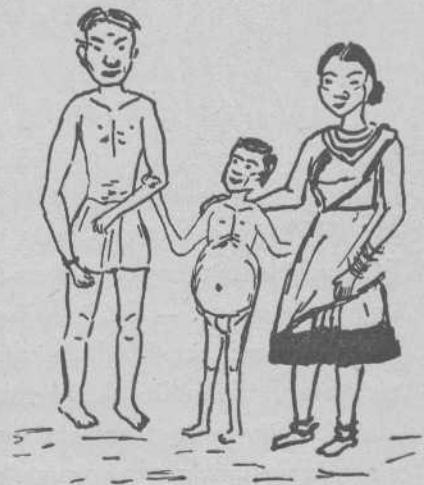


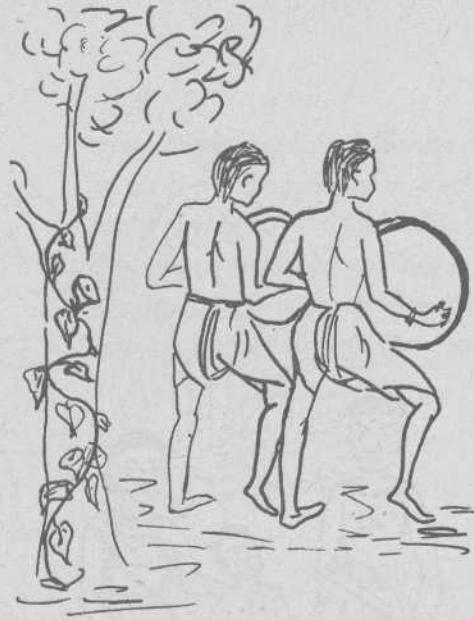
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangal. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregter ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

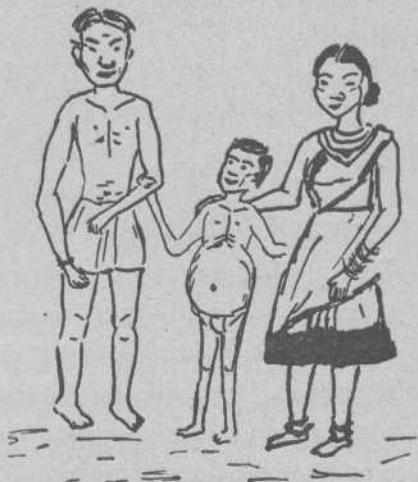


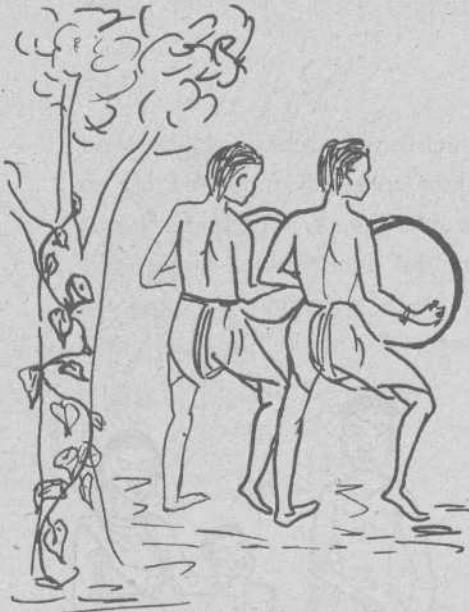
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangal. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

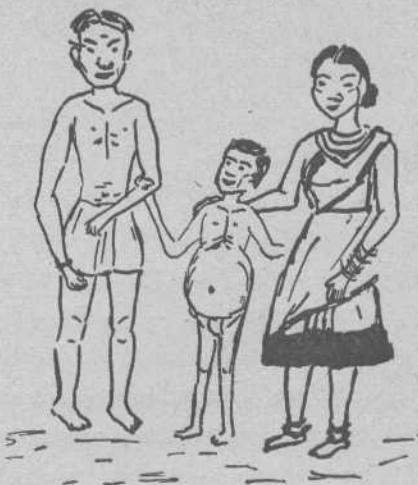


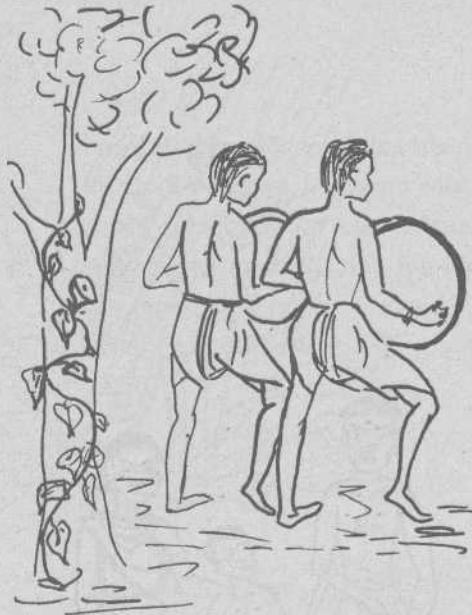
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Wege kommen wir in den Dschangal. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise könnten Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

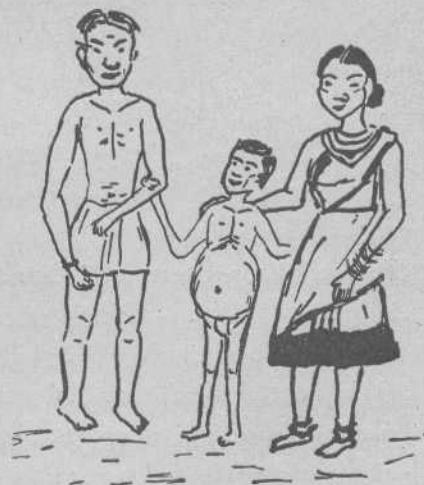


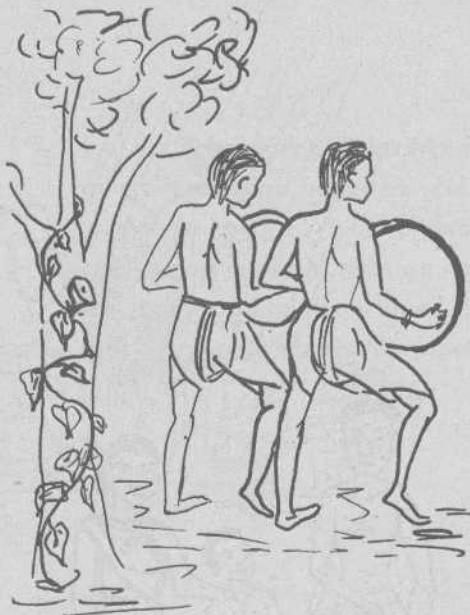
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehm-erde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

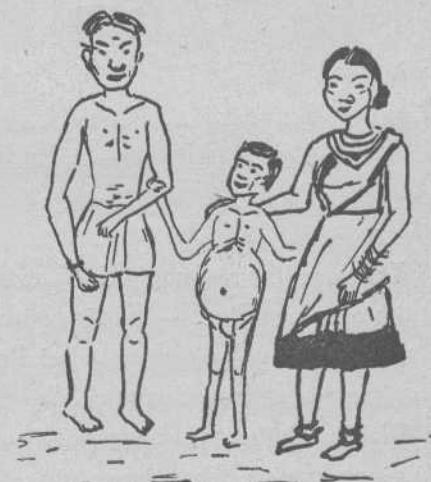


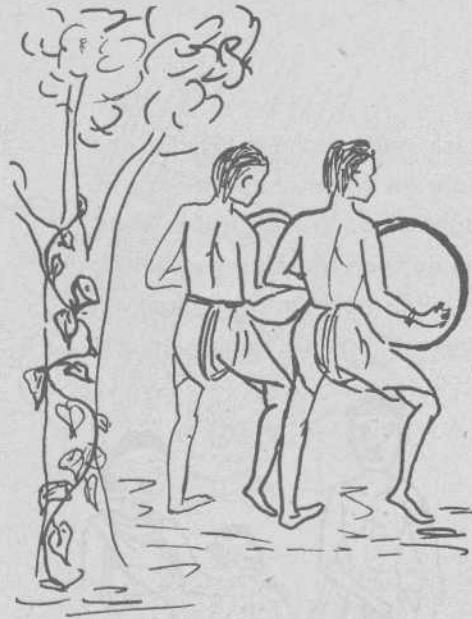
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehm-erde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

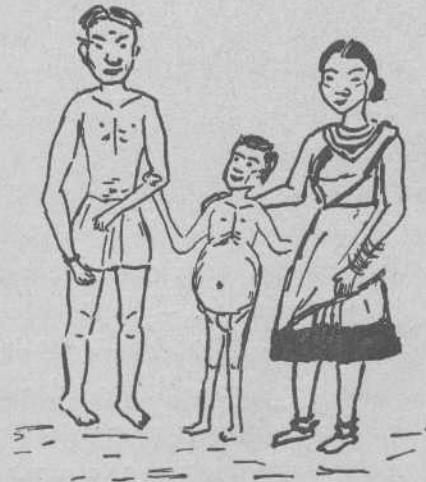


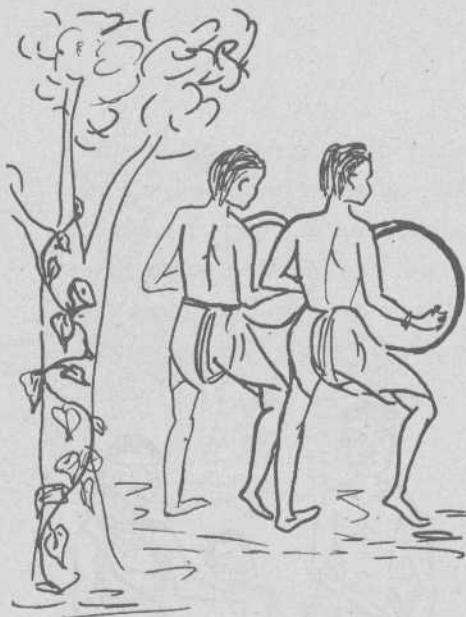
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehm-erde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf — wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein — und los ging es.

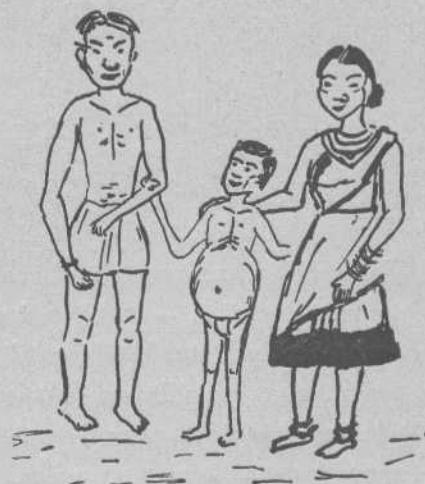


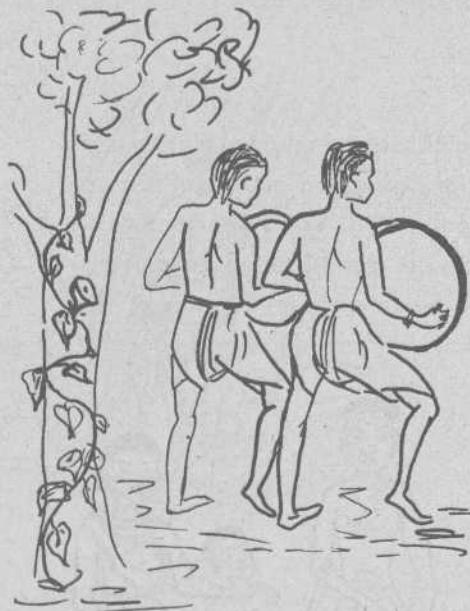
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangal. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

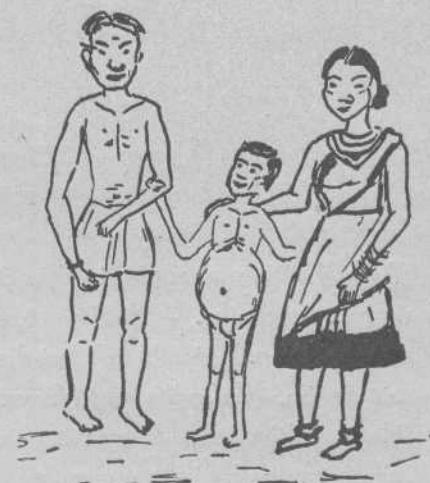


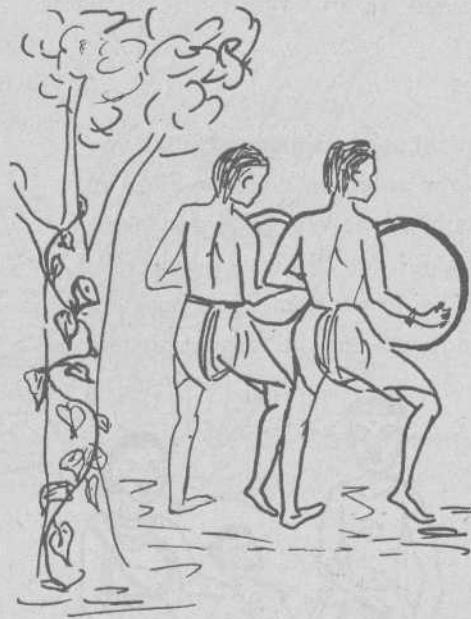
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 520 50; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 1083 05 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise könnten Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

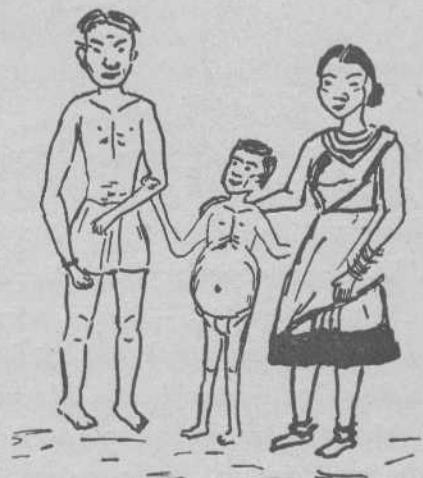


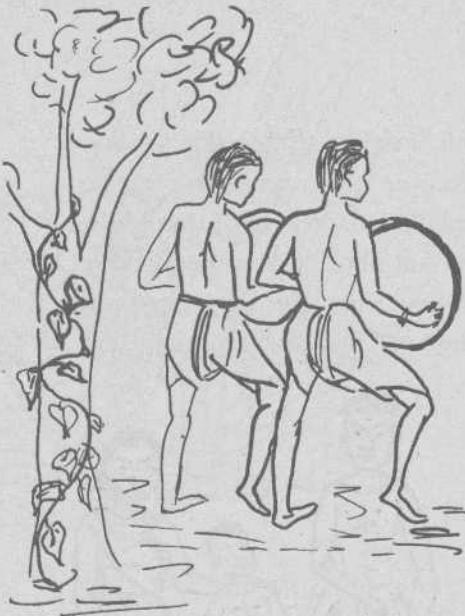
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangal. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf — wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein — und los ging es.

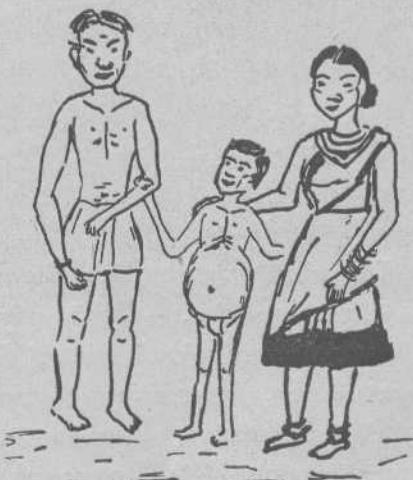


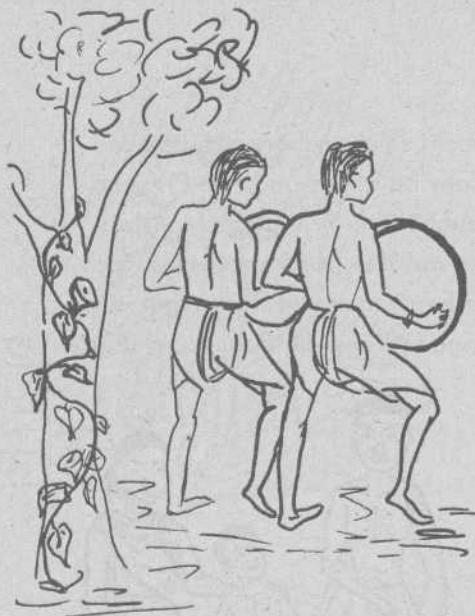
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangal. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaf, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

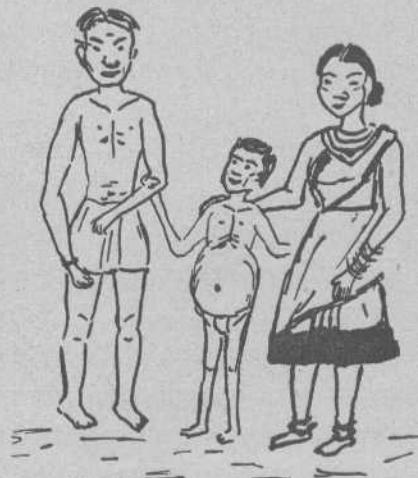


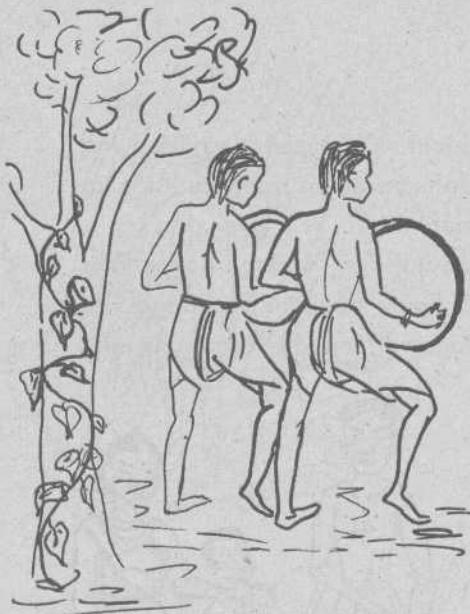
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangal. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

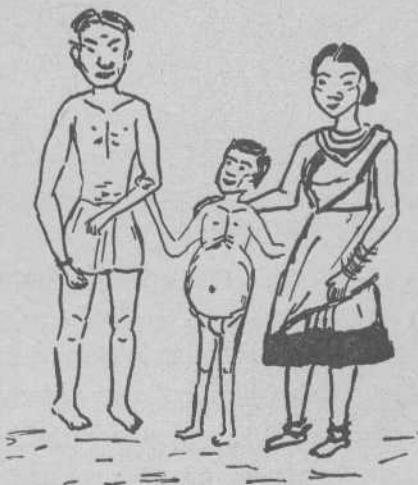


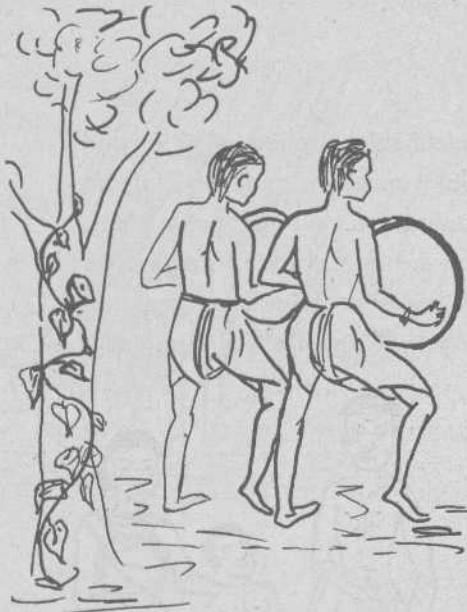
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

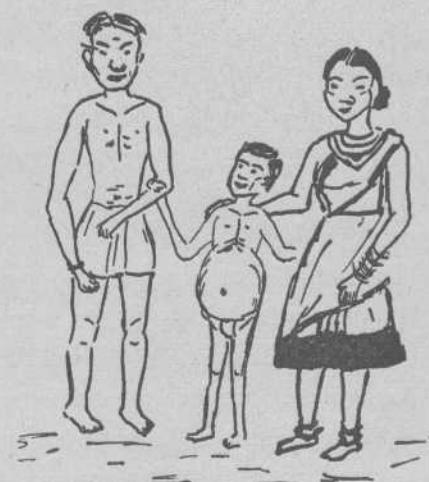


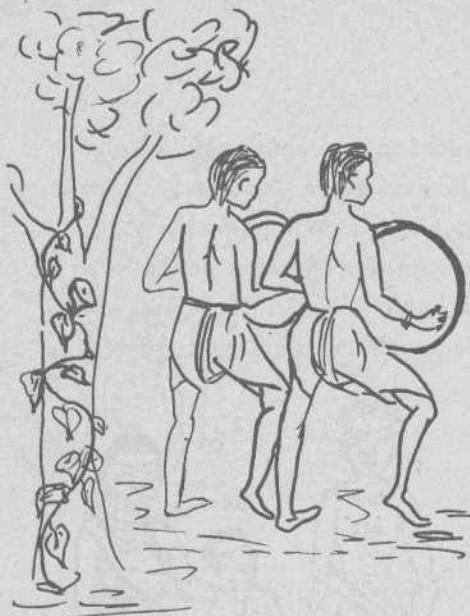
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räderfertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücken kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 520 50; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 1083 05 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgereggt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

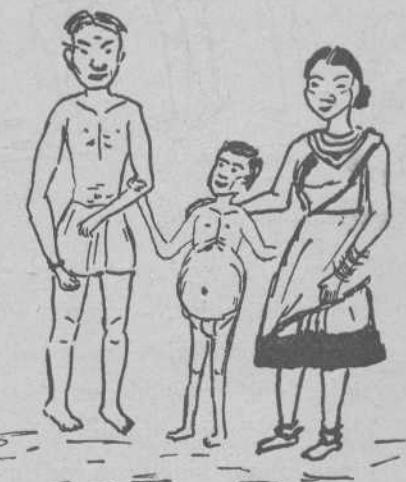


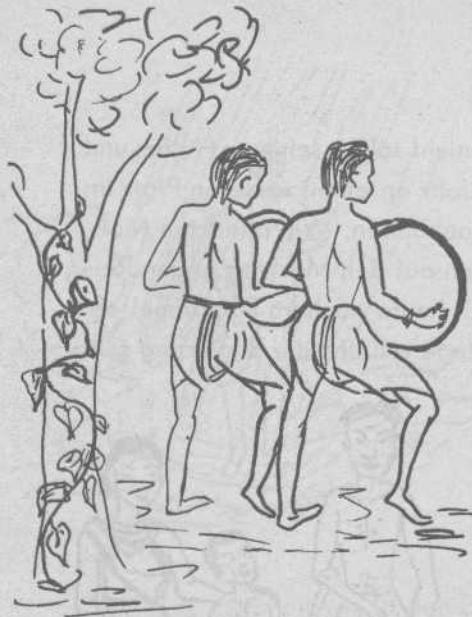
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glucksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen. Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren.“ Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

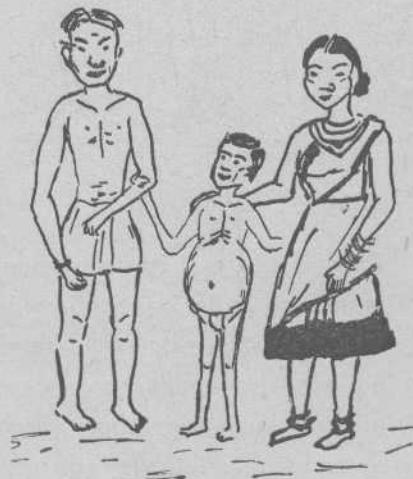


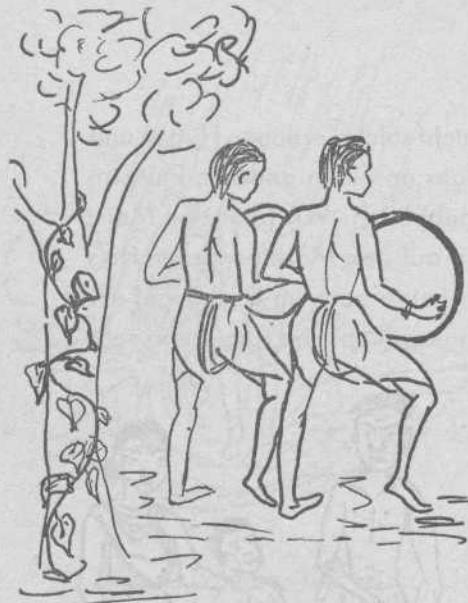
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen.“ Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wieder, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren.“ Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

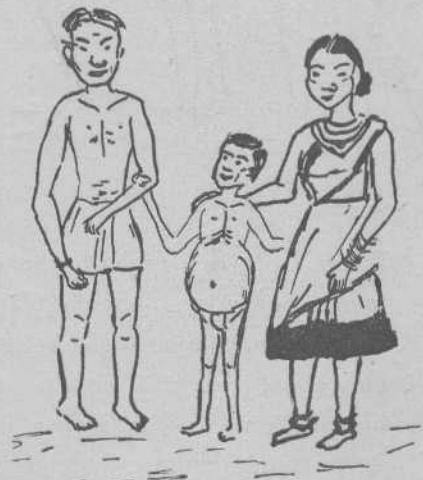


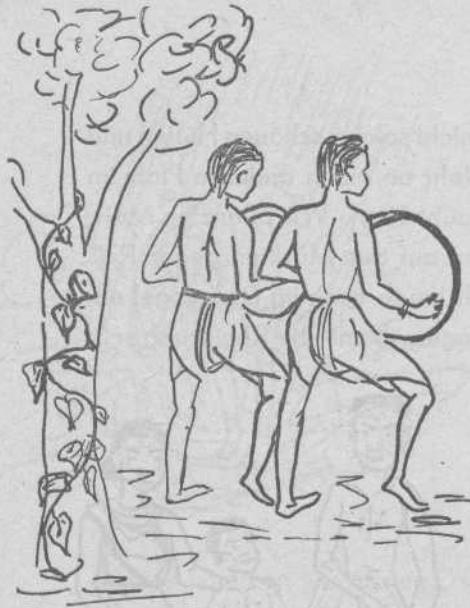
Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glucksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf.“ „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen.“ Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wieder, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

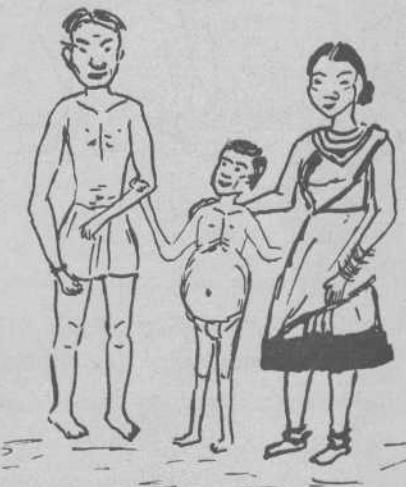


Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehm-erde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glucksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dorf hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf“. „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen.“ Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgeregt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten! dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

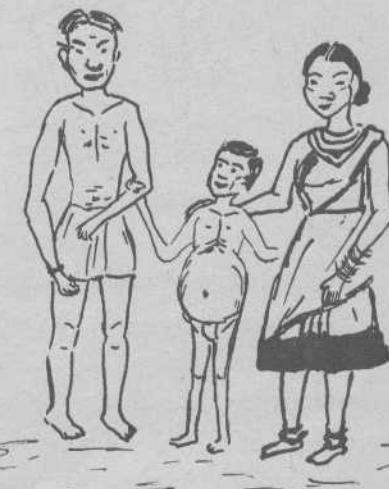


Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehmerde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glucksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf“. „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen.“ Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangal zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangal wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Amgaon, September 1959

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch nun endlich auch selbst wieder einmal einen Brief schreiben. Ich hoffe, daß Ihr Euch über den Brief von Dhirendoro Singh gefreut habt. Er kommt immer mal mit vorbei und holt etwas Fiebermedizin oder etwas Öl zum Einreiben für seinen Großvater. Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen, und gelbe Wassermassen wälzen sich den Fluß hinunter. Die tiefergelegenen Wege sind alle von den Nebenflüssen überschwemmt. Sogar die Fischer, die doch ihren Fluß gut kennen, sind heute nicht auf dem Wasser zu sehen. Auch der Fährmann hat seinen Dienst eingestellt, und keine Patienten können von der anderen Seite herüberkommen.

Bis hierher hatte ich geschrieben, als ganz aufgereggt ein Mann ins Hospital kam und zu mir sagte: „Sie müssen unbedingt gleich mit in unser Dorf kommen, meine Frau stirbt sonst. Sie hat heute morgen gar nichts gegessen und kann nur noch ganz schlecht Luft holen.“ „Wo liegt denn Euer Dorf?“, fragte ich ihn. Auf einen Berg in der Ferne zeigend, antwortete er: „Dort hinten am Fuße des Berges liegt unser Dorf – wir sind ja Bhuijas“ (ein Stamm ohne festen Wohnsitz), fügte er hinzu. „Gibt es denn auch einen Weg zu Eurem Dorf?“, fragte ich weiter. „Ja“, sagte er, „stellenweise können Sie sogar mit dem Rad fahren“. Wunderbare Aussichten dachte ich. Da wir nun gerade nicht viel zu tun hatten und ich schon immer gern mal zu den Bhuijas fahren wollte, machte Mathias schnell unsere Fahrräder fertig, ich packte Instrumente und Medizin ein – und los ging es.

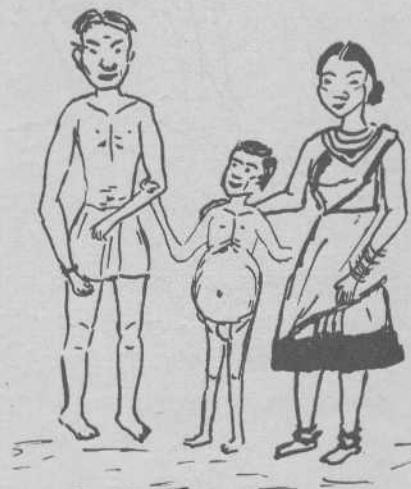


Ihr Kinder! Habt auch Ihr Eure Räder fertig, damit Ihr gleich mitkommen könnt? Fahrt nur nicht zu schnell, die Lehm-erde ist ziemlich glitschig. Um Dreck- und Wasserspritzer sorgt Euch ja nicht, das wird später alles wieder trocken und kann gewaschen werden.

Hoppla, da ist schon das erste Hindernis. Am Grenzfluß zwischen Bamra und Bonai steht das Wasser ca. 1 m über der Brücke und auf der Straße. Ein kleiner See ist entstanden. Tragt Eure Räder und geht langsam Schritt für Schritt hinüber. Unsere Sachen werden schon wieder trocken, es ist ja nicht kalt. — Nach ca. 10 km „guten“

Weges kommen wir in den Dschangel. Überall glücksen kleine Bächlein, wo vorher nur Sand und Steine waren. Oft müssen wir absteigen und das Fahrrad eine Strecke tragen. Ich frage unseren Führer nach ungefähr 2 Stunden: „Wie weit ist es denn noch?“ „Oh, nur noch 3 km“, sagt er. Jetzt hört aber der Weg ganz auf — jetzt müssen wir auf schmalen Feldrainen zwischen den Reisfeldern, die alle unter Wasser stehen, balancieren. Kommt Ihr Euch nicht auch wie Seiltänzer vor? Noch eine ganze Stunde vergeht, ehe der Mann endlich sagt: „Dort hinten, wo die neuen Hütten stehen, da ist unser Dorf“. „Gott sei Dank“, füge ich dazu. Wie mag es der Frau gehen? Ihr Zustand ist noch unverändert. Sie sitzt auf dem Boden der Hütte und ringt nach Luft. Ich untersuche sie schnell und gebe ihr eine Injektion. Danach fühlt sie sich etwas besser. Dann dauert es auch gar nicht mehr lange, da sind zwei ganz, ganz kleine Kinder geboren. Eins davon ist tot, aber das andere schreit dafür um so kräftiger. Die Freude ist groß. Nachdem sich die Frau etwas erholt hat und ich ihr noch Medizin für die nächsten drei Tage gegeben habe, können wir wieder an den Heimweg denken. Aber wir wollen uns doch erst noch etwas im Dorf umsehen. Der Dorfhaupt-

ling Mohon Pradhan-Bhuija erzählt uns: „Früher hatten wir nicht solche schönen Hütten und wohnten auch nicht an einer Stelle. Wir zogen fast jedes Jahr an einen anderen Platz im Dschangel, holzten uns ein Stück ab und bauten kleine Laubhütten. Wir pflanzten Mais, Gurken, Kürbis und anderes Ranken-Gemüse, das wir dann auf den Märkten gegen Reis eintauschten. Außerdem sammelten und sammeln wir auch heute noch im Dschangel eßbare Wurzeln, Früchte und Pilze und leben davon. Heutzutage will uns die Regierung seßhaft machen und hat uns jedem eine Hütte und ein Paar Ochsen gegeben, dazu Land, damit wir auch Reis anbauen können. Wir haben auch eine Schule hier im Dorf bekommen, damit unsere Kinder etwas lernen.“ Die Hütten sehen wirklich sehr schön und sauber aus, aber es ist viel Krankheit im Dorf. Kinder haben aufgeblähte Bäuche durch falsche Ernährung und auch Unterernährung. Sie haben Durchfall und Würmer, was von der mangelnden Sauberkeit kommt. Mehrere Leute haben große himbeerähnliche Eiterbeulen im Gesicht und am Körper, die sehr ansteckend sind. Frambösie heißt diese Krankheit, und man findet sie besonders häufig unter den Bhuijas. Penicillin-Injektionen helfen sehr gut bei dieser Krankheit, und da ich welche mitgebracht habe, mache ich gleich jedem eine Spritze. Beinahe das ganze Dorf schaut interessiert zu und liefert Kommentare. An einer Hüttenwand sehe ich eine Trommel hängen, die fast so flach wie ein Tamburin ist. Ich frage auch gleich den Alten: „Trommelt und tanzt Ihr auch?“ „Ja, natürlich“, sagt er, und es dauert auch gar nicht lange, da haben sich ein paar junge Männer hingestellt, die uns ein Lied mit Trommelbegleitung singen. Es ist ein recht trauriges Lied und handelt von





einem Mann, der auszog, einen Tiger zu bekämpfen und dabei sein Leben lassen mußte. Es spiegelt so recht den Kampf ums Dasein wider, den diese Leute hier im Dschangel zu führen haben. Die Mädchen, angelockt vom Klang der Trommeln, kommen auch und machen gleich ein paar



Tanzschritte, erst zaghaft, aber dann immer bewegter. — Schön wäre es, wenn wir noch eine Weile bei diesen einfachen, freundlichen Menschen bleiben könnten, aber wir haben einen langen Heimweg vor uns.

Zum Schluß frage ich noch: „Wo ist denn Euer Gott, zu wem betet Ihr, wenn Ihr in Not seid?“ „Wir haben keine Götterbilder“, antwortet der Alte. „Wir beten die Bäume und Früchte unseres Waldes an und die Geister, die im Dschangel wohnen.“ Wie arm! Sie wissen nichts von Jesus Christus. Man müßte bei ihnen bleiben können und ihr Leben teilen und ihnen von Christus erzählen. — *Betet auch Ihr für einen Weg zu den Herzen dieser Menschen.*

Herzlich grüßt Euch Eure Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Amgaon – Mai 1959

Liebe Kinder in Deutschland!

Schwester Ilse hat mir gesagt, daß bei Euch so viele auf einen Brief von ihr warten. Da sie jetzt nicht viel Zeit hat, frage sie mich, ob ich Euch nicht einmal schreiben will. Ich kann zwar Eure Sprache nicht, aber ich gehe schon drei Jahre zur Schule, da will ich alles in Oriya aufschreiben, und Schwester Ilse wird es für Euch übersetzen. Ich heiße Direndhoro Kumar Singh und wohne in Amgaon. Ich bin jetzt 9 Jahre alt. Als ich 6 Jahre alt war, schickte mich mein Vater zur Schule. Er sagte es sei gut, wenn man Lesen und Schreiben lernt. Bei uns gehen nämlich nicht alle Kinder zur Schule. Es machte mir viel Freude zu lernen; aber eines Tages konnte ich nicht mehr erkennen, was der Lehrer an die Tafel schrieb. Auch wenn ich im Buch lesen wollte, verschwamm mir alles vor den Augen. Mein Vater nahm mich dann mit ins Krankenhaus und zeigte mich der Schwester. Sie sagte, ich müßte operiert werden, und dazu müßten wir in eine große Stadt fahren, entweder nach Cuttack oder nach Calcutta. Das ist sehr weit – beinahe 500 km – und kostet sehr viel Geld. Deswegen verschoben wir es immer wieder, und meine Augen wurden immer schlechter. Ich konnte gar nicht mehr zur Schule gehen und auch nicht mehr draußen spielen. Traurig saß ich zu Hause. Als Dr. Bischoff ins Hospital kam, nahm mich mein Vater noch einmal mit hin und zeigte ihm meine Augen. Der Doktor sagte, er könne sie ope-



rieren, wollte es aber erst nur mit einem Auge versuchen. Ich hatte furchtbare Angst, aber ich wollte ja auch gern wieder sehen. Am Operationstag bekam ich eine Medizin, von der ich sehr müde wurde und einschlief. Als ich wieder aufwachte, waren meine Augen verbunden, und ich hatte Schmerzen. Mein Großvater war bei mir und sagte, es sei alles vorbei, ich brauchte keine Angst mehr zu haben. Da war ich sehr froh. Als nach ein paar Tagen der Verband abgenommen wurde, konnte ich schon einen Lichtschimmer sehen, und nach und nach konnte ich auch Bäume, Häuser und Menschen erkennen. Da wurden wir alle sehr glücklich. Später bekam ich auch eine Brille, die Christen aus Deutschland geschickt hatten, und ich konnte wieder in die Schule gehen. – Nach einem halben Jahr wurde auch das andere Auge noch operiert, und jetzt kann ich wieder so wie alle Kinder sehen. Da könnt Ihr Euch denken, daß wir sehr dankbar sind, daß das Krankenhaus der Gossner-Mission hier in Amgaon ist. Viele Leute kommen aus weit entfernten Dörfern hierher und lassen sich im Hospital behandeln.

Wenn wir Besuch bekommen, führen wir ihn auch immer zum Hospital und zeigen ihm alles. Es ist auch so interessant, was es da alles zu sehen gibt. Viele Kinder weinen sehr, wenn sie eine Spritze bekommen. Wenn sie aber tapfer waren, dann schenkt ihnen Schwester Ilse ein Bild. Ich habe auch schon eins bekommen und es zu Hause an die Wand geklebt. Meistens kann man den Leuten schon ansehen, wo sie ihre Schmerzen haben. Neulich kam eine Frau, die hatte auf der Stirn ein richtiges Muster von Brandmalen. Ein Junge hatte





Zahnschmerzen, und bei ihm hatten sie das Brennen auf die Backe gesetzt. Gegen Zahnschmerzen kann man von unserem Dorfdoktor auch ein besonderes Stückchen Holz bekommen, das er mit einem Bändchen umwickelt und am Ohr festbindet. Als ich Augenschmerzen hatte, hat mich mein Großvater auch an den Schläfen mit dem Eisen gebrannt. Dazu nahm er ein

Eisenstäbchen, machte es über einer Flamme ganz glühend rot und setzte es ganz schnell und kurz auf die Schläfe, drei- oder viermal, ich weiß es nicht mehr genau. Ich weiß auch gar nicht mehr, ob es eigentlich weh getan hat. Die Leute sagen ja, wenn es zischt und nicht weh tut, dann hilft es; schmerzt aber das Aufsetzen, dann hilft es nicht.

Babies bekommen oft allerhand kleine Stückchen Holz, Steine oder Wurzeln um den Hals gebunden, die sie vor dem bösen Blick und Krankheiten bewahren sollen. Schwester *Ilse* lacht dann immer und sagt: „Was soll das, hat es denn geholfen? – Werft es doch weg.“ Da lachen die Leute auch, aber sie werfen es doch nicht weg, weil sie Angst vor den bösen Geistern haben.

Gestern abend brachten Leute einen zwölfjährigen Jungen ange tragen. Sie gehören zu dem Stamm der Bhuijas und kamen aus dem tiefsten Dschangel. Sie waren schon zwei Tage zu Fuß unterwegs. Die Eltern warfen sich gleich vor Schwester *Ilse* in den Staub und flehten weinend: „O Gott! Mach' unseren Sohn gesund. Zwei Monate ist er schon krank. Irgend jemand muß ihm diese Krankheit angehext haben. Wir haben schon alle unsere eigene Medizin ausprobiert und haben auch unserem Priester eine Ziege und mehrere Hühner geopfert; aber nichts hat genützt, die Krankheit ist nur noch schlimmer geworden. Auf dem Markt haben Leute zu uns gesagt: ‚Nehmt doch Euren Jungen nach Amgaon, da wird er bestimmt gesund‘.



Da haben wir uns auf den Weg gemacht. Nun legen wir unseren Jungen in deine Hände, tue mit ihm, was du willst."

Das linke Bein des Jungen war zweimal so dick wie das rechte. Schwester Ilse hat es dann geschnitten, und da kam viel, viel Eiter heraus, ein halber Eimer voll. Wir und die anderen Patienten standen alle herum und sahen zu. Alle staunten, und der Junge war froh, daß seine Schmerzen nachließen.

Als die Eltern Schwester Ilse dankten, antwortete sie, sie sollten nicht ihr danken, sondern dem Herrn Jesus Christus, der sie nach Amgaon geschickt hätte, um ihnen zu helfen. Sie sagte, Jesus Christus sei auch Herr über die bösen Mächte, und er verlangte keine Opfergaben wie Hühner und Ziegen. Er hilft allen Menschen, weil er sie lieb hat.

Das habe ich mir gut gemerkt, denn auch ich muß ja dem Herrn Jesus Christus dankbar sein, daß ich wieder sehen kann. Wir wissen noch nicht viel von Eurem Glauben, aber Schwester Ilse hat mir ein Büchlein gegeben, in dem von ihm geschrieben ist; das lese ich jetzt.

Ich grüße Euch mit „Namaskar!“ („Glück und Heil“)

ଅଇରେନ୍ଦ୍ର କୁମାର ସିଙ୍ହ

Euer. Direndhoro Kumar Singh

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050;
Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 61

September 1958

Liebe Kinder!

Besinnt Ihr Euch noch auf den letzten Brief, in dem ich Euch vom Buddhismus in Tibet erzählte?

Denkt einmal, kurz darnach fuhr ich von Darjeeling nach Gangtok in Sikkim und erfuhr noch eine ganze Menge über dieses merkwürdige Land, was Euch sicher auch interessiert.

Einige von Euch sind doch sicher schon im Gebirge gewesen und wissen, wie tiefe Täler mit hohen Bergen abwechseln. Das ist auch hier im Himalayagebirge so. Als wir von Darjeeling noch Gangtok fahren wollten, mußten wir erst von 2300 m Höhe in steilen Haarnadelkurven bis zu 200 m hinunterfahren, dort einen wilden Gebirgsfluß überqueren und drüber wieder bis zu 1700 m hinaufklettern. Wir fuhren durch Urwald mit vielen Schlingpflanzen und wilden Orchideen und sahen am Wege auch ein paar Affen. In einem größeren Dorf war gerade Markt. Gemüse, Stoffe und viele andere lebensnotwendige Dinge wurden feilgeboten. Besonders interessierte mich der Medizinmann, der den Kauflustigen Bärenklauen, getrocknete Fischköpfe, Hasenschwänze, alle möglichen Pulver und Kräuter und sogar Menschenknochen als Heilmittel für ihre Krankheiten anbot. Natürlich sollten sie die Knochen,

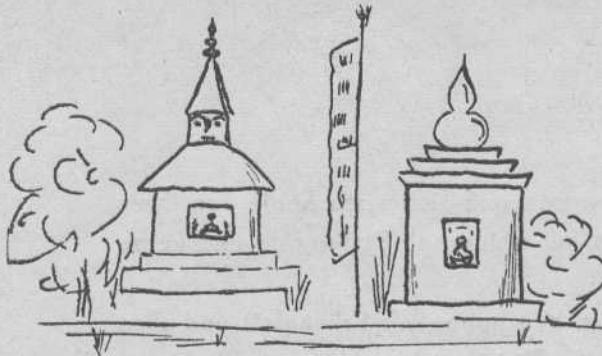


Bärenklauen usw. nicht essen, sondern als Amulette gegen die bösen Geister, die die Krankheiten verursachen, umbinden. Ich fühlte mich ins Mittelalter zurückversetzt. Es ist so eine ganz andere Welt. Könnt Ihr Euch vorstellen, daß es in einem Land mit ungefähr vier Millionen Menschen kein Hospital gibt? Wenn die Menschen dort krank werden, holen sie einen Priester aus einem der Klöster, der dann vor dem Kranken die Gebete an den Gott der Medizin liest und eine Art Geisterbeschwörung veranstaltet, die den Kranken von den Krankheits-Dämonen befreien soll.

Als wir weiterfuhren, begegneten wir einer Maultier-Karawane, die aus dem Tibet kam und auf dem Wege nach Kalimpong war. Voran ging das Leittier mit einem wunderbaren Kopfschmuck aus dicker roter Wolle. Darnach folgten, eins hinter dem anderen, noch eine ganze Menge Maultiere — alle beladen mit Wolle und Fellen. Daneben ritten die Karawanenführer. Sie erzählten uns: „Wir kommen aus Lhasa, der Hauptstadt Tibets, und sind schon drei Wochen unterwegs. Auf gefährlichen Wegen sind wir geritten, vorbei an steilen Abgründen, immer in der Angst, daß eins unserer Tiere straucheln und uns mit in den Abgrund ziehen würde. Wir mußten hohe schneebedeckte Gebirgspässe überklettern. Dann führte uns unser Weg über windumbraustes Flachland und durch reißende Gebirgsflüsse. Nun sind wir glücklich ohne Verluste bis hierher gekommen. Wir haben aber auch an jeder besonders gefährlichen Stelle, wo meistens Chorten errichtet waren, den Geistern und Dämonen geopfert, damit sie uns auch weiterhin auf der Reise gnädig sein möchten.“

(Die Chorten sind eine Art Tempelchen oder auch Grabmäler, die die Asche von Heiligen enthalten und hier und da am Wege errichtet werden. In vielen Tempeln ist ein Fenster angebracht, mit einer kleinen Buddha-Figur dahinter).





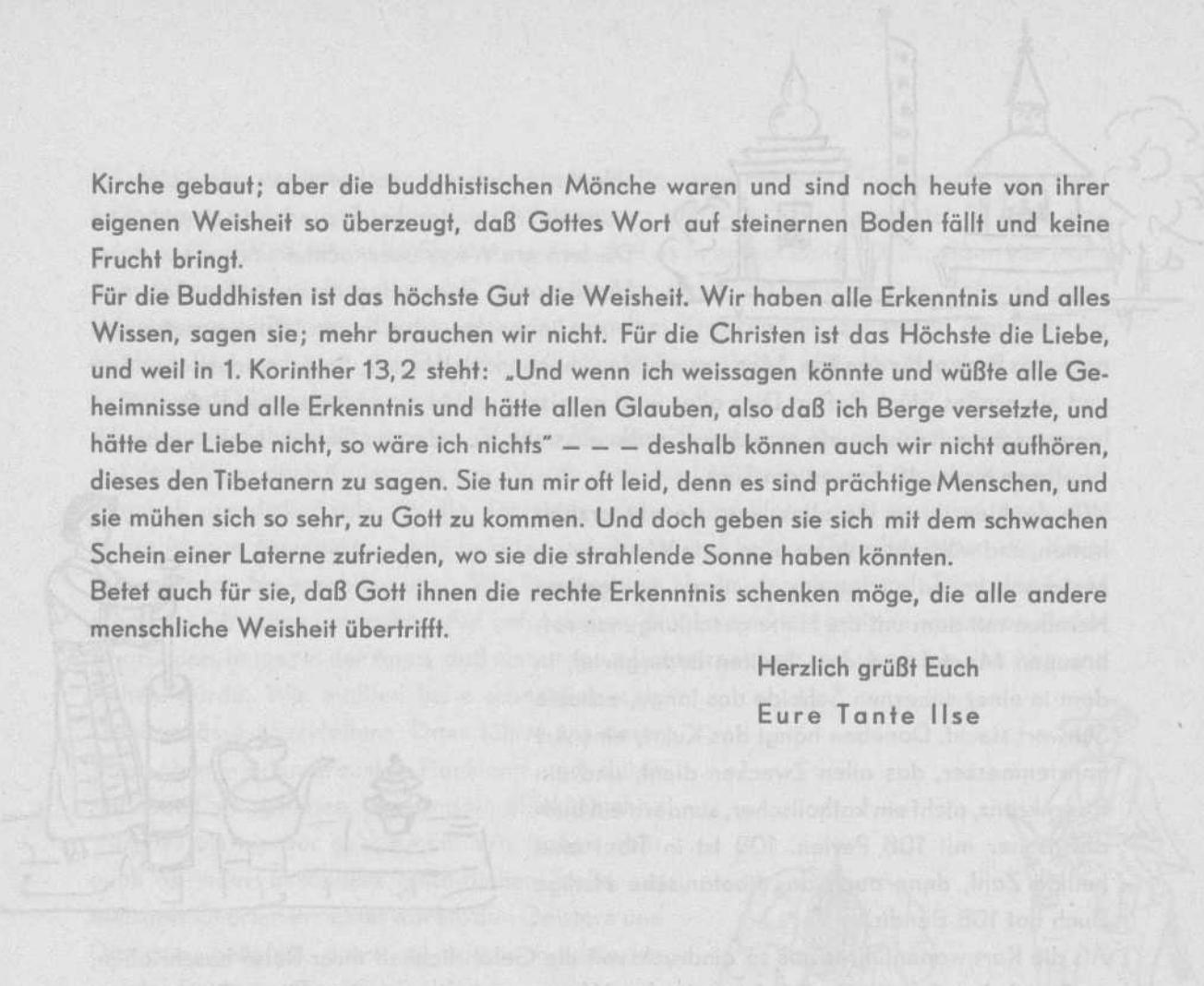
„Nachts haben wir, so berichten uns die Karawanenführer weiter, bei Freunden in den kleinen Dörfern am Wege übernachtet und uns von der Hausfrau mit dem guten tibetanischen Tee, den wir so lieben, bewirten lassen.“ (Sie verrieten uns

auch das Rezept für den Tee. Man braucht dazu kochendes Wasser, Soda, chinesischen Tee und ein großes Stück Butter. Dies alles wird gemischt und in einem hölzernen Butterfaß so lange gestampft, bis es wie eine dicke Suppe aussieht. Von diesem Gebräu trinken manche Tibetaner bis zu 40 Tassen am Tag).

Wir dankten ihnen für alles, was sie uns erzählt hatten, und wünschten ihnen eine gute Weiterreise. Malerisch sahen sie ja aus, in ihren goldgelben Hemden mit dem um die Hüfte geschlungenen rotbraunen Mantel und dem breiten Ledergürtel, in dem in einer silbernen Scheide das lange, scharfe Schwert steckt. Daneben hängt das Kukri, eine Art Fahrtenmesser, das allen Zwecken dient, und ein Rosenkranz, nicht ein katholischer, sondern ein buddhistischer mit 108 Perlen. 108 ist in Tibet eine heilige Zahl, denn auch das tibetanische Heilige Buch hat 108 Bände.

Als die Karawanenführer uns so eindrucksvoll die Gefährlichkeit ihrer Reise beschrieben, mußte ich daran denken, wie auf den gleichen Wegen – oft unter noch größeren Strapazen – im 17. und im 18. Jahrhundert christliche Missionare nach Tibet gezogen sind. Sie haben auch dort die Frohe Botschaft verkündigt, ja sogar im Jahre 1725 in Lhasa eine christliche





Kirche gebaut; aber die buddhistischen Mönche waren und sind noch heute von ihrer eigenen Weisheit so überzeugt, daß Gottes Wort auf steinernen Boden fällt und keine Frucht bringt.

Für die Buddhisten ist das höchste Gut die Weisheit. Wir haben alle Erkenntnis und alles Wissen, sagen sie; mehr brauchen wir nicht. Für die Christen ist das Höchste die Liebe, und weil in 1. Korinther 13,2 steht: „Und wenn ich Weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts“ — — — deshalb können auch wir nicht aufhören, dieses den Tibetanern zu sagen. Sie tun mir oft leid, denn es sind prächtige Menschen, und sie mühen sich so sehr, zu Gott zu kommen. Und doch geben sie sich mit dem schwachen Schein einer Laterne zufrieden, wo sie die strahlende Sonne haben könnten.

Betet auch für sie, daß Gott ihnen die rechte Erkenntnis schenken möge, die alle andere menschliche Weisheit übertrifft.

Herzlich grüßt Euch

Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 22050;
Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64, Postscheckkonto: Hannover 108305 • Druck: Buchdruckerei Walter Barlos, Berlin SW 61

Liebe Kinder!

Was meint ihr wohl, aus welcher Gegend Indiens diese drei Mädchen stammen? Sie kommen aus dem hohen Norden, aus dem Himalaya-Gebirge. Das erste Mädchen mit dem quergestreiften Gewand wohnt in dem Land Bhutan, das zweite Mädchen gehört nach Nepal und das dritte hat sein Heim in Tibet. Alle drei sind Buddhisten, d. h. sie glauben an Buddha. Habt ihr schon einmal von ihm gehört? Er wurde als Prinz im 6. Jahrhundert vor Christus in Nepal geboren. Sein Name war Gautama. Buddha wurde er erst später genannt, d. h. soviel wie ‚der Erleuchtete‘. Der Prinz war schon als Kind traurig darüber, daß es in dieser Welt soviel Sorgen, Krankheit und Tod gibt. Als er 29 Jahre alt war, verließ er alles, seine Frau und Kinder, sein Haus usw. und wurde ein Büßer (eine Art Mönch). Aber nach mehreren Jahren sah er ein, daß das nicht der richtige Weg war, die Welt zu verbessern. Als er sinnend unter einem Pipalbaum saß, kam ihm plötzlich eine Erleuchtung, und er begann den Leuten davon zu erzählen. Er sagte, es wäre nicht der richtige Weg, allen Freuden der Welt abzusagen und als Büßer zu leben; es wäre aber auch nicht richtig, immer im Überfluß zu leben – alle Menschen sollten den goldenen Mittelweg gehen, und dazu würde ihnen der achtfache Weg helfen . . . Wer diesem achtfachen Weg folgt, kann seine eigene Seligkeit erarbeiten. Dieser Weg gefiel den Leuten, und immer mehr Menschen





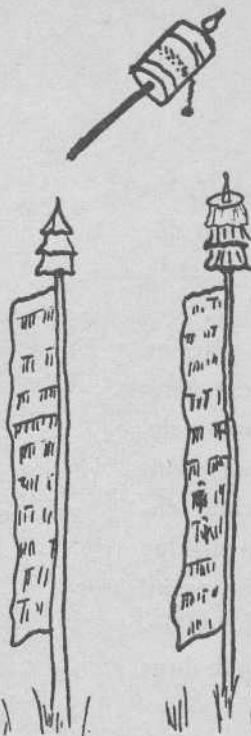
in Indien wurden Buddhisten. Aber bis nach Tibet über das Himalaya-Gebirge war seine Lehre noch nicht gedrungen. Dort glaubten sie immer noch nur an gute und böse Geister. Erst als im 7. Jahrhundert ein mächtiger König dort herrschte, der zwei Frauen heiratete, eine aus China und eine aus Nepal, die beide Buddhisten waren, kam die erste Kunde von Buddha in diese entlegene Welt. Song Tsen Gampo, so hieß dieser König, wurde ein begeisterter Buddhist und sandte sogar mehrere gelehrte Männer nach

Indien, die für Tibet eine Schrift ausarbeiten mußten, damit die buddhistischen heiligen Bücher auch in die tibetanische Sprache übersetzt werden konnten.

Im Jahre 777 v. Chr. ungefähr wurde das erste buddhistische Kloster in Tibet gegründet, und heutzutage ist dort jeder 4. Mann ein Mönch. Der oberste der Mönche in Tibet und gleichzeitig der König ist der Dalai Lama. Bei seinem Namen bricht man sich beinah die Zunge ab. Er heißt nämlich: Getson Ngwang Lobsang Tengin Gyapso Sisunwangyr Tshungpa Mapai Dhepal Sangpo – was man ungefähr so übersetzen kann: der Heilige, die barmherzige Herrlichkeit, gewaltig in Rede, rein in Gedanken, mit göttlicher Weisheit, Besitzer des meerumspannenden Glaubens.

Die Buddhisten glauben, daß im Dalai Lama der barmherzige Buddha selbst auf die Erde kommt. Wenn ein Dalai Lama stirbt, dann ziehen die Mönche aus, um unter den Kindern des Landes den neuen Dalai Lama zu suchen. Das Kind muß bestimmte Zeichen am Körper haben, z. B. Flecke wie ein Tigerfell an seinen Beinen, große Ohren, zwei Fleischwülste in der Nähe des Schulterblattes, die das zweite Paar Hände des Buddha darstellen sollen. Außerdem muß der ausgesuchte Junge Sachen erkennen, die dem vorherigen Dalai Lama gehört haben. Wenn dies alles zutrifft, dann wird das Kind nach Lhasa, in die Hauptstadt Tibets, gebracht und





nur von Priestern erzogen. Der jetzige Dalai Lama ist der 14., und ich kann mich noch ganz genau besinnen, im Jahre 1938 in der Zeitung gelesen zu haben, daß man die Wiederverkörperung des Buddha, Tibets neues Oberhaupt, gefunden habe. Damals hätte ich nicht gedacht, daß ich einmal seinem Lande so nahe sein würde und so viele seiner Nachfolger zu sehen bekäme.

Neulich kam ich hier in Darjeeling gerade in ein buddhistisches Kloster, als ein besonderer Gebetstag für den Dalai Lama angesetzt war. In der Mitte des Raumes war ein großes vergoldetes Buddha-Standbild aufgestellt, um das herum viele, viele kleine Butterlämpchen brannten. Vor Buddha stand ein Tisch mit Opfergaben. Darunter waren buntgefärbte Reiskörner, Blumen, Tonfiguren u. s. w. Ringsum saßen auf dem Fußboden, vor kleinen Tischen mit aufgeschlagenen Gebetsbüchern, die Mönche und sangen bzw. lasen mit eintöniger Stimme die vorgeschrivenen Gebete. Dazwischen wirbelten dumpf die Trommeln und tönten Fanfare und lange Tempeltrompeten.

Damit keine Minute vergeht, in welcher nicht ein Gebet oder Lobpreis zu Buddha aufsteigt, haben sich die tibetanischen Buddhisten etwas ganz besonders ausgedacht. Sie schrieben ihre Gebete auf ein Stückchen Papier, steckten dieses in eine Art Büchse, befestigten einen Stiel daran und drehten es wie eine Mühle. Sie glauben, daß bei jeder Umdrehung dieses Gebet zu ihrem Gott dringt. Sie schreiben ihre Gebete auch auf lange Stücke Stoff, die sie an Fahnensäulen befestigen, welche in der Nähe ihrer Klöster, Häuser, Brücken u. s. w. aufgestellt sind, in der Meinung, daß auch der Wind ihre Wünsche und Lobpreisungen in die höheren Bereiche trägt.

In den Straßen begegnen mir immer wieder Mönche, auch Männer und Frauen, die unablässig ihre Gebetsmühle drehen und den Rosenkranz, der 108 Perlen hat, durch ihre Finger gleiten lassen. Dazu murmeln sie immer wieder die heiligen Worte: Om mani padme hum!

ஓମ୍ ମନୀ ପଦ୍ମେ ହୁମ୍

Om! Mani padme hum!



vor sich hin. Das heißt übersetzt: „Heil dem Edelstein in der Lotosblume.“ Damit ist Buddha gemeint. — All das soll ihnen dazu helfen, von dem Fluch der ewigen Wiedergeburt frei zu werden und in das Nirvana (in den buddhistischen Himmel) einzugehen.

Wir Christen wissen, daß allein die Gnade Gottes uns von der Sünde befreien kann. Die Buddhisten wollen sich selbst erlösen, und je besser sie dem achtfachen Weg folgen und alles Weltliche überwinden, um so eher, glauben sie, wird es ihnen gelingen. Es ist schwer zu beschreiben, wie sie sich das Hineingehen in das Nirvana denken; aber ein berühmter Mann hat einmal gesagt: „Das menschliche Leben, das in das Nirvana eingeht, ist wie eine Welle, die sich ins Meer ergießt. Das Wasser ist noch da, die Bewegung auch noch, aber die Welle selbst ist aufgegangen im großen Meer.“ So verflüchtigt sich auch das menschliche Leben im All, sagen die Buddhisten. Es ist doch merkwürdig, daß Menschen es sich so viel kosten lassen, am Ende ihrer Tage im Nichts versinken zu können.

Laßt uns jeden Tag von Neuem dafür dankbar sein, daß Jesus Christus für uns gestorben ist, um uns vor diesem Nichts zu bewahren und uns das ewige Leben zu schenken. Wir wissen, daß in unseres Vaters Haus viele Wohnungen für uns bereit stehen. Genug Wohnungen auch für solche Menschen, die es noch nicht wissen und denen wir es erzählen sollen.

Herzlich grüßt euch

Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20
(Postscheckkonto Berlin-West 52050); Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64 (Postscheckkonto Hannover 108305)
Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 61



GOSSNER-MISSION

Amgaon, im Januar 1958

Liebe Kinder in Deutschland!

Ich heiße Tara und bin ein Hindumädchen aus Amgaon. Als uns Schwester Ilse sagte, daß Ihr Neujahr erst am 1. Januar feiert, haben wir uns sehr gewundert, denn wir begannen das Neue Jahr schon am 23. Oktober. Schwester Ilse meinte dann, ich solle Euch doch einmal erzählen, wie wir das Neue Jahr anfangen. Ich kenne zwar Eure Sprache nicht und kann auch nicht schreiben, aber sie sagte, sie wird Euch alles wissen lassen.

Unser Neujahr fällt nicht immer auf denselben Tag, weil sich unsere Monate genau nach dem Mond richten. In den großen Städten zählen sie meistens schon nach Eurem Kalender, aber hier in den Dörfern sind wir noch beim Alten geblieben. Unser erster Monat heißt Kartika und liegt zwischen Mitte Oktober und Mitte November.



Rangoli

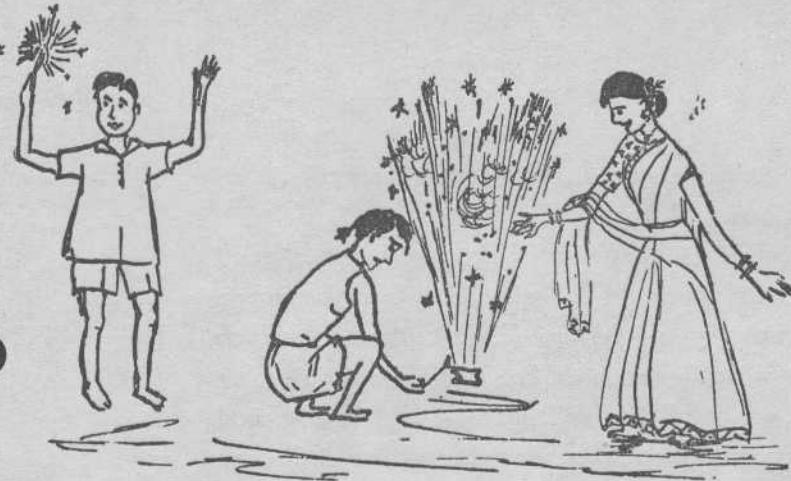
Dann folgen: Margashira, Powsha, Magha, Phalgun, Choitra, Boisakha, Jyaistha, Ashardha, Shrabana, Bhadraba und Ashwina.

Unser Neujahr wird 4 Tage lang gefeiert, und zwar die letzten zwei Tage vom Monat Ashwina und die ersten zwei Tage vom Kartika. Der Hauptfesttag heißt Diwali oder Dipawali (Fest der Lichter), weil wir an diesem Tage viele, viele kleine Öllämpchen anbrennen. Ganz besonders großartig feiern es die Geschäftsleute. Sie beginnen am Diwalitag ganz neue Geschäftsbücher.

Wir haben schon ein paar Tage vorher unser Haus innen und außen schön sauber gemacht und mit Rangoli geschmückt. Rangoli nennen wir die Zeichnungen, die wir an Festtagen an unseren Hauswänden und auf dem Boden unseres Hofes anbringen. Wir machen erst aus weißer Farbe die Umrisse des Musters, und dann füllen wir die Kästchen oder Blumen mit bunter Farbe aus. Das macht

uns immer viel Freude. Das Muster hat uns unsere Großmutter beigebracht. Sie hat uns auch erzählt, daß in alter Zeit unser Gott Krischna den Dämon Narakasur besiegt hat. Narakasur ist der Herrscher über alles Böse, und wenn er seine Macht frei ausüben kann, bringt er viel Leid und Unglück über





die Menschen. Er bringt immer wieder den Tod in die Welt durch Verbreitung von Seuchen und Krankheiten, die ja aus dem Schmutz entstehen. Wenn wir darum vor Diwali alles schön sauber machen und die Schmutzwinkel ausfegen,

dann helfen wir Krischna, diesen bösen Teufel zu zerstören.

Am Diwalitag haben wir auch neue Sachen bekommen, die wir mit großer Freude und Stolz anzogen. Am Nachmittag brachten wir Früchte und süßes Gebäck zu unseren Bekannten und Freunden. Bei Schwester Ilse waren wir auch, weil meine Mutter sagte: „Wenn das Hospital nicht in Amgaon gebaut worden wäre, dann lebte unser Vater heute nicht mehr.“ Er war nämlich einmal sehr krank. Wir haben auch an unserem Eingang Bananenpflanzen aufgestellt, weil das Glück bringt. Am Abend durften wir endlich die Knallerbsen, Feuerwerkskörper und Wunderkerzen anzünden. Das war herrlich, und wir haben viel gelacht. Ab und zu mußten wir dann die Qllämpchen nachfüllen, denn sie sollten nicht ausgehen. Wenn sie nämlich nicht die ganze Nacht brennen, dann kann es geschehen, daß Lakschmi, die Göttin des Reichtums, unser



Haus übersieht. Und wenn sie nicht bei uns einkehrt, dann werden wir im kommenden Jahr kein Geld im Hause haben.

Schwester Ilse sagte uns, daß Ihr Euer Lichterfest im Dezember feiert und daß Ihr Eure Kerzen nicht anzündet, weil Ihr wollt, daß Euer Gott Euch besuchen kommt, wie wir es von Lakschmi erhoffen, sondern weil Euer Gott schon zu Euch und zu allen Menschen in der Welt gekommen ist. Er sucht nicht nur einzelne Häuser von reichen Leuten aus, wo er bleiben will, sondern geht zu allen und besonders zu den Armen, die gar nichts haben. Er schenkt ihnen keinen irdischen Reichtum, sondern macht sie innerlich reich und froh. Sie sagte auch noch, daß Euer Herr Jesus Christus sagt: „Ich bin das Licht der Welt.“ Und weil er das ist, hat er den bösen Dämon, der Unheil bringt, für alle Zeiten besiegt, und wir brauchen uns nicht mehr vor ihm zu fürchten. Wo der Herr Jesus Christus einkehrt, da wird es überall sauber, im Herzen des Menschen und in seiner Umgebung. Immer wenn ich jetzt bei uns viele Lichter brennen sehe, muß ich auch an diese Geschichte denken.

Ich grüße Euch zum Neuen Jahr mit unserem Gruß: „Salaam!“

Eure Tara

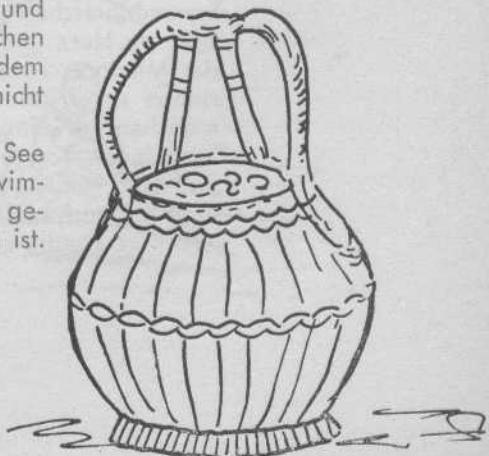
Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19 - 20
(Postscheckkonto Berlin-West 52050); Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64 (Postscheckkonto Hannover 108305)
Druck: Buchdruckerei Walter Barlos, Berlin SW 68

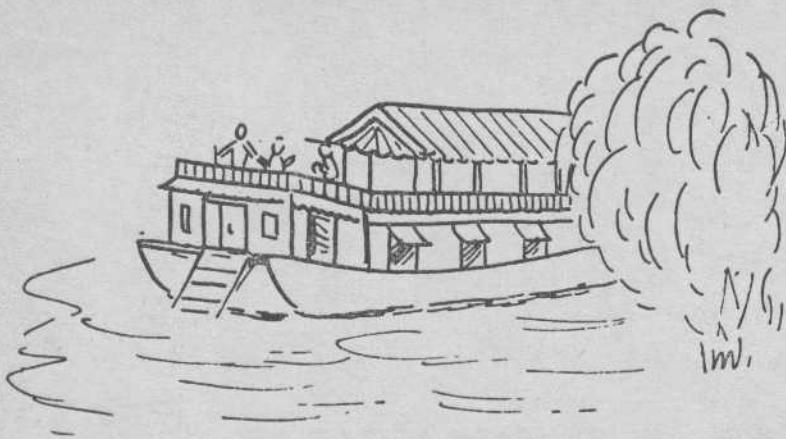
Liebe Kinder!

Heute nehmt Ihr Euch am besten einen Atlas oder eine Landkarte von Indien vor. Sucht darauf Sambalpur in Orissa und fahrt von dort aus mit dem Zeigefinger nach Calcutta. Von dort weiter nach Delhi, der Hauptstadt Indiens, und dann weiter nordwestlich nach Pathankot. Von hier aus trägt uns ein Zauberdecke, den man heutzutage Flugzeug nennt, immer höher und höher hinauf, über Wolken und schneebedeckte Berge hinweg, und setzt uns mitten in einen grünen, blühenden Garten hinein. Beim Aussteigen hören wir, daß die Stadt Srinagar heißt und in Kaschmir liegt. Auch hier ist Indien, aber ganz anders als in Ambgaon. Hier ist es nämlich kalt! Wir müssen uns einen Mantel überziehen. Auch die Leute, die uns begegnen, tragen warme Sachen. Diejenigen, die vor ihren Häusern sitzen, haben ein kleines Körbchen neben sich stehen, in dem in einer Tonschale brennende Holzkohlen liegen. Daran wärmen sie sich von Zeit zu Zeit die Hände. Wenn es ihnen zu kalt wird, stellen sie es einfach unter ihr weites Gewand zwischen die Beine oder halten es sich vor den Bauch und werden so bald wieder warm. Sie nehmen ihr kleines Feuerkörbchen überall mit.

Beim Durchwandern der Stadt kommen wir immer wieder an Kanäle und Flüsse und auch sogar an einen ca. 8 km langen See. Überall sind Hausboote verankert. Die großen, eleganten Hausboote mit 4—5 Zimmern, Bad und Dachgarten, sind für die Feriengäste da. In den kleineren, einfachen Booten wohnen die Kaschmiris. Ihr ganzes Leben spielt sich auf dem Wasser ab, und ich wundere mich immer, daß die kleinen Kinder nicht öfter ins Wasser fallen.

Auch wir wohnen in einem Hausboot, das an einer stillen Stelle im See unter einer Trauerweide verankert ist. Hinter dem Boot ist ein schwimmender Garten. In mühseliger Arbeit haben die Leute Seeschlamm gesammelt und übereinandergehäuft, bis im See eine Insel entstanden ist.





Salz und Butter gemischt ist. Auch er hat das Feuerkörbchen neben sich stehen. Seine Frau kocht für uns. Sie trägt ein mantelähnliches Gewand mit weiten Ärmeln und darunter lange Hosen. Auf dem Kopf hat sie eine festsitzende Kappe, an der schwere silberne Ohrringe angebracht sind. Über die Kappe ist noch ein langes Kopftuch gebunden. Auf dem Wasser sind viele Schikaras unterwegs. Das sind kleine, gondelartige Boote, die die Leute vom Ufer zu den Hausbooten bringen oder sie auf dem Wasser spazierenfahren. Ein Junge kommt mit einem kleinen Boot, das über und über mit bunten Blumen beladen ist. Am liebsten möchten wir sie alle kaufen, so schön sind sie. Auch der Gemüsehändler und andere Verkäufer bringen ihre Waren mit dem Boot an.

Zu unserer großen Freude finden wir hier auch ein Missionshospital, eine Missionschule und ein kleines Kirchlein. Allerdings beim Kirchgang am Sonntag müssen wir feststellen, daß der Gottesdienst in Urda gehalten wird, in einer Sprache, die wir nicht verstehen. Und doch sind wir gleich mit den wenigen Christen, die auch in diesem moslemischen Lande Gott loben und ihm danken, ein Herz und eine Seele. Stellt Euch vor, in der Missionsschule, wo zwei englische Missionarinnen unterrichten, gibt es unter 500 Heidentöchtern nur eine einzige Christin — und doch wird jeden Tag eine kurze Andacht mit Gebet und Lied gehalten.

Gott hat auch hierher Menschen gesandt, die sein Wort verkündigen.

Darauf pflanzen sie nun ihr Gemüse, das sie dann verkaufen. Die Besitzer unseres Bootes sind Mohammedaner, wie die meisten Leute hier. Der Mann sitzt fast immer auf der Treppe seines Bootes und raucht seine Wasserpfeife. Daneben hat er den Samowar (Teekessel) stehen, aus dem er ab und zu eine Tasse tibetanischen Tee trinkt, der mit





In Kaschmir sind besonders die Männer sehr geschickt. Sie können wunderschön schnitzen, herrliche Stickereien anfertigen, Teppiche knüpfen, weben und entzückende Papiermaché-Sachen herstellen. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Oft sehen wir ihnen bei der Arbeit zu.

Unsere nächste Station ist Pahalgam. Hier wohnen wir in einem Zelt am Fuße eines Berges, umgeben von Fichten- und Kiefernwäldern und einem wunderschönen Ausblick auf schneebedeckte Berge. Hier machen wir weite Ausflüge zu Fuß und zu Pferde und gehen auch mal ca. 15 km auf dem Weg zur Amarnath-Höhle, wohin Scharen von frommen Hindus im Juli und August pilgern. Leider kommen wir nicht weit, weil der Weg voll Schnee und Eis ist. Die höchste Stelle, die man überqueren muß, ist der Mahagunas-Paß in 5000 m Höhe. In dieser Amarnath-Höhle wurden vor vielen, vielen Jahren von einem einsamen Schafhirten die im Eis geformten Symbole des Hindugottes Shiva und seiner Frau Parvati entdeckt. Wir würden sagen, es ist eine Tropfsteinhöhle, aber der fromme Hindu sieht in ihr die Geburtsstätte eines seiner großen Götter. — Immer wieder erschüttert es mich, zu sehen, wie die Menschen sich mühen und plagen, um die Seligkeit zu erlangen. Alte gebrechliche Menschen pilgern Hunderte von Kilometern in Sonnenhitze und Eiseskälte, um die Götter anzubeten und Frieden für ihre Seelen zu finden. — Genauso pilgerte damals der Kämmerer aus dem Morgenlande nach Jerusalem. Ihm sagte Philippus die frohe Botschaft von Jesus Christus. Wer aber sagt sie diesen indischen Pilgern?

Auf der Rückfahrt von Kaschmir wieder in Calcutta, der großen Stadt, angelangt, sehen wir etwas ganz Merkwürdiges: um einen Mahuabaum knien mehrere Menschen in anbetender Haltung. Auf unser Fragen erhalten wir zur Antwort: „Dies ist ein heiliger Baum. Der macht Rheumatismus-Kranke gesund!“





Als wir zweifelnd mit dem Kopf schütteln, erzählen sie uns:
Ein Mann, der sehr an Rheumatismus litt, ging zu einem
Heiligen und fragte ihn, was er dagegen tun könnte. Der
heilige Sadhu antwortete ihm: „Nimm eine handvoll Reis,
streue sie um einen Mahuabaum, dann bete den Baum an
und bleibe mit dem Gesicht zum Baum sitzen, die Hände

flach auf den Erdboden gelegt.“ Das tat der Mann auch. Nach einer Zeit fühlte er, wie
seine Hände magnetisch zum Baum hingezogen würden. Zwei Monate lang ging er
nun jeden Dienstag und Sonnabend zu dem Baum und wiederholte die ihm gegebene
Weisung. Danach behauptete er, keine Schmerzen mehr zu haben. Seitdem versuchen
auch viele andere Kranke diese neue „Medizin“.

Dieses Erlebnis bringt uns mit einem Mal aus der Schönheit der Berge wieder zurück
in unsere Arbeit an den Kranken, und ich bin froh, daß wir in unserem Krankenhaus
wenigstens ein bißchen helfen können, die Leiden der Menschen mit guten Mitteln zu
lindern.

Ich hoffe sehr, daß Ihr uns noch nicht vergessen habt und weiterhin für unsere Kran-
ken und uns betet.

Herzlichst grüßt Euch alle
Eure Tante Ilse



Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20
(Postscheckkonto Berlin-West 520 50); Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64 (Postscheckkonto Hannover 1083 05)
Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 68

GOSSNER-MISSION

Ambgaon, Juni 1957

Liebe Kinder!

Wollen wir einmal miteinander nach dem heidnischen Dorf Ambgaon gehen und sehen, was sich in dem kleinen Haus mit der verschlossenen Tür befindet? Die Dorfleute erzählten mir, darin sei ihr Gott, und er würde nur dreimal im Jahr herausgebracht und allen gezeigt. Das erste Mal zum Frühlingsfest, das zweite Mal zu seinem Geburtstagsfest und das dritte Mal zu einem Fest im Herbst. In der übrigen Zeit sieht ihn nur der Priester. Dieser schließt jeden Morgen das große Hängeschloß auf und geht hinein zu ihm. Er wäscht ihn, zieht ihn an, gibt ihm zu essen und betet ihn an. Er sagte mir, daß ihr Gott kein Fleisch ißt, sondern nur Reis, Früchte und ausgelassene Butter. Der Priester selbst ißt auch kein Fleisch.

Heute ist nun das Frühlingsfest, und Surjo und Tora, zwei kleine Mädchen, sind schon ganz früh am Morgen hier und





fragen, ob wir auch dazu kommen. Ich wollte schon immer mal gern den Dorfgott sehen, und ich glaube, heute ist die beste Gelegenheit dazu. Je mehr wir uns dem Dorf nähern, umso deutlicher hören wir die Musik und das Singen. In der Mitte des Dorfes steht eine Art Halle mit einem Thronsessel aus Stein darin. Auf diesem Sessel erblicken wir die Figuren des Dorfgottes und seiner Frau. Der Gott heißt Krishna und seine Frau Radha. Die Götzenfiguren sind nur ca. 40 cm groß und aus Holz geschnitzt. Krishna ist in ein rotes Tuch gehüllt und trägt eine Krone. Vor ihnen tanzen und singen die jungen Männer des Dorfes. Vor der Halle auf dem freien Platz haben sie aus Bambusstangen und Zweigen eine große Laubhütte errichtet, und darin steht ein mit einem roten Tuch bedeckter Tisch. Um diese Hütte herum sitzen in Gruppen lachende und schwatzende Frauen und Mädchen. Männer verkaufen Süßigkeiten, Spielwaren und Rauchwaren, und die Kinder laufen von einem zum anderen und suchen sich das Beste aus. Gerade wie auf einem Rummelplatz zuhause.

Inzwischen ist es Abend geworden. Die Tempelglocke ertönt, die Musik und das Singen





nas, hinter ihm sein Sohn, die Figur Radhas tragend, und zum Schluß wieder ein Leuchterträger, gehen sie gemessenen Schrittes aus der Halle in die Laubhütte hinein. Dort stellen sie die beiden Figuren auf den Tisch mit dem roten Tuch und setzen die Leuchter daneben. Wieder tönt die Glocke durch die Stille, und der Priester bringt die Opfergaben, Reis, Früchte und Zweige der heiligen Tulsi-Pflanze, dar. Die Tulsi-Pflanze wird hier in jedem Hindu-Haus gepflanzt und gepflegt. Noch einmal läutet die Glocke zum Zeichen, daß der Priester seinen Opfer- und Gebetsdienst beendet hat. Nun beginnt das Tanzen, Singen und Musizieren der jungen Männer von neuem — jetzt in der Laubhütte. Die Frauen und Mädchen sind davon ausgeschlossen; sie

verstummen, die Tänzer ruhen sich aus. Der Priester entzündet die heiligen Tempelleuchter. Wieder erklingt die Tempelglocke, und in einer kleinen Prozession, voran der Leuchterträger, dann der Priester mit der Figur Krish-



dürfen nur zuschauen. Am Morgen bei Sonnenaufgang bringen die Männer ihre Götter wieder in das kleine Haus zurück und verschließen die Tür hinter ihnen. Ich frage, warum sie das tun, bekomme aber keine Antwort darauf. Ob sie glauben, daß sie ihren Gott schützen müssen, oder ob sie sich vor ihm fürchten? Ich weiß es nicht.

Mir tun diese Menschen so leid, die all' ihre Hoffnung auf solch ein lebloses Stück Holz setzen und sich auch oft davor fürchten und sich bemühen, es durch Opfergaben bei guter Laune zu erhalten. Betet doch auch Ihr, liebe Kinder, mit dafür, daß sie erkennen möchten, daß der Vater Jesu Christi der wahre Gott und unser aller Vater ist. Er braucht nicht gefüttert, gewaschen und bekleidet zu werden, er ist nicht ein totes Bild aus Holz, Ton oder Stein, sondern er lebt. Er ist nicht eingeschlossen, sondern die Tür zu ihm ist immer offen. Wir dürfen jederzeit zu ihm kommen und zu ihm beten. Laßt uns ihm jeden Tag von neuem dafür danken.

*Herzlich grüßt Euch alle
Eure Tante Ilse*

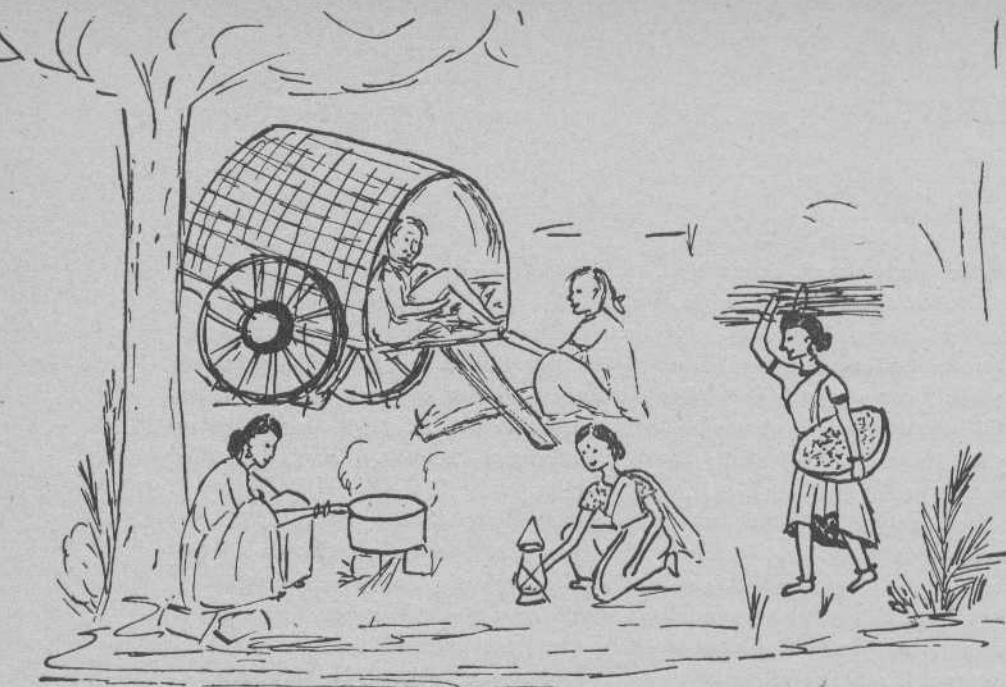
Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20 (Postcheckkonto Berlin-West 520 50);
Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64 (Postcheckkonto Hannover 1083 05) — Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 68

Liebe Kinder!

Ich heiße Nilakoro Pradhan und wohne in Rengalbahal. Ich kann weder lesen noch schreiben, aber weil mir Schwester Ilse erzählt hat, daß das Geld für die gute Medizin, die wir hier bekommen, von deutschen Kindern gegeben worden ist, will ich Euch berichten, wie ich zu Eurem Hospital gekommen bin. Unser Dorf liegt 25 km von Ambgaon entfernt, mitten im Dschangel. Weit und breit gibt es keinen Doktor und kein Hospital. Wenn wir krank sind, gehen wir zu dem „Boido“, unserem Dorfdoktor, der uns dann aus Wurzeln, Kräutern und Blättern eine Medizin zurechtmacht. Ich hatte mir auch schon öfter Fiebermedizin von ihm geholt, die gut half; aber als die Sache mit meinem Bein anfing, wußte auch er keinen Rat mehr.

Ich kriegte nämlich eines Tages ganz plötzlich große Schmerzen in meinem linken Bein. Da ich nicht hingefallen war und auch keine Wunde hatte, konnten wir uns gar nicht erklären, wie das kam und ließen deshalb den Dorfpriester kommen. Der meinte, ein Bhut, das ist ein böser Geist, wäre in mein Bein gefahren. Wir sollten nur ein Huhn opfern, dann würde es sicher wieder besser. Das taten wir auch, aber meine Schmerzen wurden nur größer. Meine Mutter und Schwester gingen in den Wald und suchten die 8 verschiedenen Blätter und Wurzeln zusammen, die unser Dorfdoktor für die starke Medizin brauchte. Er machte daraus einen Brei, den ich auf das Bein legen mußte — aber auch das half nicht. Jammernd und stöhnend saß ich auf einer Matte vor unserem Haus und massierte mein Bein gerade mit Rizinusöl, als unser Nachbar, Panu Sahu, vorbeikam. Er sagte: „Was sitzt du nur immer noch hier und quälst dich mit deinen Schmerzen herum? Fahre doch nach Ambgaon in das neue Hospital! Dort bekommst du gute Medizin und wirst bald gesund. Du weißt doch, wie krank ich war und daß ich vor Rückenschmerzen kaum noch laufen konnte und wie ihr euch alle gewundert habt, daß ich so schnell gesund geworden bin.“ „Wie soll ich dorthin kommen, es ist doch so weit, und ich kann nicht laufen“, jammerte ich. „Ihr habt doch eure Ochsen, fahrt doch mit dem Ochsenwagen hin. Wenn es auch zwei Tage dauert, so ist das doch immer noch besser, als mit Schmerzen hier herumzusitzen“, meinte er. Er hat ja so recht, dachte ich. Wir hielten dann am Abend einen Familienrat, und ich fragte meinen Vater, ob ich nach Ambgaon fahren dürfte. Als auch mein älterer Bruder einverstanden war und wir feststellten, daß der nächste Tag — ein Dienstag — besonders gut war, um eine Reise zu unternehmen, wurden schnell noch alle Vorbereitungen getroffen, damit wir am Morgen ganz früh losfahren könnten. Wir mußten ja Reis, Erbsen und Gemüse für unsere Mahlzeiten mitnehmen, Schlafmatten, Decken, die Axt zum Holzschlagen, Kochtopfe, Wasserflaschen usw. Es gehört viel dazu, wenn man auf so eine weite Reise geht.





Viel geschlafen haben wir nicht in dieser Nacht. Ich vor Schmerzen nicht und die anderen vor Aufregung nicht. In der Frühe des Morgens, gleich nach dem ersten Hahnenschrei, fuhren wir los. Wir waren 7 Personen: meine Mutter, meine Frau und Tochter und mein jüngster Bruder mit seinen zwei Söhnen. Wir hatten unseren zweirädrigen Karren ordentlich mit Reisstroh ausgepolstert, und doch fühlte ich jeden Stein des schlechten Weges wie Messerstiche in meinem Bein. Gegen Mittag endlich waren wir aus dem Wald heraus und kamen auf die Straße, die nach Barkot und dann weiter nach Ambgaon führt. Der Omnibus aus Deogarh überholte uns. Wie staunten die Jungs über das große Auto. So etwas gab es ja in unserem Dorf noch nicht zu sehen. Ja, und dann, als wir in Barkot ankamen und die große neue Brücke sahen, da staunten auch wir. Jetzt brauchten wir nicht mehr stundenlang auf die Fähre zu warten, die uns hinüberbringen sollte, jetzt konnten wir einfach weiterfahren. Inzwischen war es Abend geworden und höchste Zeit für uns, sich nach einem Rastplatz umzusehen. Wir fanden einen Platz nahe der Straße an einem kleinen Flüschen. Da konnten wir baden, unseren Reis kochen und unter den Bäumen schlafen. Der wilden Tiere wegen ließen wir das Feuer die ganze Nacht brennen. Einige Leute die vorbeikamen, sagten, es sei gar nicht mehr so weit bis zum Hospital, nur noch 8 km. Das freute uns sehr. Meine Schmerzen waren auch gar nicht mehr zum Aushalten.



Endlich, endlich sahen wir ein weisces Gebäude durch die Bäume schimmen, das mußte das Hospital sein. Wir fuhren noch durch den Mangohain, dann waren wir am Ziel. — Viele Leute standen herum und warteten auf Medizin. Die Schwester kam aber gleich heraus, um nach mir zu sehen. Sie schüttelte bedenklich den Kopf, als sie mein Bein sah, und sagte: „Das muß geschnitten werden, da ist viel Eiter drin.“ „Ich habe aber große Angst“, sagte ich. „Ich werde Ihnen vorher eine Spritze geben, dann haben Sie nicht solche Schmerzen“, meinte sie. Vor der Spritze hatte ich auch Angst; aber was sollte ich machen, ich wollte ja gesund werden. Bald lag ich auf dem Operationstisch, und ehe ich mich versah, war mein Bein schon aufgeschnitten, und eine Masse Eiter lief heraus. Es wurde ein

ganzer Eimer voll, und die Schmerzen waren auf einmal ganz weg. Meine Angehörigen kamen einer nach dem anderen und wollten alle sehen, wieviel Eiter in dem Bein gewesen war. Sie konnten sich nicht genug wundern, daß nun meine Schmerzen ganz weg waren. — Ich kann Euch gar nicht sagen, wie froh ich war, dem Rat meines Nachbarn gefolgt zu sein.

Nun mußten wir noch einige Tage im Hospital bleiben. Es war uns ja alles etwas ungewohnt. Wir wollten auch gar nicht so gern mit all den anderen Leuten, die zum Teil aus einer niederen Kaste stammten, in einem Zimmer schlafen. Die Schwester sagte aber, hier im Krankenhaus seien alle Menschen gleich, da gäbe es keine Kastenunterschiede. — So schnell können wir aber nicht umlernen. Wir haben uns dann eine Ecke etwas abgegrenzt. Meine Frau schließt auf einer Matte neben meinem Bett, und die anderen schliefen draußen neben dem Ochsenkarren unter einem Baum. Dort kochten wir auch unser Essen. Zur Essenszeit humpelte ich dann immer hinaus und aß meinen Reis dort.

Wir staunten über die vielen, vielen Menschen, die jeden Tag zum Hospital kamen. Manche wollten nur etwas Medizin für ihre Angehörigen zu Hause, andere blieben 2-3 Tage und ließen sich Spritzen geben. Es war sehr interessant, und immer wieder gab es etwas Neues zu sehen. Unsere Jungs waren gar nicht von dem Fenster des Behandlungszimmers wegzubringen. Sie wollten ja ganz genau sehen, was die weiße Frau alles tat. „Sie hat auch ein Rohr, in das sie guckt (Mikroskop), da sieht sie, was die Leute für Blut haben und was sie für eine Krankheit haben.“ berichteten sie mir. Manche Leute hatten nicht richtig verstanden, wie sie ihre Medizin einnehmen sollten und standen nun vor der Tür und überlegten, was die Schwester wohl gesagt haben könnte. Manchmal erklärten ihnen es die anderen, oft gingen sie aber auch noch einmal fragen.

Einmal wurde die Schwester auch in ein Dorf zu einer kranken Frau gerufen. Sie fuhr mit dem Fahrrad hin, kam aber erst spät abends wieder zurück. Obwohl es so spät war, kam sie doch noch einmal, um nach uns allen zu sehen. Das hat uns sehr



beeindruckt, und wir fragten uns, warum denn diese Menschen aus einem fernen Land zu uns kommen und sich so um uns kümmern und uns helfen. Die Schwester sagte, das sei ihre Religion, und ihr Gott hätte ihnen diesen Auftrag gegeben. Da erinnerte ich mich, daß sie gesagt hatte, daß die Binde, die sie mir gerade umwickelte, von deutschen Kindern geschickt worden sei, und erzählte das auch den anderen Patienten. Die wunderten sich alle sehr und sagten: „Das muß doch eine gute Religion sein, die die Menschen dazu bringt, anderen zu helfen.“

Bald kam der Tag, an dem ich geheilt nach Hause gehen durfte. Diesmal konnte ich neben dem Ochsenwagen herlaufen und hatte gar keine Schmerzen mehr. Wir trafen noch viele Leute, die zum Hospital unterwegs waren. Sicher ist auch ihnen geholfen worden, und sie sind Euch genau so dankbar wie ich, daß Ihr mit Euren Gaben dazu helft, daß wir gesund werden.



Ich grüße Euch mit dem indischen Gruß „Namaskar“

NILAKORO PRADHAN

Liebe Kinder, ich danke Euch ganz herzlich für die vielen persönlichen Briefe, die Ihr mir geschrieben habt. Leider kann ich sie jetzt nicht alle einzeln beantworten; ich würde mich aber sehr freuen, wenn Ihr mir auch weiterhin schreibt.

Mit herzlichen Grüßen

Eure Tante Ilse

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20 (Postscheckkonto Berlin-West 52050);
Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64 (Postscheckkonto Hannover 108305) — Druck: Buchdruckerei Walter Bartos Berlin SW 66

GOSSNER-MISSION

Ambgaon, den 1.12.1955

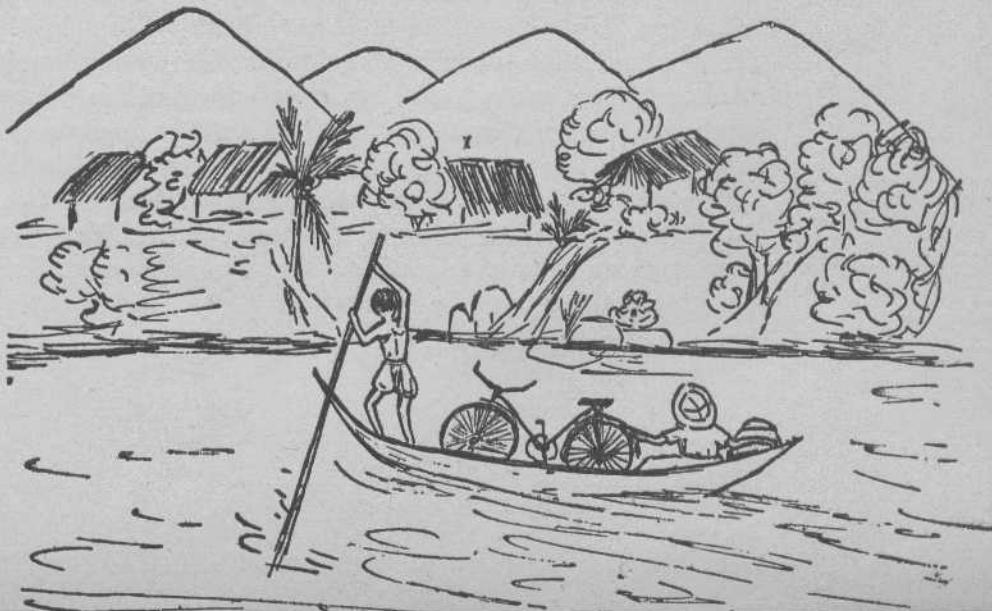
Liebe Kinder!

Eben ist ein Mann ins Hospital gekommen und hat mich flehentlich gebeten, zu seiner Frau mitzukommen. Sie erwartet ein Kindchen, und es geht ihr gar nicht gut.

In einem solchen Fall gibt es kein langes Überlegen, da packe ich schnell die nötigsten Medikamente und einige Instrumente zusammen, sage meiner Gehilfin Kripa noch, welche Medizin ausgegeben werden muß, und dann geht es los.

Da ich Euch das letzte Mal versprochen habe, daß ich Euch zu einem Krankenbesuch mitnehmen will, sollt Ihr diesmal mitkommen.

Dschoragonhor, das Dorf, aus dem der Mann gekommen ist, liegt auf der anderen Seite des Flusses. So gehen wir durch das Dorf Ambgaon zur Fähre. Geht nur recht vorsichtig den steilen Uferhang hinunter, er ist nämlich vom Regen sehr glitschig geworden. Ich wundere mich jedesmal, daß die Frauen, die hier in ihren Tonkrügen Wasser holen, mit ihren nackten Füßen so ohne auszurutschen hinauf- und hinuntergehen können. Ich muß immer sehr balancieren, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. — Unten wartet schon der Fährmann mit seinem Einbaum, um uns ans andere Ufer zu bringen. Wir können nicht alle auf einmal fahren. Er kommt zurück und wird dann Euch hinübernehmen.





Jetzt kommt erst einmal mein Fahrrad in die Mitte des Bootes, und ich setze mich hinten hin und versuche das Gleichgewicht zu halten. Vorn steht der Fährmann und stakt das Boot mit einer langen Bambusstange geschickt hinüber. Leider nützt mir heute das Fahrrad gar nicht viel, denn der schmale Dschangelpfad wird immer wieder durch umgestürzte Bäume oder Bächlein unterbrochen. Dann gehen wir auf schmalen Dämmen durch die wasserüberfluteten Reisfelder – immer schön einer hinter dem anderen. Nach ungefähr einer Stunde kommen wir im Dorf an.

Die ersten Kinder, die uns entdecken, rennen laut rufend ins Dorf, um meine Ankunft zu melden: „Sahebhani asudschanti – Sahebhani asudschanti“, klingt es jetzt von allen Seiten. Alles, was Beine hat, kommt vor die Tür, um uns zu sehen. Kranke Kinder werden schnell aufgenommen und mir entgegebracht: „Bitte, fühle den Puls meines Kindes, es hat schon drei Tage Fieber“, sagte eine Mutter. „Haben Sie Hustenmedizin mitgebracht? Mein Baby hustet immerzu“, sagt eine zweite. „Später, später“, sage ich, „erst muß ich sehen, wie es der Frau geht, deretwegen ich hierher gekommen bin“. Sie heißt Sunaphulo (übersetzt: Goldblume) und erwartet ihr erstes Kindchen. Ihre Mutter und ihre Freundin sind bei ihr. „Oh, großer Herr“, ruft ihre Mutter mir zu, „sieh die Not meiner Tochter und hilf ihr! Ich habe sie wohl geboren und bin ihre Mutter, aber jetzt lege ich sie ganz in deine Hände. Tue mit ihr, was du willst, aber hilf ihr. Handle so, als ob du ihre Mutter wärst“.

Wie oft sind mir hier solche Worte schon gesagt worden!



Mann ist wiedergekommen“, sagt sie immer wieder. Dann kommt auch der Vater herbei, und große Freude herrscht im ganzen Haus über diesen neuen Erdenbürger.

Ihr wundert Euch über die Worte der Großmutter? Ja, das hängt mit dem Hinduglauben zusammen. Die Hindus glauben nämlich, daß die Seele nie stirbt, sondern in anderer Form immer wieder neu geboren wird. In ihren Büchern steht ganz genau geschrieben, für welche Sünden man z. B. als Esel, als Affe, als Käfer oder sonstwas wiedergeboren wird. Hindus, die ein frommes Leben geführt haben, können sogar als König wiedergeboren werden. Doch nur die Allerfrömmsten können hoffen, auch durch ihren Tod von der Last der ewigen Wiedergeburt Erlösung zu finden. Die alte Frau nahm es als selbstverständlich an, daß ihres Mannes Seele in ihrem Enkelsohn wiedergekommen war.

Immer wieder, wenn ich die Geburt eines Kindes miterlebe, muß ich an die Geburt unseres Heilandes vor ca. 2000 Jahren denken. Wie so ähnlich in einer Art, aber auch wie so ganz anders ist es da zugegangen. Wie irdisch und menschlich ist alles gewesen, und wie hat sich doch in vielen Dingen die verborgene Herrlichkeit gezeigt. Ihr wißt ja sicher, was ich meine. Da sollte eine Frau ein Baby bekommen, und sie fanden keinen Raum. Da war nur ein Stall und etwas Stroh, und es war kalt, wie es auch hier nachts jetzt kalt ist, so daß die Menschen am Feuer schlafen müssen. – Und dann kam die Botschaft zu den Hirten und der Lobgesang

Sie machen mir immer wieder von neuem die große Verantwortung klar, unter der wir hier unseren Dienst tun.

Nachdem ich die junge Frau untersucht und ihr Medizin gegeben habe, dauert es gar nicht mehr lange, und das Kindchen, ein Junge, wird geboren. Die Großmutter läßt einen Jodler hören, der jedem Bayern zur Ehre gereicht hätte, und ruft: „Ein Junge!“ und gleich darauf: „He, Alter, bist du wiedergekommen? Sei begrüßt! Mein

der Engel und später der Besuch der Weisen aus dem Morgenlande – alles merkwürdig und wunderbar. Denkt doch immer, wenn Ihr eine Geschichte vom Jesuskinde hört, was für ein großes Wunder es doch ist, daß Gottes Sohn als so ein kleines armes Erdenwürmchen zu uns gekommen ist, daß er genau so geboren wurde wie das ärmste Kind hier in einer indischen Hütte. Und dieses Kind hat uns die Erlösung gebracht von unseren Sünden. Wir brauchen uns nicht wie die Hindus zu fürchten, daß wir vielleicht als ein Tier wiedergeboren werden.

Ihr wollt wissen, warum das große Schloß an der Tür der kleinen strohgedeckten Hütte dort drüben ist? Diese Hütte ist nicht nur irgendeine Hütte, sondern darin ist der Dorfgott eingeschlossen. Das ist sein Haus. Nur der Dorfpriester geht jeden Tag zu ihm und verrichtet seine Gebete. An besonderen Festtagen wird dieser Gott hervorgeholt und zur Schau gestellt. Außer diesem Dorfgott hat aber noch jede Kaste ihren besonderen Gott, und schließlich hat noch jeder Hindu seinen persönlichen Gott, dessen Bild oder sinnbildliches Zeichen er oft an einem Band um den Hals trägt. Doch darüber werde ich Euch später einmal noch mehr erzählen. Heute müssen wir uns beeilen, daß wir rechtzeitig zum Fluß zurückkommen, sonst geht der Fährmann zum Mittagessen, und wir kommen nicht nach Hause.

Ich hoffe, Ihr werdet diese Fahrt nicht so bald vergessen und mit mir unablässig dafür beten, daß Gott auch den Heiden hier das Herz öffne, damit sie die frohe Botschaft von der Liebe Gottes aufnehmen können.



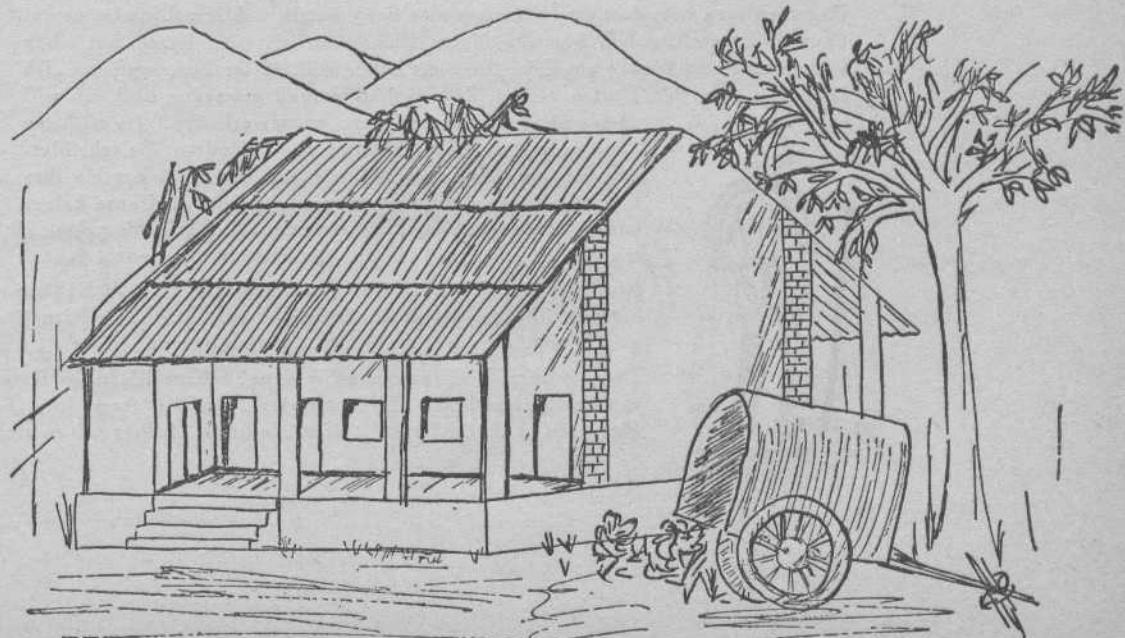
Mit herzlichen Grüßen

Eure Tante Ilse

Liebe Kinder!

Heute endlich ist es so weit, daß Ihr mich in unserem Urwald-Krankenhaus besuchen könnt. Aber was sage ich denn, in unserem Krankenhaus, es ist ja auch Euer Krankenhaus, weil Ihr so fleißig dafür gesammelt habt und noch sammelt. Ihr glaubt gar nicht, wie ich mich gefreut habe zu hören, daß allein von den Berliner Schulen so viel gegeben worden ist und daß sogar neben vielen anderen Beiträgen von Schulklassen und Jugendgruppen auch aus den Diaspora-Gemeinden in und um Hermeskeil im Hunsrück Gaben gekommen sind. Dafür sollt Ihr nun aber auch alles genau zu hören und zu sehen bekommen.

Ich nehme an, daß Ihr alle schon in Calcutta gelandet seid. Von dort fahrt Ihr am besten mit der Bahn bis Bamra-Station. In Bamra erwartet Euch ein Omnibus, der Euch in 5 Stunden bis nach Deogarh bringt. In diesem Städtchen ist eine kleine christliche Gemeinde. Da könnt Ihr übernachten und am nächsten Morgen noch einmal 2 Stunden mit dem Bus bis nach Barkot fahren. In Barkot könnt Ihr Euch die neue Brücke ansehen, die über den Brahmani-Fluß gebaut worden ist. Nun sind es noch 12 km bis nach Ambgaon. Die müßt Ihr nun wohl oder übel laufen. Es ist aber eine schöne Strecke, immer am Fluß entlang und durch Laubwald. Am Wege sind einige Dörfer. Erst kommt Polonda — hier ist ein Laden, in dem ich Mehl, Zucker und Petroleum kaufen kann — dann kommt Okörsila, danach Singsal und Mac Phersonpur — dann endlich Ambgaon, was übersetzt „Mangogarten“ heißt. Jeder, der Euch begegnet, wird Euch zurufen: „Ke-u-aru asudschu?“ d. h.: „Wo kommen Sie her?“ oder: „Ke-ungtuku dschibo?“ d. h. „Wo gehen Sie hin?“ Am Anfang kam mir das immer ein bißchen komisch vor; aber jetzt habe ich mich schon so daran gewöhnt, daß ich erstaunt bin, wenn man mich mal nicht fragt. Hier, wo es kaum eine Zeitung, kein Telefon und keinen Rundfunk gibt, ist es recht nett, zu wissen, daß es Leute gibt, die sich darum kümmern, wo man hingehört, und die dann anderen Auskunft geben können, wo man zu finden ist.





Das erste, was Ihr von Ambgaon seht, ist die Schule. Dann kommt ein Mangohain, in den Ihr links einbiegt, und dann seht Ihr das Krankenhaus vor Euch liegen. — Sicher werdet Ihr sagen: „Was, das soll ein Krankenhaus sein, da kochen sich ja Leute Essen auf Ziegelsteinen, und dort haben sich welche eine Laubhütte hingebaut, und da hängen Wäschestücke zum Trocknen — und drüben auf der anderen Seite steht sogar ein Ochsenkarren, und die Ochsen suchen sich gerade auf dem Gelände etwas zu fressen — da vorn hackt einer Holz, und rechts kommt eine Frau mit Wasser vom Fluß????“

Na, Ihr sollt alle Eure Fragen beantwortet kriegen. Jetzt kommt erst einmal mit in das Bungalow (Wohnhaus), in dem ich wohne, und macht Euch ein bißchen frisch. In der Badestube steht ein großer Tonkrug mit Wasser und daneben eine Blechbüchse, mit der könnt Ihr Euch abgießen. Premdhani, eine Christin, die für mich wäscht, kocht und saubermacht, wird dann gleich das Essen bringen, und Ihr könnt Euch erst einmal stärken. Morgen früh kommt Ihr dann mit ins Krankenhaus und arbeitet einen Tag mit mir.

Nun kommt schnell, es ist schon 6 Uhr und höchste Zeit, daß wir mit der Arbeit beginnen. Auf der Veranda sitzt eine Frau mit ihrem Kind. Sie kommt schnell und sagt: „Bitte, gib mir zuerst, mein Junge hat Fieber, und ich habe die anderen Kinder allein zu Hause gelassen, um Medizin zu holen.“ Am Hospital warten auch schon ungefähr 20 Leute. „Bitte, sich dieses Kind an, fühle seinen Puls.“ — „Bitte, gib mir Medizin für meine kranke Frau, ich bin schon seit morgens 4 Uhr unterwegs.“ — „Bitte, gib mir gleich, ich habe 18 km bis nach Hause zu laufen.“ — „Nein, gib uns zuerst, wir sind schon zwei Tage unterwegs.“ — Sieh doch, das kleine Baby, es hat ganz entzündete Augen.“ So tönt es von allen Seiten. „Alle sollt Ihr Eure Medizin bekommen“, sage ich, „aber erst muß ich nach den Schwerkranken sehen.“ Da ist die kleine Gulapo, die schon 14 Tage mit hohem Fieber zu Hause gelegen hat; dort das 4 Monate alte Baby ist ein richtiger Lazarus, es hat überall eitrige Wunden. Der alte Mann, Ramchondro ist sein Name, hat schon monatelang eine Wunde am Bein, die nicht heilen will. Als er kam, sagte er: „Ich habe von so vielen Leuten gehört, daß sie hier gesund geworden sind, ich will auch gesund werden und dann wieder arbeiten.“ Im nächsten Zimmer liegt eine Frau, Mutter von 7 Kindern, die sehr blutarm ist und dazu noch Malaria hat. Natürlich hat sie ihre kleinsten Kinder mitgebracht, weil ja sonst zu Hause keiner auf sie aufpassen kann. Sie spielen auf der Erde. So gehen wir von einem Patienten zum anderen und fragen und sehen, wie es jedem geht.



Nun aber schnell zurück ins Behandlungszimmer und Medizin ausgegeben. Zuerst schreibe ich den Namen des Patienten auf. „Ich heiße Purnochondro“ (d. h. übersetzt Vollmond), sagt der Mann, der jetzt vor mir sitzt,

„Aus welchem Dorf kommen Sie denn?“ frage ich. „Aus Hathipahar“ antwortet er. Hathipahar heißt „Elefantenberg“, deshalb frage ich: „Gibt es denn viele Elefanten in Ihrem Dorf?“ „Nein“, lacht er, „früher gab es viele, jetzt aber nicht

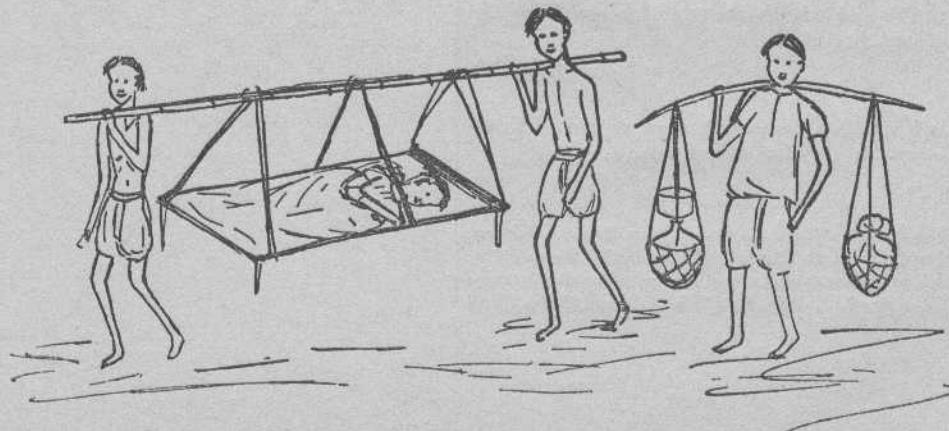


mehr.“ „Was haben Sie denn für Beschwerden“? frage ich weiter. „In meinem Bauch macht es immer gurrr-gurrr, und in meinen Händen und Füßen ist immer dachimm-dschimm-dschimm, dazu habe ich Kreuzschmerzen und keinen Appetit.“ „Möchten Sie eine Spritze haben oder Medizin zum Essen?“ „Ich habe kein Geld für eine Spritze, geben Sie mir nur Medizin zum Essen.“ Er bekommt seine Medizin und geht befriedigt nach Hause.

Der nächste Patient ist ein kluger Junge von 2 Jahren. Als er mein weißes Gesicht sieht, schreit er aus Leibeskräften los. Nur mit Mühe kann ich die Mutter verstehen, die mir sagt, daß der Junge schon seit 14 Tagen Keuchhusten hat und daß es in seiner Kehle immer bäh-bäh macht. Auch sie bekommt ihre Medizin. „Gib mir doch bitte etwas Fiebermedizin und etwas Salbe gegen Kopfschmerzen“, sagt das alte Mütterchen, „ich habe kein Geld für Medizin.“ „Wenn Du mir etwas gibst, wird es Dir auf Deine Gerechtigkeit angerechnet“, meint sie.

Während ich mir alle Klagen anhöre, verarztet inzwischen meine treue Helferin Kripa die Kranken, die schon einmal hier waren, und nur zum Ohrenspülen, Verbandwechseln und Augenmedizin einträufeln gekommen sind. Frau Kripa Dungdung ist eine indische Pastorenwitwe, deren Mann voriges Jahr gestorben ist. Sie hat drei Jungs, zwei gehen in einer Stadt zur Schule, und den kleinsten hat sie mit hierher gebracht. Ich lernte sie gerade kennen, als ihr Mann starb, und fragte sie danach gelegentlich einmal, ob sie Lust hätte, mit mir hier im Dschangal (Urwald) die Krankenhausarbeit anzufangen. Sie sagte, sie wäre bereit, jede Arbeit zu tun, wenn sie nur weiter Jesus dienen könnte. So kam sie mit mir hierher, und ich bin jeden Tag froh, daß ich sie zur Hilfe habe. Eben muß ich sie wieder in Anspruch nehmen; denn der Patient, der gerade hier sitzt, kann absolut nicht begreifen, wann er die Medizin nehmen soll. Dreimal habe ich schon gesagt: „Diese 2 Tabletten nehmen Sie gleich nach dem Aufstehen, diese beiden, wenn die Sonne in der Mitte steht, und diese beiden, wenn die Sonne untergeht, nachdem Sie Ihren Reis gegessen haben. (Uhrzeiten zu nennen hat hier gar keinen Zweck, weil niemand eine Uhr besitzt.) Nachdem Kripa ihm nun noch einmal dasselbe gesagt hat, nickt erverständnisvoll, knotet die Medizin in eine Ecke seines Umschlagtuches, und zieht seines Weges.

Guckt doch mal nach, was draußen plötzlich für ein Auflauf ist! Ach, da bringen sie einen Kranken mit seinem Bett angetragen. Es ist ein Mann, der heute morgen beim Holzhacken im Wald von einem Bären angefallen wurde. Die rechte Gesichtshälfte ist ihm aufgerissen und der Arm tüchtig zerbissen worden. Dies ist schon der siebente von einem Bären angefallene Patient seit meinem Hiersein. Er bleibt hier im Hospital und seine Freunde mit ihm.



Während wir hier im Behandlungszimmer die Patienten betreuen, sind die Angehörigen der Innenpatienten schwer damit beschäftigt, für ihre Kranken das Essen zu kochen. Dazu müssen sie sich erst Holz zusammensuchen, dann machen sie sich aus drei Ziegelsteinen eine Feuerstelle, holen Wasser vom Fluß und bereiten ihren Reis, Gemüse und Gewürze zum Kochen vor. Dann machen sie die Blätterteller und -schüsselchen fertig, und die Mahlzeit kann gehalten werden. Schlimm ist es, wenn ich jemandem verbieten muß, Reis zu essen. „Wenn ich keinen Reis essen darf, dann sterbe ich ja“, sagt der Junge Ischworo. Als ich ihm aber erkläre, daß er innen im Bauch eine Wunde hat und deshalb nicht essen soll, ist er ganz vernünftig.

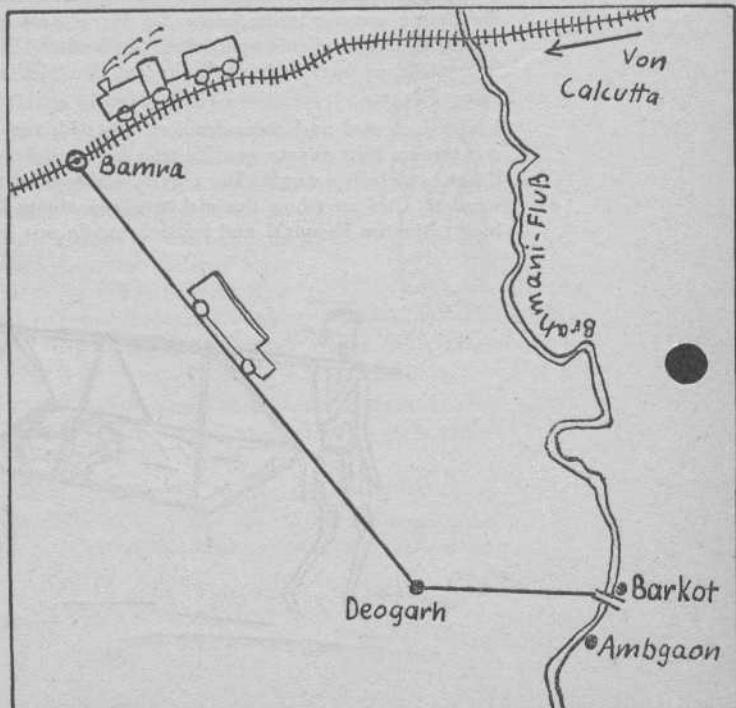
Ist Euch die Zeit auch so schnell vergangen wie mir? Die Sonne steht schon ganz hoch am Himmel, es muß 12 Uhr sein. So läßt uns denn schnell zum Essen gehen — um 2 Uhr kommen schon wieder die ersten Patienten an. Am Nachmittag kann Euch Mansid ein bißchen auf dem Grundstück herumführen und Euch mit in den Dschungel nehmen. Mansid ist hier der Mann für alles. Er muß das Grundstück in Ordnung halten, mindestens zweimal in der Woche zu der 12 km entfernten Post fahren und die Medizinpakete und Briefe abholen, die für uns angekommen sind usw. Wenn Ihr Lust habt, könnt Ihr auch einmal vom Dorf aus im Einbaum über den Fluß fahren und drüben die Dörfer Kendunali und Thakurpali besuchen. Allerdings wohnen in ihnen keine Christen. Wenn Ihr die Christen besuchen wollt, müßt Ihr dann noch eine Stunde durch den Dschungel bis nach Purnopani gehen, dort haben sich Christen aus Chota Nagpur angesiedelt. Hier auf unserer Seite ist das Christendorf Kumargariah etwa 3 km von hier entfernt. Von dort kommt auch jeden Sonntag ein Katechist zu uns und hält uns hier den Gottesdienst auf der Veranda des Wohnhauses. Ja, wir Christen hier sind nur ein kleines Häuflein, und doch vertrauen wir auf die Kraft des Wortes Gottes, das allezeit Wunder tut und Frucht schafft. Immer wieder dürfen wir erleben, wie Gott uns hilft. Wir spüren hier im Krankenhaus bei unserer Arbeit so ganz besonders, wie Euer Mitbeten uns Kraft gibt. Laßt nur nicht nach in Eurer Fürbitte für uns; denn oft schlafte ich abends vor lauter Müdigkeit über meinem Gebet ein, und da ist es mir ein besonderer Trost zu wissen, daß sich auch noch andere Hände falten, um für unsere Arbeit hier Gottes Segen zu erflehen. Dafür sei Euch, liebe Kinder, noch ganz besonders gedankt.

Laßt mich damit für heute schließen und Euch alle ganz herzlich grüßen.

Eure Tante Ilse.

Das nächste Mal nehme ich Euch zu einem Krankenbesuch in ein Heidendorf mit.

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20 (Postcheckkonto Berlin-West 520 50); Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64 (Postcheckkonto Hannover 1083 05) — Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 68



Liebe Kinder!

Habe ich Euch eigentlich schon erzählt, daß ich in eine Schule gehen muß? Nein? Na, dann muß ich es heute tun.

Wüßt Ihr, als ich 1953 nach Indien kam, konnte ich nur Deutsch und Englisch sprechen. Die meisten unserer Christen aber verstehen nur Hindi, und in der Kirche in Ranchi wird auch in Hindi gepredigt. Wenn man nun als Missionar den Heiden von Jesus Christus erzählen will, muß man erst ihre Sprache lernen. Deshalb habe ich auch zuerst Hindi gelernt. Nun soll ich aber nicht in Ranchi bleiben, sondern in die Provinz Orissa gehen und dort als Missionschwester arbeiten. Und denkt nur, in Orissa verstehen viele Leute nicht einmal Hindi, sondern sprechen Oriya. Deshalb muß ich nun jetzt auch noch Oriya lernen. Dafür gibt es eine Sprachschule in Südindien. Es ist das erste Mal, daß ich nach Südindien fahre, und ich glaube, es wird Euch Spaß machen, mit mir auf diese lange Reise zu gehen und eine andere Gegend Indiens kennenzulernen.

Packt schnell Eure Sachen ein. Vergeßt aber nicht, auch warme Sachen mitzunehmen; denn wir fahren zu den Nilgiris, d. h. auf deutsch: Blaue Berge.

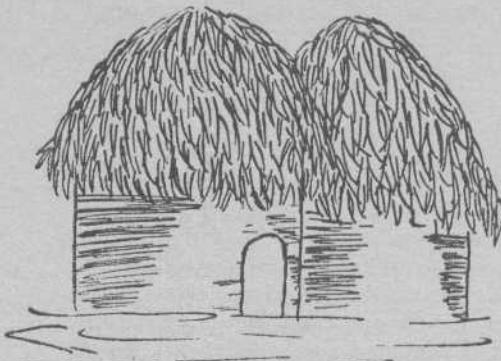
Heute nachmittag um 5 Uhr fahren wir los. Ich habe schon die Fahrkarten bestellt. Wenn man hier auf eine weite Reise geht, muß man das schon einige Tage vorher tun, damit man auch sicher ist, daß man für die Nacht einen Schlafplatz bekommt.

Ihr wollt wissen, warum an manchen Eisenbahnwagen das Bild einer Frau ist? Das ist doch ganz leicht zu raten. Das bedeutet, daß in diesem Abteil nur Frauen fahren dürfen. Weil viele Inder nicht lesen können, malt man einfach ein Bild an die Abteiltür und jeder weiß, was es heißt.

Es gibt 3. Klasse-Wagen mit einfachen Holzbänken und eine bessere 3. Klasse mit gepolsterten Bänken und 2. Klasse-Wagen, die gleichzeitig Schlafwagen sind. Wer eine 2. Klasse-Fahrkarte kauft, hat das Recht, von 9 Uhr abends bis morgens 6 Uhr eine ganze gepolsterte Bank zu belegen. Darauf kann man wunderbar schlafen. Die Fenster in den Abteilen sind alle dreifach. Je nach Wunsch läßt man das Glasfenster, Gazefenster oder die hölzerne Jalousie herunter. Außen sind noch eiserne Querstäbe angebracht, damit niemand durchs Fenster klettern kann. In jedem Abteil sind zwei Ventilatoren, die uns frische Luft zufächeln. — Nun erklingt die Bahnsteigglocke zum dritten Mal, und der Zug setzt sich in Richtung Kalkutta in Bewegung. Um 9 Uhr breiten wir unsere Decken aus und legen uns schlafen. Morgen früh um 6 Uhr kommen wir in Kalkutta an. Dort haben wir einen ganzen Tag Aufenthalt und fahren abends um 6 Uhr weiter nach dem Süden in Richtung Madras. — Der Speisewagenkellner bringt uns das Abendbrot ins Abteil, und dann gehen wir wieder schlafen. Der Zug rollt



Speisewagen-
Kellner



Hütten mit Palmenblättern gedeckt

können erst abends 8 Uhr weiterfahren. Jetzt geht es in südwestlicher Richtung über Erode nach Mettupalayam am Fuß der Blauen Berge. — Was sind wir froh, daß die lange Fahrt endlich zu Ende ist. Jetzt geht es hinauf. $2\frac{1}{2}$ Stunden lang klettert der Omnibus in unzähligen Kurven immer höher hinauf bis nach Kotagiri, das 2200 m hoch liegt. Ihr staunt, wie sich die Umgebung verändert hat? Ja, unten in der Ebene war es heiß, trocken, staubig, und wir schwitzten — und hier oben: frische, grüne Wiesen, viele schöne Blumen, Teegärten, hohe duftende Eukalyptusbäume, und es ist kühl wie im Mai in Deutschland. Man glaubt es kaum, daß es in der Nähe des Äquators so kühl sein kann.

Jetzt gehen wir aber erst einmal zu dem Haus, in dem wir für die nächste Zeit wohnen sollen, und ruhen uns aus von der langen Bahnfahrt. Morgen werden wir uns Kotagiri und Umgebung noch etwas näher ansehen. — Die Krähen machen einen furchterlichen Krach in dem Baum vor unserem Haus. Sie sagen: es ist höchste Zeit aufzustehen und spazieren zu gehen. Das lassen wir uns nicht zweimal sagen, und bald haben wir uns gewaschen, wir frühstücken und ziehen los.

Wie herrlich frisch ist die Luft. Viele Europäer begegnen uns hier. Es sind alles Missionare, die zur Erholung hierher kommen. Die meisten Missionare nehmen nämlich ihren Urlaub im Mai, wenn es in der Ebene zu heiß ist, um richtig arbeiten zu können.

Seht Ihr dort drüben den Mann mit dem großen runden Korb auf dem Rücken? Das ist der Bäcker, der das Brot zu seinen Kunden bringt. In dem kleinen Korb, den er in der Hand hat, sind Plätzchen und kleine Kuchen. Auf der anderen Seite kommt ein Mann mit einem Korb voll Gemüse auf dem Kopf. Jeden Morgen läuft er viele Meilen bergauf und bergab,

immer weiter nach Süden. Es ist heiß, auch die Ventilatoren bringen kaum noch Abkühlung. Der Staub dringt durch alle Ritzen ins Abteil, und immer öfter gehen wir uns waschen. Die Gegend hat sich verändert. Wir sehen viele runde Lehmhäuser mit Palmenblättern gedeckt. Die Palmen hier sind nicht so wie unsere in Chota Nagpur. Sie haben keine langen Wedel, sondern fächerartige Blätter und sind auch kürzer und stämmiger. Die kleinen Mädchen hier tragen lange Röcke und eine kurze weite Bluse.

Nach 40 Stunden ununterbrochener Bahnfahrt kommen wir endlich in Madras an. Wieder haben wir einen ganzen Tag Aufenthalt und



Südindische Kinder

von Haus zu Haus, und versucht sein Gemüse zu verkaufen. Er gehört zu dem Stamm der Badagas. Das sind Inder, die sich hier an den Berghängen angesiedelt haben. Jedes kleine Stückchen Erde nützen sie aus und pflanzen Gemüse und Kartoffeln darauf. Von hier aus werden Kartoffeln in alle Gegenden Indiens verschickt. — Die Badagafrauen tragen keine Saris wie die anderen Inderinnen, sondern haben nur ein weißes Tuch um den Körper gewickelt, das sie unter dem Arm und um die Hüfte mit zwei Bändern festbinden. Dann tragen sie noch ein Tuch über die Schultern und binden ihre Haare in ein Kopftuch. Die Männer haben eine Art Wickelrock an und tragen fast alle goldene Ohrringe. —

Nun guckt einmal nach links hinüber. Könnt Ihr dort am Berghang die Hütten aus Baumstämmen erkennen? Dort wohnen Todas. Sie sind nur ein kleiner Stamm. Keiner weiß so recht, woher sie in alten Zeiten gekommen sind. Manche Leute sagen sogar, sie stammten von den Juden ab und wären aus Palästina gekommen. Man hat nämlich in Palästina genau solche Perlen gefunden wie sie die Todas hier haben. Die Todas bauen ihre Tempel immer an einen Bergabhang. Sie haben aber keine Götterbilder darin aufgestellt. Die Frauen dürfen den Tempel nie betreten und dürfen auch auf keinem Wege gehen, der höher liegt als der Tempel. Wenn die Frau ihren Mann grüßt, dann hebt er seinen Fuß etwas, und sie beugt sich hinunter und berührt mit ihrer Stirn seinen großen Zeh. Sie tragen selbstgewebte Tücher, die eine breite Längsborte haben.

Auch hier oben unter diesen verschiedenen Stämmen arbeiten Missionare und bringen ihnen die frohe Botschaft von Jesus Christus.

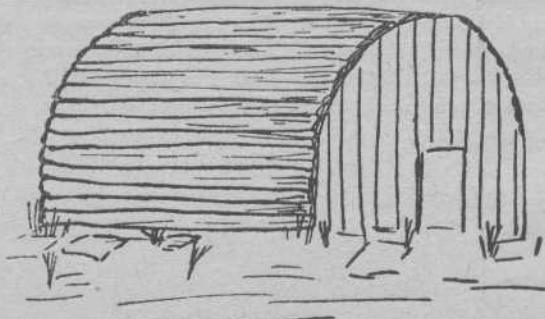
Ein Toda-Mädchen, das Christin geworden ist, arbeitet jetzt sogar als Krankenschwester. Daran könnt Ihr sehen, daß auch Menschen mit so fremden Sitten und Gebräuchen ganz anders werden, wenn das Wort Gottes sie trifft. Sie werden dann wirklich neue Menschen.



Bäcker



Badaga-Frau



Toda-Hütte

Soviel Schönes haben wir hier gesehen und mit dankbarem Herzen gehen wir wieder zurück.

Morgen beginnt der Unterricht in der Sprachschule. Und wenn Ihr dort auch zur Schule geht, dann denkt daran, daß auch ich hier noch lernen muß!



Toda-Ehepaar

Herzlich grüßt Euch

Eure Tante Ilse



Todas-Begrüßung



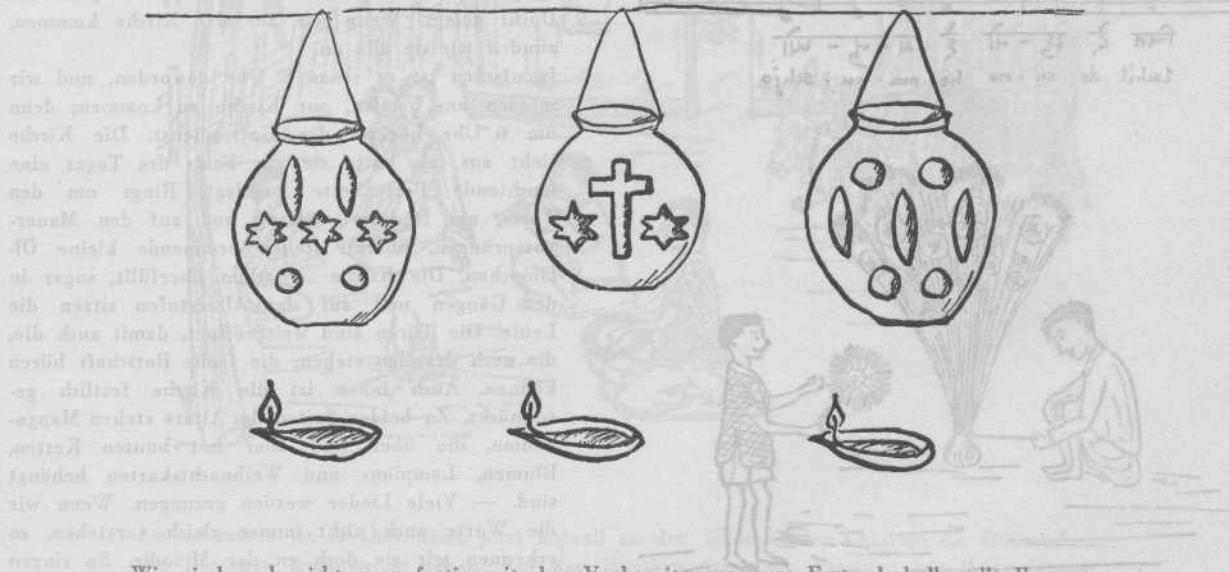
Schwester Ilse Martin, die die sogenannten Kinderbriefe aus der Goßner-Mission in Indien schreibt und selbst bebildert, ist am 18. Januar d. J. in das neu erbaute Missionshospital in Amgao am Brahmanifluß (Prov. Orissa) eingezogen. Das Hospital befindet sich noch im Bau. Schwester Ilse lebt dort noch ganz allein, betreut von einer indischen Pastorenwitwe. Kein weißes Gesicht weit und breit. Täglich wird sie von etwa 40 Kranken aufgesucht. Da der deutsche Missionsarzt noch nicht da ist, muß sie alles allein machen. Schon fehlt es an Medikamenten. Sie bittet, daß ihr Medizin aus Deutschland geschickt wird. Sie bittet darum, daß wir an sie denken und für sie beten. Ihre Anschrift: Schwester Ilse Martin, Mission Hospital, Amgao — P. O. Barkot, via Deogarh — Sambalpur Dt., Prov. Orissa / India.

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20 (Postscheckkonto Berlin - West 520 50); Mainz - Kastel, Eleonorenstr. 64 (Postscheckkonto Hannover 1083 05).

Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 68

Liebe Kinder!

Heute lade ich Euch ein, den „großen Tag“ mit uns zu feiern. Ob Ihr wohl wißt, welcher für unsere indischen Christen der „große Tag“ ist? Es ist Weihnachten, der Geburtstag unseres Herrn Jesus Christus. Es ist der Tag, an dem Gott den Menschen so ganz besonders zeigte, wie lieb er sie hat. Vor beinah 2000 Jahren wurde in einer kleinen Stadt in einem Stall dieses Kindlein geboren, und nur wenige merkten etwas davon — und heute feiert man in der ganzen Welt in vielen verschiedenen Sprachen und mit verschiedenen Sitten und Gebräuchen seinen Geburtstag. Kommt Euch das nicht auch ganz wunderbar vor? Ich habe unseren indischen Freunden schon oft erzählt, wie das Christfest in Deutschland gefeiert wird. Damit nun auch Ihr wißt, wie wir es hier feiern, seid Ihr heute bei uns eingeladen.



Wir sind noch nicht ganz fertig mit den Vorbereitungen zum Fest; deshalb sollt Ihr uns gleich dabei etwas helfen. Vor einigen Tagen haben wir von einem Händler diese Lampen gekauft. Er hat sie selbst aus Ton hergestellt. Wir werden sie jetzt mit buntem Seidenpapier bekleben, damit die ausgeschnittenen Sterne und Figuren schön leuchten, wenn das

लो सर्व पर से मैं आ-ता हु
 lo swarg par se mei a-ta hu
 एक न - हि बात सु - ना - ना हु
 ek na-i bat su-na-na hu
 सु - हाउ - नी और म - नो हार जो
 su-hau-ni aur ma-no-har dscho
 चित दे सु - नो हे म - नु - धो
 tschit de su-no he ma-nu-schjo



Licht dahinter angezündet wird. Bei dieser Arbeit können wir gleich noch das Weihnachtslied lernen, das ich Euch hier aufgeschrieben habe. — Die Melodie kommtt Euch sicher bekannt vor. Ja, Ihr habt ganz recht, es ist das Lied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her....“. Es ist eines der Lieder, die die Missionare in die Hindi-Sprache übersetzt haben. Wenn Ihr die Worte genau so aussprecht wie ich sie daruntergeschrieben habe, dann könntt Ihr auch bald dieses Lied mit den indischen Kindern gemeinsam in ihrer Sprache singen.

Wenn die Lampen fertig sind, hängen wir sie mit den Girlanden auf der Veranda auf und stellen dann auch gleich noch die vielen kleinen Tonlämpchen in die Fenster, auf die Treppenstufen und am Verandageländer entlang auf. Sie müssen noch mit Öl gefüllt werden, und dann wird noch in jedes ein Döcht gelegt. Wenn wir aus der Kirche kommen, zünden wir sie alle an.

Inzwischen ist es schon 5 Uhr geworden, und wir müssen uns beeilen, zur Kirche zu kommen; denn um 6 Uhr beginnt der Gottesdienst. Die Kirche sieht aus, als hätte sie zur Feier des Tages eine leuchtende Perlenkette angelegt. Rings um den Turm, am Dachfirst entlang und auf den Mauerworsprüngen, überall stehen brennende kleine Öllämpchen. Die Kirche ist schon überfüllt, sogar in den Gängen und auf den Altarstufen sitzen die Leute. Die Türen sind weitgeöffnet, damit auch die, die noch draußen stehen, die frohe Botschaft hören können. Auch innen ist die Kirche festlich geschmückt. Zu beiden Seiten des Altars stehen Mangobäume, die über und über mit bunten Ketten, Blumen, Lampions und Weihnachtsgeschenken behängt sind. — Viele Lieder werden gesungen. Wenn wir die Worte auch nicht immer gleich verstehen, so erkennen wir sie doch an der Melodie. So singen wir in Hindi: „Ihr Kinderlein kommet...“ und „Herbei oh ihr Gläubigen...“. Nach der Predigt singen noch die verschiedenen Gruppen unter

unseren Christen je ein Weihnachtslied in ihrer Sprache. Da singen die Urauns, die Mundas, die Kharias und auch wir Deutschen ein Lied. Alle sind wir froh und glücklich und fühlen uns ganz wie eine Familie.

Auf dem Nachhauseweg sehen wir schon hier und da Kinder, die sich Wunderkerzen angezündet haben und Feuerwerkskörper loslassen. Da sprüht gerade eine schöne Fontäne in die Höhe. So etwas mögen die Kinder hier furchtbar gern.



Am schönsten ist es aber doch, jetzt überall an den Häusern der Christen die Öllämpchen und Laternen leuchten zu sehen. Vor den Häusern sitzen die Familien mit ihren Gästen um das Feuer herum, trommeln, flöten und singen. Der Kirchchor und die Singscharen ziehen mit ihren Stallaternen von Haus zu Haus und singen Weihnachtslieder. Wir holen sie ins Haus und bewirten sie mit Tee und Plätzchen.

Das Trommeln, Flöten und Singen nimmt kein Ende. Es ist so recht wie Paul Gerhardt es in seinem Lied: „Fröhlich soll mein Herze springen....“ sagt: „Alle Luft laute ruft: Christus ist geboren!“

Am 1. Feiertag morgens ziehen alle ihre neuen Sachen an, die sie zum Fest bekommen haben, und gehen zur Kirche. Die Jungs bekommen meist ein neues Hemd und eine Hose und die Mädchen ein Kleid und schöne Haarschleifen. So sind dann nicht nur die



Häuser geschmückt, sondern auch die Menschen sehen ganz festlich aus und freuen sich über den „großen Tag“, den sie mit allen Christen in der Welt zusammen feiern können. Wir wünschen Euch allen in Deutschland ein recht frohes Christfest.

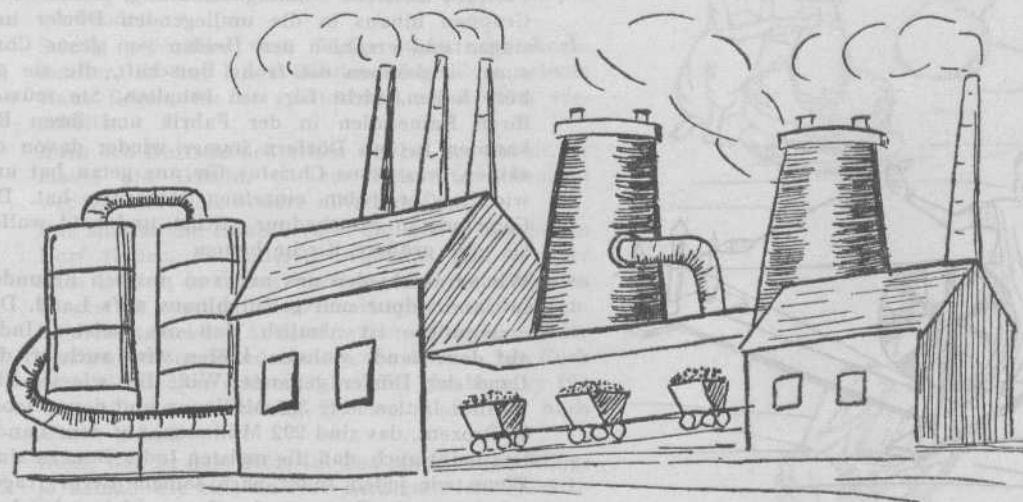
Die indischen Christen und Eure Tante Ilse.

Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19—20 (Postscheckkonto Berlin-West 520 50), Mainz-Kastell, Eleonorenstr. 64 (Postscheckkonto Hannover 1083 05).

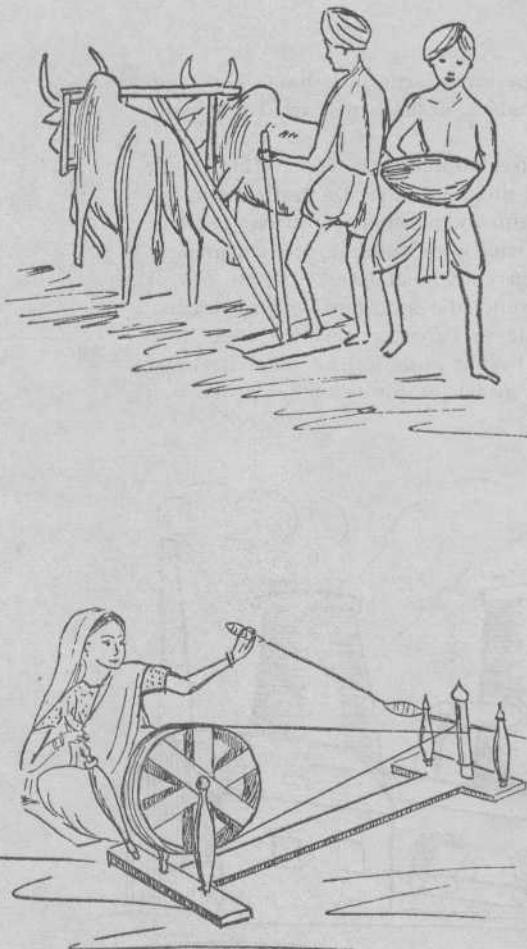
Liebe Kinder!

Habt herzlichen Dank für all die netten Briefe, die Ihr mir geschrieben habt. Viele von Euch haben mich gefragt, was die Inder für Berufe haben, deshalb will ich Euch heute einiges darüber erzählen.

In Indien gibt es ebensolche Großstädte wie in Deutschland, und in ihnen finden wir Menschen, die die gleichen Berufe haben wie viele bei uns zu Hause. Da treffen wir Polizisten, Omnibus- und Straßenbahnschaffner, Eisenbahnangestellte, Büroangestellte, Doktoren usw. Viele der Männer in den Großstädten sind auch ganz europäisch angezogen. — In Bombay, Nagpur und Heiderabad und noch einigen anderen Städten gibt es auch große Textilfabriken, in denen aus der Baumwolle, die auf den Feldern wächst, Garn gesponnen und zu Stoffen verarbeitet wird. In diesen Fabriken arbeiten viele Männer und Frauen — ebenso wie in Europa. — Indien besitzt auch Kohlen- und Erzbergwerke — so finden wir hier auch den Bergmann. Und in den Stahlwerken sehen wir den Arbeiter am Hochofen und an der Drehbank.



Das größte Stahlwerk Indiens befindet sich in Jamshedpur, nur fünf Stunden Bahnfahrt von Ranchi entfernt. Ich glaube, es ist das Beste, wenn wir gleich alle zusammen mal hinfahren und es uns ansehen. In Jamshedpur wohnt auch Mr. Kandulna. Sicher erinnern sich einige von Euch noch an ihn. Er war doch 1952 auf Besuch in Deutschland. Er arbeitet auch bei der Firma Tata — so heißt das große Stahlwerk. Schon von weitem kön-



nen wir die Fabrikschornsteine und Hochöfen sehen. Es ist heiß in Jamshedpur und die Männer, die an den Hochöfen arbeiten, haben es besonders schwer. Der Schweiß läuft nur so an ihnen herunter, und sie trinken Unmengen von Wasser, um keinen Hitzschlag zu bekommen. — Die Stadt ist ganz modern angelegt mit breiten asphaltierten Straßen, elektrischem Licht und Wasserleitungen — aber denkt nur, Kinder, das Wasser, das aus dem Wasserhahn kommt, ist ganz warm! Da braucht man nicht erst den Badeofen zu heizen, wenn man ein warmes Bad nehmen will. Aber glaubt mir, hier in der Hitze möchte man doch lieber kaltes Wasser haben.

Jamshedpur hat 220 000 Einwohner, und 63 000 davon sind bei der Firma Tata beschäftigt. Auch eine ganze Menge unserer Christen arbeiten in dieser Fabrik. In drei Stadtteilen haben sie je eine kleine Kirche und treffen sich dort regelmäßig zu Bibelstunden und Gottesdiensten. Oft in ihrer Freizeit, meistens Sonntagnachmittag, gehen sie in Gruppen hinaus in die umliegenden Dörfer und singen und erzählen den Heiden von Jesus Christus. Sie können die frohe Botschaft, die sie gehört haben, nicht für sich behalten. Sie müssen ihren Kameraden in der Fabrik und ihren Bekannten in den Dörfern immer wieder davon erzählen, was Jesus Christus für uns getan hat und wie lieb er jeden einzelnen Menschen hat. Die Gemeinde in Jamshedpur wächst, und bald wollen sie eine größere Kirche bauen.

Wir verabschieden uns nun von unseren Freunden in Jamshedpur und gehen hinaus aufs Land. Das erstaunliche ist nämlich, daß die meisten Inder auf dem Lande wohnen. Indien wird auch oft das Land der Dörfer genannt. Wißt Ihr wieviel Einwohner Indien hat? 365 Millionen und davon leben 80 Prozent, das sind 292 Millionen, auf dem Lande. Das heißt auch, daß die meisten Inder Bauern sind. Wenn wir jeden Inder nach seinem Beruf fragen würden und alles auf eine lange Liste schrieben, dann würden wir herausfinden, daß durchschnittlich von 10 Indern 7 Bauern sind, 1 Fabrikarbeiter, 1 Angestellter und 1 Geschäftsmann, Doktor oder Rechtsanwalt. — Das ist doch sehr interessant zu wissen, nicht wahr?

Nun laßt uns gehen und sehen, welche Berufe wir auf dem Lande finden. Als erstes natürlich den

Bauern. Aber der Bauer hier hat oft nicht genug Land, um die ganze Familie bis zur nächsten Ernte zu ernähren, so sucht er sich eine Nebenbeschäftigung. Auch seine Frau und seine Kinder helfen mit, etwas Geld zu verdienen. Seht, dort drüben sitzt eine Frau am Spinnrad und spinnt das Garn, aus dem sie später selbst für sich die Saries und für ihren Mann die Dhoties webt. Was sie nicht selbst brauchen, verkaufen sie dann auf dem Markt.



Aber auch einen Schneider gibt es hier im Dorf. Er wohnt zwei Häuser weiter. Er näht meist Kinderkleider, Blusen für die Frauen und Jacken für die Männer für die kalte Zeit. Es ist hier so leicht, herauszufinden, was die Leute für Berufe haben, weil sie alle ihre Arbeit vor den Häusern tun.

Neben dem Schneider wohnt der Töpfer. Er ist eifrig dabei, auf seiner Drehscheibe aus Tonklumpen Wasserkrüge, Töpfe und Vasen herzustellen. Sie werden später in einem besonderen Ofen gebrannt und zum Wasserholen und als Kochtöpfe verwendet.



Schräg gegenüber vom Töpfer wohnt der Korbmacher. Er hat lange Bambusstangen vor seinem Haus liegen, die er spaltet und zu Körben verarbeitet.

Auch den Dorfschmied sehen wir bei der Arbeit. Er macht die Sicheln, die zur Reisernte gebraucht werden und viele andere nützliche Dinge.

Das sind so die Hauptberufe, die wir in fast jedem Dorf finden. In anderen Gegenden gibt es aber auch Dörfer, in denen wunderschöne Schnitzereien hergestellt werden, Holzschnitzereien und Elfenbeinschnitzereien. Andere weben Teppiche oder machen schöne Handarbeiten. So könnte ich Euch noch viel zeigen und erzählen. Ich glaube aber für heute haben wir genug gesehen. Laßt uns nach Hause gehen.

Doch, was ist das? Hört Ihr das Singen? Das klingt ja beinah wie eins unserer Kirchenlieder. Tatsächlich, dort unter dem großen Mangobaum sitzt eine Gruppe von Kindern und lernt das Lied: „Gott ist die Liebe...“ — Der es ihnen beibringt, ist Simon Topno, ein Katechist. Seht Ihr, Kinder, das ist ein Beruf, der erst mit dem Christentum in dieses Land gekommen ist. — Simon Topno wohnt im Nachbardorf und hat auch ein Stück Land, wie alle anderen. Er lebte auch wie alle anderen in



seinem Dorf. Doch nachdem er Christ geworden war, ging es ihm genau wie den Christen in Jamshedpur. Er konnte die frohe Botschaft nicht für sich behalten, sondern mußte sie weitersagen. Er nahm an einem Kursus teil, in dem er noch vieles aus der Bibel lernte, und er geht von Dorf zu Dorf und predigt. Er hält Kinderstunden und Bibelstunden und unterrichtet diejenigen, die gern Christen werden wollen.



In unserer Goßnerkirche gibt es 600 solcher Katechisten und 103 Pastoren, die es alle als ihre größte Aufgabe ansehen, anderen von Jesus Christus zu erzählen. Sie bitten Euch, mit beten zu helfen, daß noch viele Heiden den Weg zu Jesus Christus finden.

Herzlich grüßt Euch
Eure Tante Ilse

Gossner-Mission, Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64, (Postscheck-Konto Hannover 1083 05)

GOSSNER-MISSION

Ranchi (Indien), April 1954

Liebe Kinder!

Das war fein, daß so viele von Euch an mich geschrieben haben. Besonders habe ich mich über Eure vielen Fragen gefreut und will nun heute versuchen, einige davon zu beantworten. Da so viele von Euch noch mehr darüber hören wollten, was die indischen Kinder zu Hause tun, ob sie zur Schule gehen und was sie spielen, habe ich gedacht, es ist das Beste, wenn wir zu Mani gehen und uns was von ihr erzählen lassen. Ihr Vater ist Lehrer in der Bethesda Schule. Sie hat noch vier Schwestern und zwei Brüder. Ein Bruder und eine Schwester sind schon verheiratet. Mani, Luis und Rassi gehen zur Bethesda Mädchenschule, und ihr Bruder Mohan zur Jungens-Oberschule. Patricia, die zweijährige, ist das Nesthäkchen. Wir werden mit großer Herzlichkeit empfangen und müssen natürlich erst Tee trinken und von den indischen Süßigkeiten kosten. Versucht erst einmal die Rasagollas. Sie sehen aus wie kleine Schneebälle und sind wunderbar saftig und süß. Sie werden aus Quark, Mehl und Syrup hergestellt. Bestimmt schmecken Euch auch die Jalebis, die goldbraunen Spiralen, die aus Mehl, Zucker und Rosenwasser geformt und erst in Fett gebacken und dann für ein paar Minuten in Syrup gelegt werden. Nach all dem Süßen müßt Ihr unbedingt noch ein paar Nimkis essen, die sind salzig und gewürzig.

Nun fängt Mani an zu erzählen: „Morgens um 5 Uhr stehen wir auf. Mutter macht als erstes Feuer und meine Schwester Rassi hilft ihr, die Chapatties fürs Frühstück zu machen. Aus Mehl, etwas Salz und Wasser macht sie einen festen Teig, rollt ihn ganz dünn aus und bäckt ihn auf einer heißen Eisenplatte. Das ist unser Brot. Dazu trinken wir Tee mit Milch und Zucker.“

Auf der Zeichnung könnt Ihr Rassi sehen, wie sie in der Küche arbeitet.



Mein Vater besorgt inzwischen die Kühe, Luis, Mohan und ich gehen zum Brunnen zum Waschen und Wasserholen. Am Brunnen ist immer reges Leben. Meistens badet Frau

Tirkey gerade ihren kleinen Jungen und Frau Surin wäscht ihre Saris. Der Brunnen ist sehr, sehr tief. An einer Kette hängt der Eimer, mit dem wir an einem langen Seil das Wasser heraufziehen und in unseren Tonkrug gießen, den wir auf dem Kopf nach Hause tragen.



Nach dem Frühstück hält uns Vater die Morgenandacht. Wir singen ein Lied aus unserem Gesangbuch, das in Hindi geschrieben ist, dann liest uns Vater eine Geschichte aus der Bibel vor und wir beten miteinander.

Um 8 Uhr beginnt die Schule. Vorher lesen wir schnell noch einmal unsere Aufgaben durch. Wir gehen sehr gern zur Schule und möchten viel lernen. Nicht alle Kinder können zur Schule gehen. Es ist nicht Pflicht und deshalb behalten manche Eltern ihre Kinder zur Arbeit zu Hause.

In der ersten Stunde haben wir Rechnen. Da lernen wir, daß 1 Rupie 16 Annas hat und 1 Anna 4 Pice. Da ist das Rechnen nicht ganz so einfach wie bei Euch, wo 100 Pfg. 1 DM sind. Dann lernen wir auch Hindi schreiben und lesen und vieles andere mehr. Auf der Tafel könnt Ihr die ersten Buchstaben des Hindi-Alphabets sehen. Es sind: k, kha, g gha; darunter stehen: ah, ih, uh und oh.

Wir sitzen alle auf einer Matte auf dem Fußboden und haben unsere Bücher auf dem Schoß.

Während wir in der Schule sind, bereitet Mutter das Mittagessen vor. Wir essen jeden Tag zweimal Reis mit Erbsenbrei und Gemüse. Fleisch essen wir nur an ganz besonderen Festtagen. Mutter muß den Reis immer erst von den Hülsen befreien. Dazu haben wir vor unserem Haus ein ca. 30 cm tiefes Loch mit einem Durchmesser von ca. 50 cm, das wie ein Trichter aussieht. Dahinein kommt der Reis. An einem langen Balken ist vorn



ein senkrechter Block angebracht, wie bei einem Hammer, der gerade in dieses Loch hineinpaßt. Der Balken liegt auf einem Stein und kann nun wie eine Wippe auf- und niederbewegt werden und befreit dadurch den Reis von der äußeren Schale. Auf dem Bild könnt Ihr sehen, wie Mutter das macht. — Anschließend tut sie den Reis auf die Schütte, bläst die Spelzen hinweg und liest die Steinchen heraus. Nun ist er kochfertig. Dann zerreibt Mutter noch zwischen zwei glatten Steinen die ganzen Gewürze, die ins Gemüse kommen. Diese Mischung nennen wir dann Curry. Davon gibt es viel verschiedene Arten und wir essen es sehr gern.

Nach dem Essen machen wir schnell unsere Schularbeiten und dann dürfen wir spielen gehen.

Gegen 4 Uhr müssen wir aber schon wieder anfangen, trockene Blätter und Kuhdung fürs Feuer zu sammeln. Hier in Ranchi gibt es nicht soviel Holz und es ist teuer. Der Kuhdung wird mit Heu und trockenen Blättern vermischt, zu Klößen geformt und in der Sonne getrocknet, er brennt dann sehr gut.

Nach dem Abendessen sitzen wir beim Schein einer Petroleumlampe noch ein Weilchen zusammen und singen Lieder aus unserem Gesangbuch, die wir auswendig können. Dann breiten wir unsere aus Palmenblättern geflochtenen Matten auf dem Fußboden aus und gehen schlafen.

Das ist unser Tageslauf.

Eins muß ich Euch aber noch erzählen, was wir besonders gern haben: das ist unser Kinder-Samadsch am Sonnabend. Abends um 6 Uhr kommen alle Kinder aus der Nachbarschaft bei uns zusammen. Wir sind meistens 30 Kinder. Andere Gruppen treffen sich in anderen Häusern und von überall hören wir das Singen unserer Kirchenlieder. Meistens kommt ein Student aus dem Seminar und erzählt uns Geschichten aus der Bibel.

Zu Beginn singen wir immer erst ein Lied und sagen dann unser Glaubensbekenntnis. Nachdem wir die Biblische Geschichte gehört haben, sprechen wir noch darüber und dann lernen wir noch einen Spruch oder ein neues Lied. Das gefällt uns allen sehr gut. Sonntags haben wir immer zweimal Kindergottesdienst, nämlich morgens um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr und nachmittags um 2 Uhr. Nachmittags sprechen wir mit unseren Helfern über die Geschichte, die wir früh gehört haben. Wir freuen uns, wenn wir immer mehr von unserem Herrn Christus hören können. Ihr glaubt garnicht, wieviel Kinder jeden Sonntag zur Kirche kommen.



Wir haben auch manche Ämter. Eins davon ist das Reisopfer einsammeln. Dazu muß ich Euch erzählen, daß viele unserer Christen sehr arm sind. Da sie aber trotzdem etwas für ihre Kirche geben wollen, nehmen sie jeden Tag von dem Reis, der für ihre Mahlzeit bestimmt ist, eine Handvoll und legen sie beiseite. Dieser Reis wird nun jeden Sonnabend von uns abgeholt und in die Kirche gebracht. Dort stehen zu beiden Seiten des Altars zwei große Tonnen, in denen der Reis gesammelt wird. Später wird dann dieser Reis verkauft und das Geld für die verschiedenen Aufgaben der Kirche verwendet."

Ja, liebe Kinder, da hat uns Mani wirklich viel Neues erzählt und wir sind ihr sehr dankbar dafür. Jetzt wissen wir doch wieder etwas mehr über unsere indischen Freunde. Wir sagen: „Herzlichen Dank!“ und „Jishu Sahai“. Das ist der Gruß, mit dem unsere Christen sich begrüßen. Es heißt auf Deutsch: „Jesus ist unsere Hilfe.“

Herzlich grüßt Euch
Eure Tante Ilse

Gossner Mission, Mainz - Kastel, Eleonorenstraße 64, (Postscheck - Konto Hannover 1083 05)

Liebe Kinder!

Wißt Ihr schon das Neueste? Wir sind zu einer Hochzeit eingeladen worden und Ihr sollt alle mitkommen. Hier dauert eine Hochzeit immer noch 4—6 Tage. Da gibt es wieder viel zu sehen für uns.



Jetzt werden wir uns gleich aufmachen und erst einmal ein Hochzeitsgeschenk kaufen. Am besten gehen wir in den Pital-Laden, da gibt es so schöne Vasen, Teller und Schüsseln, alle aus blankem Messing. Seht, da ist eine schöne Schüssel mit einem feinen Muster innendrin, die werden wir nehmen. Die wird der Braut sicher auch gefallen. — Die Zeit ist ja so schnell vergangen. Heute ist schon die Trauung in der Kirche. Macht Euch schnell fertig, die erste Glocke hat schon geläutet. Ach, die Kirche ist ja so voll. Hoffentlich kriegen wir noch einen Platz. Seht, da kommt auch schon das Brautpaar. Die Braut hat eine schöne weißseidene Sari mit einer breiten Goldstickerei-Borde an und einen kurzen Schleier auf dem Kopf, der von einem weißen Rosenkranz festgehalten wird. Der Bräutigam trägt einen europäischen Anzug. Die Trauung ist genau wie bei uns zu Hause.

Nach der Trauung geht die ganze Hochzeitsgesellschaft mit in das Dorf der Braut, wo bis morgen abend gefeiert wird. Wir gehen aber nicht mit dorthin, da es zu weit ist. Wir warten noch bis übermorgen, wenn sie alle zum Haus des Bräutigams kommen um dort weiterzufeiern.

Nun ist es schon Dienstag abend geworden. Hört Ihr das Trommeln und Singen? Seht nur die vielen jungen Leute dort. Was soll das nur heißen? Ach, jetzt weiß ich es —



heute wird die Braut zum Haus des Bräutigams gebracht. Der Zug kommt recht langsam voran. Im Schein der Fackeln tanzen die Jungen und Mädchen zum Takt der Trommeln singend um die Braut herum. Das geht vorwärts, rückwärts und wieder im Kreise herum, so ähnlich wie manche unserer Volkstänze in Deutschland.

Endlich ist auch der Mittwochabend herangekommen und wir gehen zum Hochzeitessen. 300 Familien sind eingeladen worden, d. h. daß mindestens 500 Personen zum Essen da sein werden. Wie werden die Leute das bloß machen? Sie haben doch nur so kleine Häuser und soviel Besteck und Geschirr hat doch auch niemand. Ja, zu Hause wäre das wohl auch nicht möglich, aber in Indien geht das alles.

Im Hochzeitshaus angekommen geben wir erst einmal unser Geschenk ab, sprechen noch ein paar Worte mit dem Brautpaar und sind uns dann selbst überlassen. Kommt, jetzt werden wir uns erst einmal etwas umsehen.

Viele Leute sitzen schon unter dem großen Blätterdach und warten auf das Essen. Auf der Zeichnung könnt Ihr sehen, wie es aufgebaut ist. Lange Bambusstangen sind zusammengebunden worden und darüber hat man Zweige gelegt. Auf dem Erdboden liegt schönes sauberes Stroh. Zur Beleuchtung hat man Stallaternen aufgehängt. Elektrisches Licht haben hier nur wenige Leute.



Die Frauen sitzen mit ihren Kindern zusammen. Die älteren Männer haben sich in eine Ecke zurückgezogen und unterhalten sich. Die jüngeren Männer sitzen um die Trommler herum, schlagen den Takt mit den Händen mit und singen ein Lied nach dem anderen. Ab und zu tanzt auch einer, um seiner Freude Ausdruck zu geben. Dort hinter der Blätterwand muß die Küche sein. Da müssen wir hin. So etwas habt Ihr noch nicht gesehen. Da sind zwei lange Rinnen ausgegraben worden, ungefähr 30 cm tief und 25 cm breit. Darinnen brennt ein lustiges Feuer und darauf stehen 6 große Tontöpfe, in denen Reis, Erbsen und Gemüse kochen. Rufus und Daramdas sind gerade dabei, das Wasser von einer fertigen Portion abzugeßen. Neben dieser Feuerrinne sind noch aus Ziegelsteinen 2 Feuerstellen zurechtgemacht worden, auf denen in großen Töpfen das Fleisch kocht.

Kommt schnell mit zurück, der Herr Pastor ist gekommen und will die Andacht halten. Alle hören aufmerksam zu. — Immer wenn ich hier zu einer Hochzeit gehe, werden mir die Hochzeitsgeschichten aus der Bibel ganz lebendig. Vieles wird darin genau so erzählt, wie es hier vor sich geht. Da wird auch tagelang gefeiert. Viele werden eingeladen, Jeder darf dazu kommen. Die Hauptsache ist die gemeinsame Mahlzeit. Wenn man in ein Haus kommt, werden einem die Hände gewaschen und noch so vieles andere.

Ihr wolltet ja noch wissen, wie es mit dem Geschirr und Besteck ist. Seht Ihr da drüben

Minni? Sie ist gerade dabei, Blätterteller auszuteilen. Denn jetzt sollen die Kinder zu essen bekommen. Sie haben ihre Hände gewaschen und sitzen nun in einer langen Reihe. Jedes hat einen Blätterteller vor sich und ein kleines Schälchen, auch aus Blättern gemacht.

Auf den Teller kommt der Reis, darüber Dhal, das ist die Erbsensoße, und das Gemüse. In das kleine Schälchen kommt das Fleisch. Fleisch ist etwas ganz Besonderes für die Leute hier, denn das gibt es wirklich nur an Festtagen.

Das Tischgebet wird gesprochen. Nun darf Ihr anfangen zu essen.

Ihr müßt aber auch mit der Hand essen, wie die indischen Kinder. Besteck gibt es nicht. Paßt schön auf, wie sie es machen. Es geht sehr gut. Der Reis ist ja ganz trocken, davon macht man dann einfach mit Soße und Gemüse eine Kugel, legt sie auf 4 Finger der rechten Hand und schiebt sie mit dem Daumen in den Mund. Nach dem Essen bekommt man wieder die Hände gewaschen.

Die Blätterteller werden eingesammelt und in eine Ecke gelegt. Dort lecken sie die Hunde ab und am nächsten Morgen fressen sie die Ziegen auf. So haben alle etwas davon und niemand braucht abzuwaschen. Ist das nicht schön praktisch?

Jetzt, wo Ihr Kinder fertig seid mit Essen, wird für die Frauen aufgetragen und ganz zuletzt für die Männer.

Inzwischen ist es schon sehr spät geworden und Zeit, für uns nach Hause zu gehen. Die Inder hören noch nicht so bald auf zu feiern. Noch im Einschlafen hören wir die Trommeln und den Gesang.

Hoffentlich hat es Euch allen gefallen.

Herzlich grüßt Euch
Eure Tante Ilse



Gossner Mission, Mainz - Kastel, Eleonorenstraße 64 (Postscheck - Konto Hannover 1083 05)

Liebe Kinder!

Ich nehme an, daß Ihr schon gehört habt, daß ich im Februar Deutschland verlassen habe, um als Missionarin nach Indien zu gehen.

Im März dieses Jahres kam ich hier in Ranchi an. Die ersten Monate war es sehr warm, fast jeden Tag 35—40 °C. Am 16. Juni hat aber die Regenzeit eingesetzt und seitdem regnet es fast jeden Tag. Dadurch ist es jetzt auch kühler geworden aber so 25—30 ° ist es immer noch.

Ranchi, wo ich jetzt wohne, ist eine richtige indische Stadt mit ungefähr 100 000 Einwohnern. Nur wenige davon sind Christen. Hier in Ranchi allein gibt es nur ungefähr 10 000. Zu unserer Gossner-Kirche gehören davon 4 000. Zum Kindergottesdienst kommen jeden Sonntag mindestens 1000 Kinder. — Aber von den Kindern und was sie alles so hier in der Kirche tun, will ich Euch später in einem zweiten Brief erzählen.

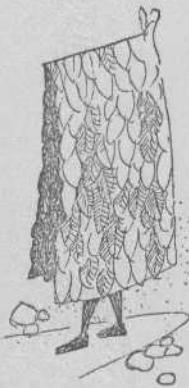
Heute wollen wir erst einmal alle zusammen durch Ranchi spazieren und uns die verschiedenen Leute ansehen.

Wir nehmen uns jeder einen großen schwarzen Regenschirm, denn es regnet ordentlich, und gehen auf einer aufgeweichten Straße an unserer Kirche vorbei auf die Hauptstraße. Kaum haben wir uns dort blicken lassen, kommt gleich ein Inder mit einer Rikscha, so heißt das dreirädrige Fahrrad, das ich Euch aufgezeichnet habe, angefahren und fragt uns, ob er uns fahren kann. — Hier gibt es nämlich keine Straßenbahn und wenn man weit zu gehen hat, was in der Hitze nicht immer so angenehm ist, läßt man sich eben von solch einer Rikscha fahren. Es ist nicht sehr teuer. Man bezahlt je nachdem, wie weit man fährt. Zwei Leute haben immer darin Platz. Wir werden uns heute auch dieses Vergnügen leisten, damit wir schneller vorankommen. Die indischen Frauen tragen keine Kleider wie wir, sondernwickeln sich ein 5—6 m langes Stück Stoff um den Körper. Wie, das könnt Ihr auch an meinen Zeichnungen sehen. Meistens haben sie noch eine kleine Bluse darunter. Dieses Gewand nennt man eine Sari.

Ach, guckt jetzt schnell über die Straße, das sieht ja aus wie ein wandelndes Blätterdach: bloß Blätter zusammengesteckt und darunter gucken 2 braune Beine heraus. Ja, da staunt Ihr, das ist eine Regencape!

Die Inder sind nämlich sehr arm und können sich keinen Regenmantel kaufen, d. h. die meisten nicht, es gibt auch reiche Inder. Die armen Inder nun, machen sich aus den Blättern eines bestimmten Baumes dieses Cape, das sehr schön gegen den Regen schützt. Daneben geht ein anderer Mann, der einen großen Regenschirm aus Bambusgeflecht hat. Leider kann man einen solchen Schirm nicht zusammenklappen und er ist auch schwer —, aber er schützt gegen den Regen, was ja die Hauptsache ist. Auch diese Schirme machen die Inder in den Dörfern selber. Sie benutzen die gleichen sogar, wenn sie im Regen auf ihren Reisfeldern arbeiten. — Dieser Mann mit dem Schirm





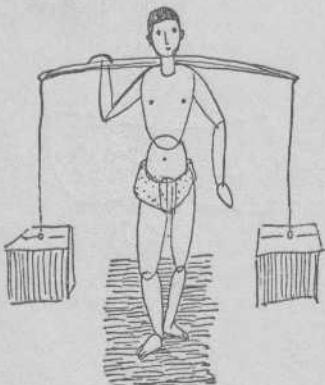
hat auch keinen Anzug an, wie bei uns zu Hause die Männer. Um die Beine hat er sich ein langes Tuch gewickelt, so daß es wie Hosen aussieht; das nennen die Inder eine Dhoti. Obenherum hat er sich einfach eine schöne rote Wolldecke gewickelt. — Überhaupt Farben kann man hier sehen! Ganz leuchtend Rot oder Blau oder Lila. Zu Hause würde das gar nicht hübsch aussehen aber hier wirken die Farben ganz anders und man freut sich, wenn man so etwas richtig Leuchtendes sieht. Die meisten Männer gehen ja in Weiß mit einer bunten Kante.

Doch jetzt gibt es wieder etwas Interessantes zu sehen, nämlich eine Frau, die ein großes Strohbündel auf dem Kopf trägt. Sie kommt sicher aus einem Dorf und will es in der Stadt verkaufen. Hier tragen die Frauen alles auf dem Kopf, auch die großen Tonkrüge, in denen sie das Wasser vom Brunnen holen. Wassерleitungen gibt es hier noch nicht.

Dann gibt es hier auch keine Kinderwagen; die Mütter tragen ihre Kinder in ein Tuch eingewickelt auf dem Rücken und nehmen sie überallhin mit. Zum Wasserholen, zum Einkaufen, in die Kirche und auch bei der Arbeit haben sie die Kinder bei sich auf dem Rücken. Den Kindern scheint das sehr gut zu gefallen.

Alle Kinder haben schwarze Haare und dunkle Augen. Da gibt es nicht so viel Unterschiede wie bei uns. — Es gibt noch viel mehr in der Stadt zu sehen, aber da müssen wir ein andermal wieder hingehen, sonst wird es heute zuviel. — Auf dem Heimweg treffen wir noch den „Paniwalla“ — so heißt der Wasserträger. Er hat eine dicke Stange über den Schultern, woran an 2 Stricken 2 große Eimer oder Blechbüchsen hängen, in denen er das Wasser holt. — Er bringt auch mir morgens und abends das Wasser vom Brunnen.

Nun wollen wir schnell noch in eines der indischen Häuser hineinsehen. Ja, Ihr wundert Euch, da sind keine Stühle, Tische und Schränke, sondern nur ein paar Strohmatten stehen zusammengerollt in der Ecke und über einer Stange an der Wand hängen die Saries und Dhoties und ein paar Kinderkleidchen. Es ist ziemlich dunkel in dem einen Raum, denn oft sind in den Häusern gar keine Fenster oder nur ein kleines ohne Glas, eigentlich nur ein Loch. In einer Ecke ist die Feuerstelle. Einen richtigen Ofen gibt es nicht, auch keinen Schornstein. Der Rauch zieht durch die Ritzen im Hüttendach ab.



Die Hauptmahlzeit der Inder ist Reis und Dhal (eine Art Erbsenbrei). Sie leben wirklich sehr einfach. Schlafen tun sie einfach auf einer Strohmatte auf dem Boden. — Natürlich gibt es auch reiche Inder, die in großen schönen Häusern wohnen, aber die meisten leben doch so einfach, wie ich es euch beschrieben habe.

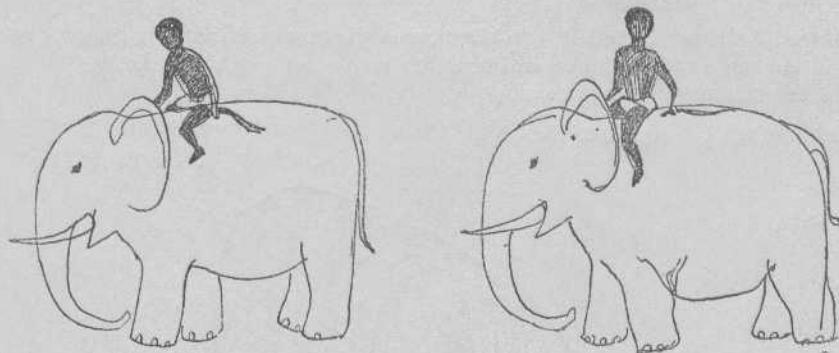
Das soll nun erst einmal genug sein für heute. Das nächste Mal erzähle ich Euch noch mehr.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Ihr mir auch einmal einen Brief schreiben würdet und auch Fragen stelltet, damit ich weiß, was Euch noch interessiert und was Ihr gern wissen wollt.

Es grüßt Euch alle ganz herzlich
Eure Tante Ilse.

sich Rat holen. So merken wir gar nicht, wie weit die Zeit schon vorgeschritten ist. Es ist schon höchste Zeit ins Bett zu gehen. Nun vergeßt aber nicht, Euer Moskitonetz aufzuspannen, sonst könnt Ihr Euch vor den Mücken nicht retten. Es ist wunderbar, wenn man dann im Bett liegt und weiß, die Mücken können einen nicht mehr stechen.
— Was rauscht da nur so?

Ach, jetzt weiß ich es, es ist der Wasserfall, der hinter dem Rasthaus die steile Felswand herabgestürzt kommt. Schnell öffne ich die Tür und sehe mir das schöne Bild an. — Ja, was ist denn dort? Eins, zwei, drei, vier, fünf, nein sechs Tiere mit langen Schwänzen springen und klettern von der einen Seite der Felswand auf die andere hinüber. Es sind Affen! Schade, daß ich kein Fernrohr habe, um sie noch besser beobachten zu können.



Nun kommt der dritte Abschnitt unserer Reise. Wieder mit dem Omnibus fahren wir bis nach Barkot am großen Brahmanifluß. Ungefähr 600 m breit ist hier das Flußbett. Jetzt in der Regenzeit ist der Fluß ganz voll und das Wasser ist von dem Sand gelb. Eine Brücke hinüber gibt es noch nicht und deshalb müssen wir uns von einem Boot hinüberfahren lassen. Das dauert beinah eine halbe Stunde.

Nun sind wir am anderen Ufer und haben keine Fahrgelegenheit mehr. Das einzige Fahrzeug, das uns begegnet, ist ein Ochsenwagen. Doch eins gibt es noch, und dazu verhilft uns ein Inder. Wir bekommen ein paar Fahrräder geliehen. Das ist großartig! Allerdings ausgerechnet, als wir losfahren, fängt es an zu gießen, was nur vom Himmel herunterkann. Dazu noch Gegenwind. Die aufgeweichte, sandige Straße macht die Freude noch vollkommen. Eine Brücke ist kaputt und wir müssen unser Fahrrad durch den Schlamm tragen. Wie gut, daß wir trockene Sachen mitgenommen haben! In Amgao angekommen gehen wir schnell ins leerstehende Schulhaus und ziehen uns um. Die Schulkinder haben frei bekommen, um auf den Feldern mit helfen zu können. — Wie eine indische Dorfschule aussieht, darüber schreibe ich Euch später noch einmal. Nun hat der Regen etwas nachgelassen und wir können unser Grundstück besuchen. Es liegt direkt am Fluß. Ich sehe im Geiste schon das Krankenhaus, die Kirche und

eine Schule dort stehen. Es ist ein sehr schöner Platz und wir freuen uns über ihn. Unsere Christen in dem kleinen Dörfchen warten auch schon froh auf unser Kommen. Nachdem alles Geschäftliche erledigt ist, machen wir uns auf den Heimweg. Jetzt ist es leichter mit dem Wind im Rücken und weniger Regen. — Da liegt eine tote Schlange auf der Straße. Sicher hat sie jemand erschlagen und wollte sich nun den Spaß machen, andere Leute damit zu erschrecken. Allerdings hätte er dann die Schlange nicht so gerade wie einen Stock hinlegen dürfen, denn eine lebendige Schlange ringelt sich doch. So schnell fallen wir nicht auf solche Sachen herein.

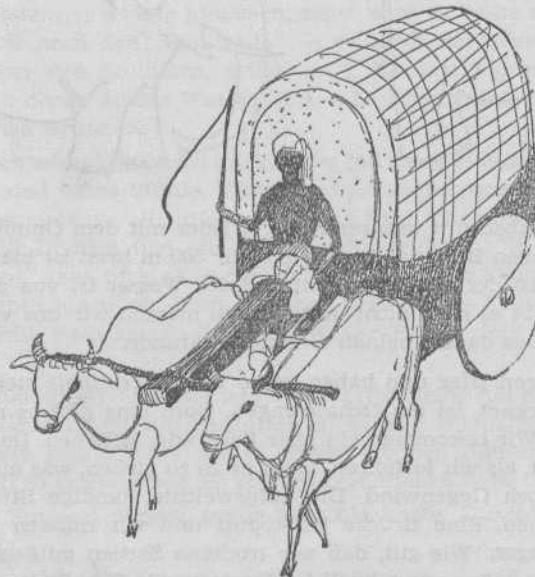
Obwohl es hier im Dschungel wilde Elefanten und Tiger geben soll, begegnet uns nicht ein einziges Tier. Es ist auch besser so.

Müde kommen wir wieder in Barkot an und am nächsten Tag geht es denselben Weg zurück, den wir gekommen sind.

Am Mittwoch treffen wir, erfüllt von allem, was wir gesehen und erlebt haben, wieder in Ranchi ein und erzählen unseren Freunden von unserer schönen Reise.
Euch hat es doch gefallen, nicht wahr?

Auf Wiedersehen bis zum nächsten Mal.

Eure Tante Ilse.



Wollt Ihr noch mehr solcher Briefe aus Indien haben? Dann schreibt Eure Adresse an die Gossner Mission in Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64 (Postscheck-Konto Hannover 108305).

Ranchi, 1953

Liebe Kinder!

Neulich sind wir zusammen durch Ranchi gegangen und haben viele interessante Dinge gesehen. Doch heute habe ich eine ganz besondere Überraschung für Euch. Morgen wollen wir nach Barkot — Amgao zu unserer neuen Missionsstation fahren. Das Land



dafür haben wir eben erst von der indischen Regierung bekommen und wir wollen dort ein Krankenhaus, eine Kirche und eine Schule hinbauen und dann auch dort vielen Heiden von unserem Herrn Christus erzählen.

Nun laßt uns schnell alles einpacken, was wir für die lange Reise brauchen. Eine Woche werden wir unterwegs sein. Gasthäuser wie bei uns gibt es hier nicht, deshalb muß man manche Sachen mitnehmen, an die man zu Hause gar nicht denkt.

Vor allen Dingen einen Kochtopf, Tassen und Teller, Besteck und Teekanne, eine Feldflasche für Trinkwasser. Dann brauchen wir noch Reis und Erbsen, Gewürze, Brotmehl, auch Butter und etwas Käse und Wurst in Büchsen. Gemüse und Obst kaufen wir uns unterwegs auf den Märkten.

Dann dürfen wir aber auch unsere Bettwäsche nicht vergessen, Waschzeug und Sachen zum Wechseln. Auch der Regenschirm muß mit, da wir ja noch immer mitten in der Regenzeit sind. — Ich glaube, das ist alles.

Nun ist der Donnerstag gekommen und die Reise geht los. Im Omnibus dürfen wir gleich in der ersten Bank hinter dem Fahrer sitzen und können so alles schön übersehen. Bald haben wir Ranchi hinter uns gelassen und fahren durch das schöne grüne

Land. Überall arbeiten die Bauern fleißig auf ihren Reisfeldern. Ihr wißt doch, daß die Inder fast immer nur Reis essen.

Dort drüben rechts könnt Ihr ganz deutlich sehen, wie die Felder terassenförmig angelegt sind und um jedes Feld eine $\frac{1}{2}$ m hohe Erdmauer ist, die das Wasser drin halten soll. Der Reis braucht nämlich zum Wachsen viel Feuchtigkeit. Manche Bauern pflügen den durch den vielen Regen schon ganz schlammig gewordenen Boden noch 3—4 mal um, bis ein richtiger Morast entsteht und setzen dann dahinein die vorgezogenen Reispflanzen, und lassen sie wachsen bis zur Ernte ohne noch viel dazu zu tun. Andere Bauern wieder säen am Anfang der Regenzeit, das ist Mitte Juni, den Reis und dann, wenn die Pflanzen ca. 20 cm hoch geworden sind, werden sie verzogen und später wird noch etliche Male das Unkraut ausgejätet.

Im September — Oktober wird dann der Reis geerntet. Die Bauern hier haben längst nicht so schöne Pflüge, wie unsere in Deutschland, sondern einen ganz primitiven Holzpfug. Auf der nächsten Seite seht Ihr eine Zeichnung davon.

Ach, jetzt haben wir gar nicht gemerkt, wie schnell wir vorwärtsgekommen sind. Da ist ein großes Schild an der Straße, darauf steht

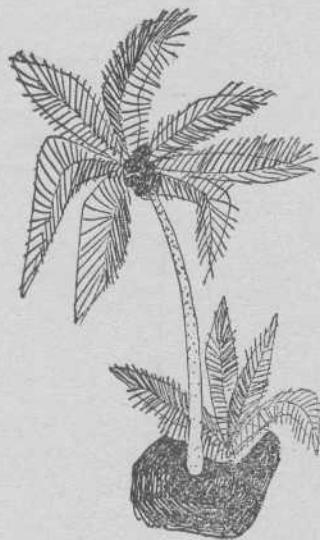
GHAT BEG INS

Das heißt, daß es jetzt in unzähligen Kurven steil bergab geht. Solch eine Strecke heißt in Hindi GHAT. Dazu muß ich Euch erzählen, daß Ranchi auf einer Hochebene liegt, ungefähr 800 m über dem Meeresspiegel und Chakradharpur, unser Ziel für heute, liegt nur 220 m hoch, deshalb müssen wir uns in soviel Kurven auf die Ebene hinunterwinden. 5 Stunden sind wir nun schon unterwegs und freuen uns, Chakradharpur vor uns liegen zu sehen. Auch hier in dieser Stadt gibt es eine Gemeinde unserer Gossnerkirche. Der indische Pastor nimmt uns mit Freuden auf und setzt gleich einen Gottesdienst für den Abend an. Keine besondere Bekanntmachung ist dazu nötig. Er läßt nur die kleine Glocke 3 mal in längeren Abständen läuten und bald hat sich die Gemeinde versammelt. Präsident Lakra, den ja einige von Euch noch von seinem Deutschland-Besuch her kennen, hält die Predigt, dann sprechen noch Pastor Schultz und Pastor Klimkeit und auch ich überbringe Grüße von unseren Gemeinden in Deutschland, worüber sich die Gemeinde besonders freut. — Noch lange hinterher sitzen wir beim Schein einer Stallaterne zusammen und unterhalten uns.

Kikerikiii — kräht der Hahn — und gerade zur rechten Zeit. Es ist 5 Uhr und wir müssen uns schnell fertigmachen, um noch zum Zug zurechtzukommen.

Auf dem Bahnhof kommen die Kulies gleich angerannt und wollen unser Gepäck tragen. Es ist erstaunlich, wieviel sie auf einmal tragen können und dann die Hauptlasten immer auf dem Kopf.

Auf dem Bahnsteig ist ein Gewimmel von Menschen und Tieren. Endlich sitzen wir im Zug und können uns alles in Ruhe betrachten. Dort ist ein alter Pilger im orangefarbenen Gewand, sein Gesicht ist voller Runzeln und er hat lange graue Haare und





einen langen grauen Bart. Er hat nur einen Stock und eine Schale bei sich. Sein Essen bettelt er sich zusammen und wandert so von einer heiligen Stätte zur anderen.

Am Zug entlang gehen unermüdlich die Händler und preisen mit lauter Stimme ihre indischen Süßigkeiten an. KELA — KELA ruft einer, d. h. Bananen.

Und dort geht einer mit einigen Tonbechern in der Hand und einem Wasserkessel und ruft Tschai — Tschai. Sicher weiß Ihr schon was das heißt, denn das ist leicht zu raten. — Er verkauft Tee.

Endlich, nachdem der Bahnhofsvorsteher das 3. mal die Glocke geläutet hat, rollt der Zug ins Land hinaus. Auch hier sieht man überall die Bauern fleißig bei der Arbeit. Kilometerweit fahren wir durch dichten Laubwald, der hier Dschungel genannt wird. — Bis Bamra-Station fahren wir und von dort wieder in einem Omnibus weiter bis nach Deogarh. — Unterwegs fallen uns schon so manche Unterschiede zu Chota Nagpur auf. Hier sind die meisten Häuser nur mit Stroh gedeckt und viele haben einen

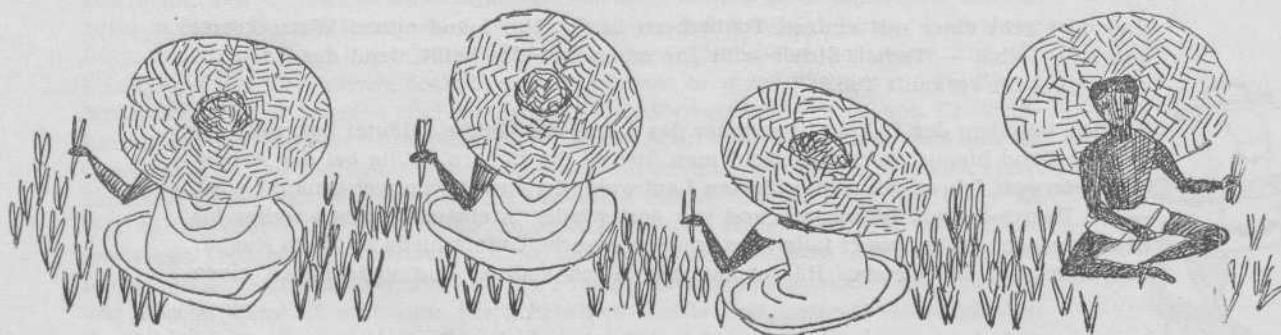


häbschen geflochtenen Bambuszaun um ihren Garten herum. Anstelle der selbstgemachten Regenschirme, von denen ich Euch das letzte Mal schrieb, haben diese Leute hier große, aus Bambus geflochtene Hüte. Eigentlich sind es 2 Hüte, zwischen die eine Schicht von Blättern gelegt worden ist und die dann am Rand zusammengeflochten sind. Seht einmal dort hinüber auf das Feld, es sieht beinah so aus, als ob dort riesige Pilze wachsen. Das sind Frauen, die Reis pflanzen und solche großen Hüte aufhaben. Das sind die besten Regenschirme für die Arbeit.

Die Frauen hier haben auch eine besondere Haartracht. Sie kämmen das Haar hinten nach einer Seite, flechten dann einen Zopf und schlagen ihn nach innen ein. Außerdem tragen sie auch viel Goldschmuck. Das Gold finden sie im Fluß, natürlich nur wenig. Aber wenn sie eine bestimmte Menge zusammen haben, bringen sie es zum Dorf-Goldschmied, der ihnen dann schöne Ohrringe, Nasenringe, Ketten und Arm- und Fußreifen macht.

Na, haben wir aber ein Glück! Ausgerechnet jetzt, wo wir in Deogarh einfahren, kommen die Elefanten des Radjas von der Arbeit zurück. Sie sind ganz mit Schlamm bespritzt. Wahrscheinlich haben sie im Wald Bäume geschleppt.

Endstation! Alles aussteigen! Ach, was sind uns die Beine steif geworden!



Da kommen auch schon einige von unseren Christen auf uns zu und begrüßen uns freudig mit Jisuh Sahai! Das heißt auf Deutsch: Jesus ist unsere Hilfe!

Nun ziehen wir erst einmal mit all unserem Gepäck ins Rasthaus, wo wir uns für ein paar Tage einquartieren wollen. Solche Rasthäuser gibt es hier in Indien eine ganze Menge und sie sind eine praktische Einrichtung. In den Räumen stehen ein paar indische Bettstellen und Tisch und Stühle. Eine einfache Feuerstelle ist da und auf dem Hof befindet sich ein tiefer Brunnen, aus dem man sich Wasser in einem Eimer heraufziehen muß. Ein Mann ist da, der die Schlüssel zum Haus hat und für Sauberkeit sorgt.

Es gibt viel zu erzählen mit unseren Christen. Sie haben auch viele Fragen und wollen

Ranchi, 1953

Liebe Kinder!

Neulich sind wir zusammen durch Ranchi gegangen und haben viele interessante Dinge gesehen. Doch heute habe ich eine ganz besondere Überraschung für Euch. Morgen wollen wir nach Barkot — Amgao zu unserer neuen Missionsstation fahren. Das Land



dafür haben wir eben erst von der indischen Regierung bekommen und wir wollen dort ein Krankenhaus, eine Kirche und eine Schule hinbauen und dann auch dort vielen Heiden von unserem Herrn Christus erzählen.

Nun laßt uns schnell alles einpacken, was wir für die lange Reise brauchen. Eine Woche werden wir unterwegs sein. Gasthäuser wie bei uns gibt es hier nicht, deshalb muß man manche Sachen mitnehmen, an die man zu Hause gar nicht denkt.

Vor allen Dingen einen Kochtopf, Tassen und Teller, Besteck und Teekanne, eine Feldflasche für Trinkwasser. Dann brauchen wir noch Reis und Erbsen, Gewürze, Brotmehl, auch Butter und etwas Käse und Wurst in Büchsen. Gemüse und Obst kaufen wir uns unterwegs auf den Märkten.

Dann dürfen wir aber auch unsere Bettwäsche nicht vergessen, Waschzeug und Sachen zum Wechseln. Auch der Regenschirm muß mit, da wir ja noch immer mitten in der Regenzeit sind. — Ich glaube, das ist alles.

Nun ist der Donnerstag gekommen und die Reise geht los. Im Omnibus dürfen wir gleich in der ersten Bank hinter dem Fahrer sitzen und können so alles schön übersehen. Bald haben wir Ranchi hinter uns gelassen und fahren durch das schöne grüne

Land. Überall arbeiten die Bauern fleißig auf ihren Reisfeldern. Ihr wißt doch, daß die Inder fast immer nur Reis essen.

Dort drüben rechts könnt Ihr ganz deutlich sehen, wie die Felder terassenförmig angelegt sind und um jedes Feld eine $\frac{1}{2}$ m hohe Erdmauer ist, die das Wasser drin halten soll. Der Reis braucht nämlich zum Wachsen viel Feuchtigkeit. Manche Bauern pflügen den durch den vielen Regen schon ganz schlammig gewordenen Boden noch 3—4 mal um, bis ein richtiger Morast entsteht und setzen dann dahinein die vorgezogenen Reispflanzen, und lassen sie wachsen bis zur Ernte ohne noch viel dazu zu tun. Andere Bauern wieder säen am Anfang der Regenzeit, das ist Mitte Juni, den Reis und dann, wenn die Pflanzen ca. 20 cm hoch geworden sind, werden sie verzogen und später wird noch etliche Male das Unkraut ausgejätet.

Im September — Oktober wird dann der Reis geerntet. Die Bauern hier haben längst nicht so schöne Pflüge, wie unsere in Deutschland, sondern einen ganz primitiven Holzpflug. Auf der nächsten Seite seht Ihr eine Zeichnung davon.

Ach, jetzt haben wir gar nicht gemerkt, wie schnell wir vorwärtsgekommen sind. Da ist ein großes Schild an der Straße, darauf steht

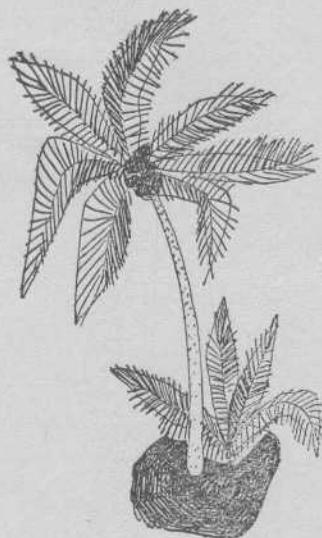
GHAT BEG INS

Das heißt, daß es jetzt in unzähligen Kurven steil bergab geht. Solch eine Strecke heißt in Hindi GHAT. Dazu muß ich Euch erzählen, daß Ranchi auf einer Hochebene liegt, ungefähr 800 m über dem Meeresspiegel und Chakradharpur, unser Ziel für heute, liegt nur 220 m hoch, deshalb müssen wir uns in soviel Kurven auf die Ebene hinunterwinden. 5 Stunden sind wir nun schon unterwegs und freuen uns, Chakradharpur vor uns liegen zu sehen. Auch hier in dieser Stadt gibt es eine Gemeinde unserer Gossnerkirche. Der indische Pastor nimmt uns mit Freuden auf und setzt gleich einen Gottesdienst für den Abend an. Keine besondere Bekanntmachung ist dazu nötig. Er läßt nur die kleine Glocke 3 mal in längeren Abständen läuten und bald hat sich die Gemeinde versammelt. Präsident Lakra, den ja einige von Euch noch von seinem Deutschland-Besuch her kennen, hält die Predigt, dann sprechen noch Pastor Schultz und Pastor Klimkeit und auch ich überbringe Grüße von unseren Gemeinden in Deutschland, worüber sich die Gemeinde besonders freut. — Noch lange hinterher sitzen wir beim Schein einer Stallaterne zusammen und unterhalten uns.

Kikerikiii — kräht der Hahn — und gerade zur rechten Zeit. Es ist 5 Uhr und wir müssen uns schnell fertigmachen, um noch zum Zug zurechtzukommen.

Auf dem Bahnhof kommen die Kulies gleich angerannt und wollen unser Gepäck tragen. Es ist erstaunlich, wieviel sie auf einmal tragen können und dann die Hauptlasten immer auf dem Kopf.

Auf dem Bahnsteig ist ein Gewimmel von Menschen und Tieren. Endlich sitzen wir im Zug und können uns alles in Ruhe betrachten. Dort ist ein alter Pilger im orangefarbenen Gewand, sein Gesicht ist voller Runzeln und er hat lange graue Haare und



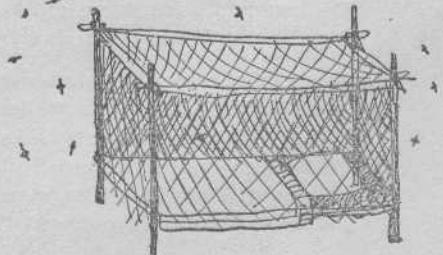


einen langen grauen Bart. Er hat nur einen Stock und eine Schale bei sich. Sein Essen bettelt er sich zusammen und wandert so von einer heiligen Stätte zur anderen.

Am Zug entlang gehen unermüdlich die Händler und preisen mit lauter Stimme ihre indischen Süßigkeiten an. KELA — KELA ruft einer, d. h. Bananen.

Und dort geht einer mit einigen Tonbechern in der Hand und einem Wasserkessel und ruft Tschai — Tschai. Sicher wißt Ihr schon was das heißt, denn das ist leicht zu raten. — Er verkauft Tee.

Endlich, nachdem der Bahnhofsvorsteher das 3. mal die Glocke geläutet hat, rollt der Zug ins Land hinaus. Auch hier sieht man überall die Bauern fleißig bei der Arbeit. Kilometerweit fahren wir durch dichten Laubwald, der hier Dschungel genannt wird. — Bis Bamra-Station fahren wir und von dort wieder in einem Omnibus weiter bis nach Deogarh. — Unterwegs fallen uns schon so manche Unterschiede zu Chota Nagpur auf. Hier sind die meisten Häuser nur mit Stroh gedeckt und viele haben einen

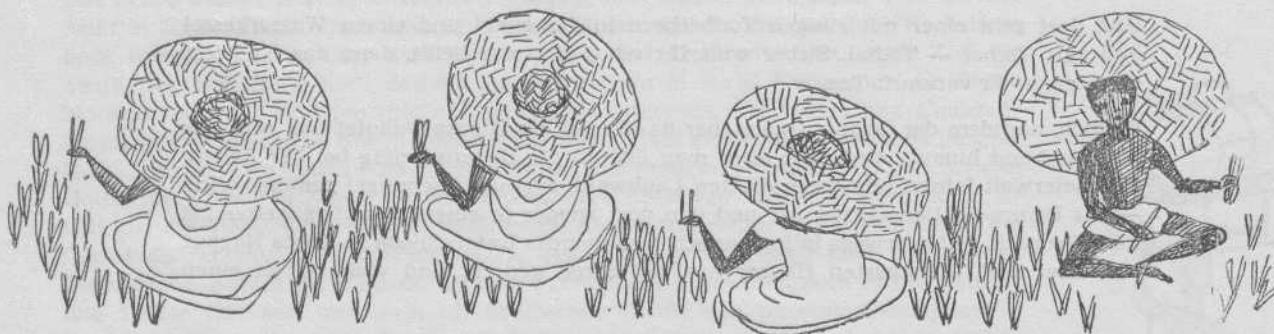


häbschen geflochtenen Bambuszaun um ihren Garten herum. Anstelle der selbstgemachten Regenschirme, von denen ich Euch das letzte Mal schrieb, haben diese Leute hier große, aus Bambus geflochtene Hüte. Eigentlich sind es 2 Hüte, zwischen die eine Schicht von Blättern gelegt worden ist und die dann am Rand zusammengeflochten sind. Seht einmal dort hinüber auf das Feld, es sieht beinah so aus, als ob dort riesige Pilze wachsen. Das sind Frauen, die Reis pflanzen und solche großen Hüte aufhaben. Das sind die besten Regenschirme für die Arbeit.

Die Frauen hier haben auch eine besondere Haartracht. Sie kämmen das Haar hinten nach einer Seite, flechten dann einen Zopf und schlagen ihn nach innen ein. Außerdem tragen sie auch viel Goldschmuck. Das Gold finden sie im Fluß, natürlich nur wenig. Aber wenn sie eine bestimmte Menge zusammen haben, bringen sie es zum Dorf-Goldschmied, der Ihnen dann schöne Ohrringe, Nasenringe, Ketten und Arm- und Fußreifen macht.

Na, haben wir aber ein Glück! Ausgerechnet jetzt, wo wir in Deogarh einfahren, kommen die Elefanten des Radjas von der Arbeit zurück. Sie sind ganz mit Schlamm bespritzt. Wahrscheinlich haben sie im Wald Bäume geschleppt.

Endstation! Alles aussteigen! Ach, was sind uns die Beine steif geworden!



Da kommen auch schon einige von unseren Christen auf uns zu und begrüßen uns freudig mit Jisuh Sahai! Das heißt auf Deutsch: Jesus ist unsere Hilfe!

Nun ziehen wir erst einmal mit all unserem Gepäck ins Rasthaus, wo wir uns für ein paar Tage einquartieren wollen. Solche Rasthäuser gibt es hier in Indien eine ganze Menge und sie sind eine praktische Einrichtung. In den Räumen stehen ein paar indische Bettstellen und Tisch und Stühle. Eine einfache Feuerstelle ist da und auf dem Hof befindet sich ein tiefer Brunnen, aus dem man sich Wasser in einem Eimer heraufziehen muß. Ein Mann ist da, der die Schlüssel zum Haus hat und für Sauberkeit sorgt.

Es gibt viel zu erzählen mit unseren Christen. Sie haben auch viele Fragen und wollen



Cher ui lhr Iln.
L

kinderbote

der Basler Mission

1/1960

Liebe Kinder

Die Basler Mission grüßt Euch alle mit diesem „Kinderboten“. Sie möchte Euch von Zeit zu Zeit mit einem solchen Gruß eine Freude machen. Von Kindern in aller Welt wollen wir Euch erzählen. Und wir möchten gerne, daß Ihr durch diese Geschichten etwas davon spürt, daß diese Kinder in aller Welt mit Euch verbunden sind, dadurch, daß sie in Asien und Afrika und ihr und wir alle hier einen Herrn und Heiland haben, dem wir miteinander gehören. Wenn Euch die folgende Geschichte Freude gemacht hat, und ihr findet, daß ihr selbst etwas tun möchtet, dann gebt euer Sonntagsopfer dafür, daß noch viele Kinder und Erwachsene die Botschaft vom Heiland aller Menschen zu hören bekommen.

Vor einigen Jahren hat uns einmal eine Gemeinde eine große Missionsgabe, die sie gesammelt hatte, auf feine Weise überreichen lassen. Ein Glied der Gemeinde hatte ein Schiff gebastelt mit einem hübschen Segel. Auf dem Deck dieses Schiffes hatte man 2 Säckchen verstaut, die mit lauter 5-Markstücken gefüllt waren. Es war eine große Summe Geldes. Und auf dem Schiff stand: nach Indien.

So soll dann auch Eurem Opfer eine Richtung gegeben werden: „nach Indien“ oder „nach Kamerun“ oder nach „Hongkong“ oder nach einem andern Land, in dem die Basler Mission arbeitet.

Im Namen der Basler Mission grüßt Euch alle herzlich

Missionar Dr. Walter Ringwald



Asifa

Asifa lebte hoch im Norden von Ghana in Afrika. Er war blind. Sein Vater war gestorben, seine Mutter hatte ihr Heimatdorf und ihr Kind verlassen. Zum Glück besaß Asifa aber noch einen Onkel, der sich seiner annahm. Trotzdem war es ein trostloses Leben für das arme blinde Büblein. Bei allen lustigen Spielen seiner Altersgenossen konnte er nicht mitmachen. Niemand verstand es, ihm etwas zu zeigen, ihm richtig zu helfen oder ihn zu beschäftigen.

Eines Tages aber hörte sein Onkel von der Blindenschule in Akropong.

„Das wäre gewiß etwas für Asifa“, sagte er sich. „Wer weiß, dort könnte er vielleicht noch etwas lernen.“

Ihr seht, Asifas Onkel war ein fortschrittlicher und freundlicher Mann, dem das Wohl seines Neffen am Herzen lag. Aber er hatte nicht mit den andern Dorfbewohnern gerechnet. Von allen Seiten rieten sie ihm von diesem Entschluß ab.

„Warum willst du denn Asifa nach Akropong schicken? Das nützt doch nichts. Zudem ist es so weit weg, da wirst du den Buben vielleicht gar nie mehr sehen.“ So bestürmten sie Asifas Onkel, bis er unschlüssig wurde und von seinem guten Entschluß abkam.

Das hatte aber Herr Amoaka, der Leiter und Hausvater der Blindenschule von Akropong erfahren. Wenn es einem blinden Kind zu helfen galt, so scheute er keine Mühe. Hier konnte wohl am besten ein guter Anschauungsunterricht die Leute überzeugen. So rief er Adamu, einen blinden Schüler, zu sich und sagte zu ihm: „Morgen gehen wir auf eine Reise, Adamu.“

„Uh, famos“, antwortete Adamu freudestrahlend. „Du mußt aber deine Schreibtafel und deine Ahle mitnehmen.“ „Die Schreibtafel und meine Ahle?“ fragte Adamu ganz erstaunt. „Das habe ich aber noch nie erlebt.“

„Allerdings“, entgegnete Herr Amoaka, „wir gehen eben nicht einfach Bananen einkaufen, wir reisen viel weiter. Anderthalb Tage sind wir unterwegs mit dem Auto.“ „Wohin gehen wir denn?“

„Das will ich dir gerne erklären“, gab ihm sein Pflegevater freundlich zur Antwort. Und dann erzählte er die Geschichte vom blinden Asifa, wie ihr sie eben auch gelesen habt.

„Bist du gerne hier, Adamu?“ schloß Herr Amoaka seinen Bericht. „Ja, Vater.“

„Dann gibt es nur eines“, erklärte Herr Amoaka, „du und ich fahren zusammen nach Salaga, übernachten dort beim Missionar und gehen anderntags in das Dorf, wo Asifa wohnt. Dort wirst du Asifas Onkel und den Dorfleuten zeigen, wie ein Blinder liest und schreibt.“

Die werden ja staunen, wenn sie das sehen, und hernach sicher einwilligen, daß Asifa mit uns kommt. Außerdem nehme ich die von euch Kindern gewobenen Matten, die geflochtenen Körbe und das so schön eingebundene Photoalbum mit, damit alle Leute dort im Norden sehen, was blinde Mädchen und Buben fertigbringen.“

Am andern Morgen ging es beizeiten los. Wie schade, daß Adamu wiederum so gar nichts sehen konnte.





Hier war kein Urwald mehr, nur noch Gras, Gras und wieder Gras. Seltener fuhr man durch ein Dorf. Anderntags kamen sie zu einem breiten Fluß, dem Volta. Mit einer Fähre überquerten sie ihn, um am anderen Ufer die Reise fortzusetzen.

Auf der Missionsstation in Salaga hatte der Missionar seine angekündigten Gäste schon erwartet. Er freute sich auf ihr Kommen und hatte alles zu ihrem Empfang vorbereitet. Sein Koch hatte ein richtiges afrikanisches Mittagessen gerüstet. Ei, wie das Adamu schmeckte!

Am Nachmittag besuchte der Missionar mit seinen Gästen alle Christen in der Stadt und überall erzählten sie, warum Herr Amoaka und Adamu gekommen waren und baten die Leute, am folgenden Sonntag zum Gottesdienst in die Kapelle zu kommen. Dann gingen sie auch nach Kpembe, der Residenz des Gonja-Königs. In seiner großen, mit Stroh bedeckten Rundhütte saß er auf seinem Eisenbett. Links von ihm lagen auf Kuhhäuten seine Ratgeber. Der König, ein Mann von über 80 Jahren, war selber blind, und gerade das machte ihn für das Anliegen seiner Besucher aufgeschlossen. Er versprach, Asifa und seinen Onkel durch einen Boten rufen zu lassen. Doch der ganze Sonntag verstrich und kein Asifa ließ sich blicken.

Auch der Montagmorgen verging, ohne daß jemand von Asifas Leuten gekommen wäre. Endlich, am Nachmittag, meldete ein Bote des Königs: „Asifa und drei Männer von Mabung sind angekommen.“ Rasch bestiegen der Missionar und seine Gäste den Lastwagen und fuhren zum Dorfplatz von Kpembe, wo im Schatten der großen Kapokbäume die drei Männer mit

dem blinden Knaben saßen. Sie sahen finster und mißtrauisch aus, denn sie waren nicht aus freien Stücken hierher gekommen. Doch gegen den Befehl des Königs durften sie nicht rebellieren. Herr Amoako begrüßte alle sehr herzlich. Langsam sammelten sich auch die anderen Männer und Frauen auf dem Dorfplatz, und schließlich wurde der blinde König von einigen Trabanten an der Hand hergeführt. Er setzte sich auf ein Kuhfell, gestützt von zwei großen Lederkissen. Seine Ratgeber, die Männer, Frauen und Kinder saßen und standen im Umkreis.

Dann kam der große Augenblick, da Adamu seine Schreibtafel und die Ahle hervorzog. Herr Amoako diktierte ihm auf Englisch Sätze aus einem Schulbuch. Adamu schrieb eifrig, wendete dann das Blatt und begann die Punktschrift fließend zu lesen. Alle schauten verwundert zu. So etwas hatten sie noch nie gesehen! Der Oberlehrer der Kpembe-Schule stand da und schüttelte den Kopf.

„Herr Amoako“, fragte er, „seit wann hat Adamu lesen gelernt?“

„Es sind jetzt gerade zwei Jahre her“, erwiderte Herr Amoako.

„Was, nur zwei Jahre“, fuhr der Lehrer weiter, „er liest ja besser als meine Sechsklässler!“

Die drei Männer von Mabung blickten gespannt auf Adamu. Sie selber konnten weder lesen noch schreiben, sie waren immer Jäger und Bauern gewesen und wollten es bleiben. Aber wenn ihnen das Lesen und Schreiben schon an sich als große Kunst vorkam, wie unfaßlich schien es ihnen dann erst, daß ein Blinder dies alles so gut – ja nach Ansicht des Oberlehrers noch besser konnte als ein Sehender. Sie staunten und staunten; man sah, daß in ihren Herzen etwas vor sich ging.

Langsam holten sie unter ihren Gewändern eine Schnur hervor, an der ein kleines Säckchen angebunden war. Aus diesem Säckchen holten sie zwei Geldstücke hervor und sagten zu Herrn Amoako:

„Nimm Asifa mit nach Akropong. Wir haben jetzt gesehen, was einmal aus ihm werden soll. Diese zwei Geldstücke sind für Asifa.“

Auch der alte König hatte sich erhoben und wandte sich an den Missionar:

„Missionar, siehst du, was ich zustande gebracht habe? Wenn man einen Buben so weit wegsschicken will, so muß man mich, den König, fragen.

Dann geht's, denn ich bin der König.“

Seht, der König war Heide und konnte nichts anderes, als seine eigene Ehre suchen. Aber wie oft tun doch auch wir Christen nichts Besseres.

Dem Missionar schien es jedoch, es habe hier noch ein anderer König mitgewirkt. Ein unsichtbarer, aber mächtiger König: der Vater im Himmel! Hatte Er nicht Herrn Amoako den Gedanken eingegeben, mit Adamu nach Salaga zu fahren, um dort drei Männer von der guten Sache zu überzeugen? Begleitete Er nicht auch die blinden Kinder mit Herrn Amoako wieder nach Akropong zurück und hielt dort seine schützende Hand über sie, damit die Buben mit ihren anderen blinden Kameraden zu glücklichen Menschen heranwachsen können?

Wahrhaftig, bei diesem König sind wir alle gut aufgehoben.

Missionar O. Rytz, Salaga.

Konten der Basler Mission: Postscheck Stuttgart Nr. 2027 · Württ. Landessparkasse Stuttgart Nr. 1519

Der „Kinderbote der Basler Mission“ erscheint zweimal im Jahr und wird herausgegeben von Dr. Walter Ringwald, im Auftrag der Basler Mission - Deutscher Zweig e. V., Stuttgart S, Heusteigstr. 84
Der Bezugspreis ist im Beitrag der Kirchengemeinden enthalten · Auflage 250 000 · Grafik Dieter Kani
Druck: Buchdruckerei Gottlieb Holoch GmbH, Stuttgart W

Liebe Kinder!

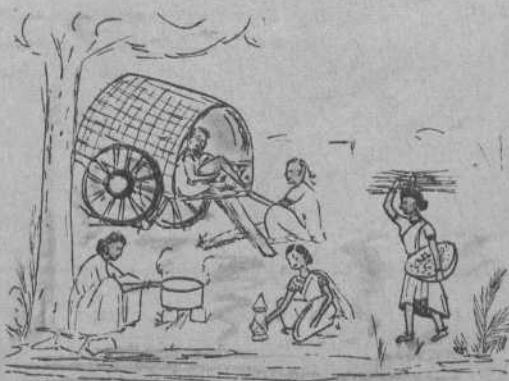
Ich heiße Nilakoro Pradhan und wohne in Rengalbahal. Unser Dorf liegt 25 km von Ambgaon entfernt, mitten im Dschungel. Weit und breit gibt es keinen Doktor und kein Hospital. Wenn wir krank sind, gehen wir zu dem „Boido“, unserem Dorfdoktor, der uns dann aus Wurzeln, Kräutern und Blättern eine Medizin zurechtmacht. Ich hatte mir auch schon öfter Fiebermedizin von ihm geholt, die gut half; aber als die Sache mit meinem Bein anfing, wußte auch er keinen Rat mehr.

Ich kriegte nämlich eines Tages ganz plötzlich große Schmerzen in meinem linken Bein. Da ich nicht hingefallen war und auch keine Wunde hatte, konnten wir uns gar nicht erklären, wie das kam und ließen deshalb den Dorfpriester kommen. Der meinte, ein Bhut, das ist ein böser Geist, wäre in mein Bein gefahren. Wir sollten nur ein Huhn opfern, dann würde es sicher wieder besser. Das taten wir auch, aber meine Schmerzen wurden nur größer. Meine Mutter und Schwester gingen in den Wald und suchten die 8 verschiedenen Blätter und Wurzeln zusammen, die unser Dorfdoktor für die starke Medizin brauchte. Er machte daraus einen Brei, den ich auf das Bein legen mußte – aber auch das half nicht. Jammernd und stöhned saß ich auf einer Matte vor unserem Haus und massierte mein Bein gerade mit Rizinusöl, als unser Nachbar, Panu Sahu, vorbeikam. Er sagte: „Was sitzt du nur immer noch hier und quälst dich mit deinen Schmerzen herum? Fahre doch nach Ambgaon in das neue Hospital! Dort bekommst du gute Medizin und wirst bald gesund. Du weißt doch, wie krank ich war und daß ich vor Rückenschmerzen kaum noch laufen konnte und wie ihr euch alle gewundert habt, daß ich so schnell gesund geworden bin.“ „Wie soll ich dorthin kommen, es ist doch so weit, und ich kann nicht laufen“, jammerte ich. „Ihr habt doch eure Ochsen, fahrt doch mit dem Ochsenwagen hin. Wenn es auch zwei Tage dauert, so ist das doch immer noch besser, als mit Schmerzen hier herumzusitzen“, meinte er. Er hat ja so recht, dachte ich. Wir hielten dann am Abend einen Familienrat, und ich fragte meinen Vater, ob ich nach Ambgaon fahren dürfte. Als auch mein älterer Bruder einverstanden war und wir feststellten, daß der nächste Tag – ein Dienstag – besonders gut war, um eine Reise zu unternehmen, wurden schnell noch alle Vorbereitungen getroffen, damit wir am Morgen ganz früh losfahren könnten. Wir mußten ja Reis, Erbsen und Gemüse für unsere Mahlzeiten mitnehmen, Schlafmatten, Decken, die Axt zum Holzschlagen, Kochtöpfe, Wasser-

flaschen usw. Es gehört viel dazu, wenn man auf so eine weite Reise geht.

Viel geschlafen haben wir nicht in dieser Nacht. Ich vor Schmerzen nicht und die anderen vor Aufregung nicht. In der Frühe des Morgens, gleich nach dem ersten Hahnenschrei, fuhren wir los. Wir waren 7 Personen: meine Mutter, meine Frau und Tochter und mein jüngster Bruder mit seinen zwei Söhnen. Wir hatten unseren zweirädrigen Karren ordentlich mit Reisstroh ausgepolstert, und doch fühlte ich jeden Stein des schlechten Weges wie Messerstiche in meinem Bein. Gegen Mittag endlich waren wir aus dem Wald heraus und kamen auf die Straße, die nach Barkot und dann weiter nach Ambgaon führt. Der Omnibus aus Deogarh überholte uns. Wie staunten die Jungs über das große Auto. So etwas gab es ja in unserem Dorf noch nicht zu sehen. Ja, und dann, als wir in Barkot ankamen und die große neue Brücke sahen, da staunten auch wir. Jetzt brauchten wir nicht mehr stundenlang auf die Fähre zu warten, die uns hinüberbringen sollte, jetzt konnten wir einfach weiterfahren. Inzwischen war es Abend geworden und höchste Zeit für uns, sich nach einem Rastplatz umzusehen. Wir fanden einen Platz nahe der Straße an einem kleinen Flüßchen. Da konnten wir baden, unseren Reis kochen und unter den Bäumen schlafen. Der wilden Tiere wegen ließen wir das Feuer die ganze Nacht brennen. Einige Leute die vorbeikamen, sagten, es sei gar nicht mehr so weit bis zum Hospital, nur noch 8 km. Das freute uns sehr. Meine Schmerzen waren auch gar nicht mehr zum Aushalten.

Endlich, endlich sahen wir ein weißes Gebäude durch die Bäume schimmern, das mußte das Hospital sein. Wir fuhren noch durch den Mangohain, dann waren wir am Ziel. – Viele Leute standen herum und warteten auf Medizin. Die Schwester kam aber gleich heraus, um nach mir zu sehen. Sie schüttelte bedenklich den Kopf, als



sie mein Bein sah und sagte: „Das muß geschnitten werden, da ist viel Eiter drin.“ „Ich habe aber große Angst“, sagte ich. „Ich werde Ihnen vorher eine Spritze geben, dann haben Sie nicht solche Schmerzen“, meinte sie. Vor der Spritze hatte ich auch Angst; aber was sollte ich machen, ich wollte ja gesund werden. Bald lag ich auf dem Operationstisch, und ehe ich mich versah, war mein Bein schon aufgeschnitten, und eine Masse Eiter lief heraus. Es wurde ein ganzer Eimer voll, und die Schmerzen waren auf einmal ganz weg. Meine Angehörigen kamen einer nach dem anderen und wollten alle sehen, wieviel Eiter in dem Bein gewesen war. Sie konnten sich nicht genug wundern, daß nun meine Schmerzen ganz weg waren. – Ich kann Euch gar nicht sagen, wie froh ich war, dem Rat meines Nachbarn gefolgt zu sein.

Nun mußten wir noch einige Tage im Hospital bleiben. Es war uns ja alles etwas ungewohnt. Wir wollten auch gar nicht so gern mit all den anderen Leuten, die zum Teil aus einer niederen Kaste stammten, in einem Zimmer schlafen. Die Schwester sagte aber, hier im Krankenhaus seien alle Menschen gleich, da gäbe es keine Kastenunterschiede. – So schnell können wir aber nicht umlernen. Wir haben uns dann eine Ecke etwas abgegrenzt. Meine Frau schlief auf einer Matte neben meinem Bett, und die anderen schliefen draußen neben dem Ochsenkarren unter einem Baum. Dort kochten wir auch unser Essen. Zur Essenszeit humpelte ich dann immer hinaus und aß meinen Reis dort.

Wir staunten über die vielen, vielen Menschen, die jeden Tag zum Hospital kamen. Manche wollten nur etwas Medizin für ihre Angehörigen zu Hause, andere blieben 2–3 Tage und ließen sich Spritzen geben. Es war sehr interessant, und immer wieder gab es etwas Neues zu sehen.

Unsere Jungs waren gar nicht von dem Fenster des Behandlungszimmers wegzubringen. Sie wollten ja ganz genau sehen, was die weiße Frau alles tat. „Sie hat auch ein Rohr, in das sie guckt (Mikroskop), da sieht sie, was die Leute für Blut haben und was sie für eine Krankheit haben“, berichteten sie mir. Manche Leute hatten nicht richtig verstanden, wie sie ihre Medizin einnehmen sollten und standen nun vor der Tür und überlegten, was die Schwester wohl gesagt haben könnte. Manchmal erklärten ihnen es die anderen, oft gingen sie aber auch noch einmal fragen.

Einmal wurde die Schwester auch in ein Dorf zu einer kranken Frau gerufen. Sie fuhr mit dem Fahrrad hin, kam aber erst spät abends wieder zurück. Obwohl es so spät war, kam sie doch noch einmal, um nach uns allen zu sehen. Das hat uns sehr beeindruckt, und wir fragten uns, warum denn diese Menschen aus einem fernen Land zu uns kommen und sich so um uns kümmern und uns helfen. Die Schwester sagte, das sei ihre Religion, und ihr Gott hätte ihnen diesen Auftrag gegeben. Da erinnerte ich mich, daß sie gesagt hatte, daß die Binde, die sie mir gerade umwickelte, von deutschen Kindern geschickt worden sei, und erzählte das auch den anderen Patienten. Die wunderten sich alle sehr und sagten: „Das muß doch eine gute Religion sein, die die Menschen dazu bringt, anderen zu helfen.“

Bald kam der Tag, an dem ich geheilt nach Hause gehen durfte. Diesmal konnte ich neben dem Ochsenwagen herlaufen und hatte gar keine Schmerzen mehr. Wir trafen noch viele Leute, die zum Hospital unterwegs waren. Sicher ist auch ihnen geholfen worden.

Ich grüße Euch mit dem indischen Gruß
„Namaskar“

Nilakanta Pradhan

Diese Geschichte ist entnommen aus dem Kinderbrief von Schwester Else Martin,
Hospital der Gossner Mission, Ambgaon (Indien). Zu beziehen bei der Gossner
Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20

N. 9

BIELDER: SEITE 1 ALBRECHT DURER · SEITE 3 GOSSNER MISSION

Kindergabe

HERAUSGEBER: V. BODELSCHWINGHSCHE ANSTALTEN, BETHEL BEI BIELEFELD
SCHRIFTLEITUNG: A. HOCHMUTH / GRAPH. GESTALTUNG: DIAKON W. POSCHEL / BEIDE BETHEL
BEI BIELEFELD / POSTFACH 93 / VERLAG UND VERTRIEB: BLATTERVERLAG DER ANSTALT BETHEL, MITGLIED DES
GEMEINSCHAFTSWERKES D. EVANGELISCHEN PRESSE / KUPFERTIEFDRUCK: ERNST GIESEKING, BIELEFELD



Kindergabe NUMMER 14 / BETHEL BEI BIELEFELD / 1. MÄRZ 1959 / OKULI

Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt

JESAJA 53/5

Wir lesen: Matthäus 27/57-68: Jesus wird zum Tode verurteilt

Vielleicht geht es manchem von euch so, wie es mir eine Weile in meiner Kinderzeit ging. Wenn ich merkte, daß eine Geschichte sehr aufregend und traurig wurde, mochte ich sie nicht weiterlesen, und wenn ich sie doch gelesen hatte, rührte ich sie lieber nicht zum zweiten Mal an. Von solcher Art scheint unsere Geschichte heute zu sein. Da kommt scheinbar nichts vor, woran man sich freuen kann. Und ist nicht das Ende ganz trostlos? Die Hohenpriester und Schriftgelehrten wollen Jesus auf jeden Fall umbringen, und es gelingt ihnen schließlich auch, ihn zum Tod zu verurteilen. Aber unsere Geschichte ist nicht nur deshalb so aufregend, weil es für Jesus um Tod und Leben geht. Ihr habt schon oft gemerkt, daß das, was uns in der Bibel berichtet wird, unser eigenes Leben angeht. Bei dem, was in dem Prozeß Jesu vor dem Hohen Rat in Jerusalem geschah, ging es für uns selbst um Tod und Leben. Deshalb können wir diese Geschichte nicht ungelesen in eine hintere Ecke des Bücherschrankes stopfen wie ein trauriges Märchen, von dem wir nichts wissen wollen. Aber wir brauchen das auch gar nicht. Denn das Traurige, was wir da erfahren, bedeutet in Wirklichkeit für uns selbst nicht Traurigkeit, sondern Freude. Wir brauchen uns nicht zu fürchten vor dieser Geschichte. Im Gegenteil. Wenn wir sie recht begreifen, gibt es in unserem ganzen Leben nichts mehr zu fürchten. Die wichtigste Stelle in unserer Geschichte ist der feierliche Augenblick, in dem der Hohepriester zu Jesus sagte: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du seist Christus, der Sohn Gottes.“ Gespannt haben sie auf Jesu Antwort gelauert. Wenn er nicht „nein“ sagte, war es aus für ihn. Einen solchen Menschen wie Jesus kannten die Hohenpriester und Schriftgelehrten nicht als den Christus, das heißt den König Gottes für die ganze Welt und den Sohn Gottes, der von Gott kam, gelten lassen. Dann wäre ja das meiste von dem falsch gewesen, was sie selbst den Menschen von Gott und seinem König, auf den sie warten sollten, gesagt hatten. Das durfte nicht sein. Jesus kannte ihre Gedanken, und als er trotzdem antwortete: „Du sagst es“, entschied er sich freiwillig dafür, den Tod zu erleiden.

Die Hohenpriester und Schriftgelehrten meinten, sie könnten diesen unbequemen Jesus los werden, wenn sie ihn töteten. Aber Jesus, der wirklich der Sohn und der König Gottes war, hat gerade durch seinen Tod seine Herrschaft über die Welt und alle Menschen erlangt. Weil Jesus sich zum Tod verurteilen ließ und gestorben ist, kann uns nichts Böses in der Welt mehr etwas anhaben, nicht einmal der Tod. Der Tod ist das, wovor die Menschen am meisten Angst haben. Aber weil Jesus damals gestorben ist, braucht für uns der Tod nicht mehr ein schreckliches Ende zu sein, sondern er ist der Anfang für ein herrliches Leben mit dem Herrn Jesus zusammen, das nicht mehr aufhören wird. Das fängt schon jetzt an. Jeder von euch muß nun einmal an all das denken, was ihm selbst keine Freude, sondern Not macht: Da gibt es Krankheit und Ärger und Kummer mit anderen Menschen, da geht vieles nicht so, wie wir es uns wünschen. Ihr werdet manches aufzählen können, und wenn ihr größer werdet, noch mehr als jetzt. All das aber kann unser Leben nicht wirklich traurig machen und verderben, weil Jesus damals, als es für ihn um Tod und Leben ging, sich für den Tod entschieden hat. Damit es mit unserem Leben gut würde, hat er das getan.

Das ist ein großes und wunderbares Geheimnis, an dem wir unser ganzes Leben lang nicht auslernen können. Das Erste, was wir tun müssen, ist, daß auch wir uns entscheiden, anders entscheiden, als es die Hohenpriester und Schriftgelehrten getan haben. Wenn wir Jesus als den Sohn Gottes und unseren Herrn ehren und ihm danken für alles, was er für uns getan hat, dann werden wir immer mehr von seinem Geheimnis verstehen und immer froher darüber werden.

Gisela van Spankeren